

Von Kraft zu Kraft

Epistelpredigten

für die

Sonn- u. Festtage des Kirchenjahres

VON

Pfarrer Johannes Engel

Abund de virtute in virtutem.

(Pf. 83, 8)

Zweiter Teil:

Sonntage von Pfingsten bis Advent

Dritte und vierte verbesserte Auflage

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

BIBLIOTHECA
RESIDENTIAE CRACOVIENSIS
P. P. SOCIETATIS JESU
AD S. BARBARAE

Breslau 1923

G. P. Uderholz' Buchhandlung.



9265 S

9264 / ii

25

Imprimatur.

Breslau, 22. Mai 1920.

Fürstbischöfl. General-Vikariat-Amt.
Blaeschke.

G. K. 12491

„Zbiory Śląskie“

Alle Rechte vorbehalten.

Ute K 119 726 SL

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Dreifaltigkeitssonntag: Der Unerforschliche	1
2. Zweiter Sonntag nach Pfingsten: Haß und Liebe	12
3. Dritter Sonntag nach Pfingsten: Eine Kreuzeschule	24
4. Vierter Sonntag nach Pfingsten: Des Christen Heimweh	34
5. Fünfter Sonntag nach Pfingsten: Eine goldene Lebensregel	43
6. Sechster Sonntag nach Pfingsten: Stirb der Sünde, lebe dem Herrn!	52
7. Siebenter Sonntag nach Pfingsten: Sündendienst und Gottesdienst	64
8. Achter Sonntag nach Pfingsten: Das Abba-Rufen der Kinder Gottes	74
9. Neunter Sonntag nach Pfingsten: Die Versuchung	83
10. Zehnter Sonntag nach Pfingsten: Die Epistel von den Talenten	93
11. Elfter Sonntag nach Pfingsten: Das Wesen des Christentums	105
12. Zwölfter Sonntag nach Pfingsten: Die Herrlichkeit der Kirche	116
13. Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten: Der Glaube und die Werke	126
14. Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten: Der Sieg des Geistes über das Fleisch	138
15. Fünfzehnter Sonntag nach Pfingsten: Wie die Saat, so die Ernte	149
16. Sechzehnter Sonntag nach Pfingsten: Eine Schule des Gebetes	160
17. Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten: Das Hohelied der Einigkeit	171
18. Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten: Reichthümer der Gnade	182
19. Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten: Geisteserneuerung	194
20. Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten: Christliche Weisheit	204
21. Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten: Des Christen Waffenrüstung	214
22. Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten: Näher, mein Gott, zu dir!	224
23. Dreiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten: Die Scheidung der Geister	234
24. Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten: Am Schlusse des Kirchenjahres	245

Dreifaltigkeitssonntag.

Der Unerforschliche.

O, Tiefe des Reichthums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes!

Röm. 11, 33. (33—36.)

Wir sind auf der Höhe des Kirchenjahres angelangt. Noch einmal halten wir einen Rückblick auf die drei Hochfeste mit dem Reichthum der Gnaden, die sie uns vermittelten. Welch ein gewaltiger Rundblick, der sich darbietet! Wenn wir all die Segnungen zusammenfassen, die wir den drei göttlichen Personen und ihren Großthaten verdanken, so tut sich ein abgrundtiefes Meer von Licht und Gnade vor uns auf, das in tausend Farben leuchtet und strahlt. Von all dem Glanze geblendet, schwinden uns die Gedanken: Anbetend sinken wir auf die Knie und suchen nach einem Hymnus auf den unendlichen Gott. Es gibt keinen schöneren, als den die Kirche für den Dreifaltigkeitssonntag bestimmt hat. Es ist ein Lob- und Preisgesang dessen, der bis in den dritten Himmel entrückt war und die Geheimnisse Gottes sehen und hören durfte. Eben hatte er den Römern die wunderbaren Fügungen Gottes in der ganzen Heilsgeschichte geschildert, wie Gott die Völker trotz aller Hindernisse auf verschlungenen Pfaden zum Ziele der Erlösung geführt hat: Da sinkt er anbetend nieder und bricht in die ewig denkwürdigen Worte aus, die wir heut in der Epistel vernommen haben, die seitdem von Jahrhundert zu Jahrhundert erklingen wie ein Lied aus einer höheren Welt. Knien auch wir auf der Höhe des Kirchenjahres neben dem Apostel nieder und thun wir gleich ihm mit heiligen Ehrfurchtsschauern einen Blick

in die Abgründe des unerforschlichen Gottes:

- I. Unerforschlich sind seine Werke,
- II. Unerforschlich ist sein Wesen,
- III. Unerforschlich seine Wege und Gerichte;
- IV. Gerade deshalb ist er anbetungswürdig.

I.

Was immer wir von den Werken Gottes betrachten, ob wir lesen in dem großen Buche der Schöpfung, in dem Wunderwerke der Erlösung und Heiligung des Menschengeschlechtes, überall finden wir mit leuchtender, unzerstörbarer Schrift das Wort eingetragen: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes!“

1a) Schauen wir empor zu den Himmeln — sie erzählen die Herrlichkeit Gottes und rufen mit gewaltiger Stimme: „Wie groß sind deine Werke, o Herr! Alles hast du mit Weisheit gemacht“ (Ps. 103, 24). Da kreisen in unserem Sonnensystem in wunderbar komplizierten Bewegungen eine große Anzahl von Himmelskörpern: 8 Planeten, über 400 Planetoiden und dazu eine Anzahl von Kometen. Sie sausen durch das Weltall mit einer Geschwindigkeit, die uns rätselhaft, unglaublich erscheint. Die Erde legt auf ihrem Wege um die Sonne in jeder Sekunde, also während ich ein oder zwei Worte spreche, 29,6 Kilometer, der Merkur sogar 47,6 zurück. Welch ein gewaltiges Uhrwerk, vom allweisen Schöpfer vor Jahrhunderten aufgezogen, das seitdem ohne den geringsten Fehler arbeitet! Die Planeten drehen sich um die eigene Achse und um die Sonne, die zu manchen Planeten gehörenden Monde noch außerdem um diese. Die Bahnen

Dieser Bewegungen sind kunstvolle Ellipsen, die von den Naturforschern als Wunderwerke der Genauigkeit angestaunt werden. Alle verschiedenen Bewegungen geschehen mit solcher Regelmäßigkeit, daß die Stellung der Gestirne bis auf die Sekunde genau vorausberechnet werden kann. Dabei sind die Himmelskörper von verschiedener Größe und Schwere. Jupiter z. B. ist 308 mal so groß als die Erde. Nun aber übt jeder einzelne, entsprechend seiner Größe und Entfernung, auf die anderen eine ganz verschiedene Anziehungskraft aus. Welch genaue Berechnung und Abmessung von Gewicht und Entfernungen gehört also dazu, daß das Gleichgewicht trotz dieser riesenhaften Bewegungen durch die gegenseitige Anziehungskraft nicht gestört wird! Würde nur ein einziges Rad dieses Riesen- uhrwerkes versagen, welches Unheil wäre die Folge! Die Achsendrehung der Erde z. B., ihre Bewegung um die Sonne und die Bewegung des Mondes um die Erde, von welchen der Wechsel von Tag und Nacht, der Wechsel der Jahreszeiten, die wechselnde Belichtung und Erwärmung der Erdoberfläche abhängen, sind Grundbedingungen für das Leben von Millionen Geschöpfen auf der Erde. Da ist nichts von ungefähr, alles ist wohl berechnet, auch die schiefe Stellung der Erdachse zur Ebene der Erdbahn, ohne welche ein großer Teil der Erdoberfläche unbewohnbar wäre. Welche Tiefen der Weisheit und Erkenntnis Gottes, vor denen wir staunend stehen! Welch unergründliche, unerforschliche Tiefen, die wir nur zum kleinsten Teile erkennen!

b) Schauen wir hinab zur Erde, so steht das Apostelwort abermals geschrieben auf tausend kleinen und kleinsten Dingen, die eine Welt von Wundern der Weisheit enthalten: auf jedem Blatte, jeder unscheinbaren Blüte, jedem

Wassertropfen, jedem Käferchen . . . Auf jedem Blatte, sagte ich. In der That, jedes Blatt ist ein Kunstwerk, das keines Menschen Hand so meisterhaft bilden kann. Welche zierliche, ebenmäßige und doch wieder so verschiedenartige Formen, bald herzförmig, eiförmig, lanzettförmig, pfeilschild-, handförmig! Welche zarte, zierliche Gliederung durch Mittelrippen, Seitenrippen, Äderchen, Zacken . . .! Welche geheimnisvolles Arbeiten und Schaffen in jedem Blättchen in seinen verschiedenen Schichten mit den Tausenden von Spaltöffnungen, welche die Luft aufnehmen und in das Innere leiten, wo sie dann in ihre Bestandteile zerlegt wird, um Kohlen Säure aufzunehmen, Sauerstoff abzugeben, genau so, wie es für den Baum und die übrigen Lebewesen zweckentsprechend ist!

Welch Wunderwerke der Weisheit tun sich dem mit dem Vergrößerungsglas bewaffneten Auge auf in jedem Wassertropfen mit den vielen Hunderten winziger Tierchen (Aufgusstierchen) in den verschiedensten Gestalten, die darin wie in einem See herumschwimmen — in jeder Blüte mit ihren feinen Werkzeugen für die Befruchtung — in jedem kunstvoll verfertigten Spinnengewebe — in jedem Schmetterlingsflügel mit den Hunderttausenden von winzig kleinen, kunstvoll dachartig übereinander liegenden Schuppen, mit dem herrlichen Farbenschmelz, den viele Maler für das Schönste halten, was die Schöpfung an Farbenreizen bietet — in dem Fächer-auge der Insekten mit den 100 bis 25 000 Fernröhrchen, deren Enden auswendig einen Bogen bilden, inwendig in eine Spitze zusammenlaufen! Lauter Tiefen jener Weisheit, die alle Schöpfungswerke bis ins kleinste durchdringt, die wir alle nie ganz erforschen werden. Ja, „wie herrlich

sind alle seine Werke, ob man gleich nur ein Flöckchen davon erkennen kann! (Sir. 42, 23.)

Vor den Tiefen dieser Weisheit haben die gelehrtesten Naturforscher anbetend gekniet. Ein Linné, der große Botaniker, schreibt am Eingange seines „System der Natur“: Er habe Gott nicht gesucht, nur die Natur studieren wollen, aber mit Staunen habe er in allem das Werk des allmächtigen, allweisen, unendlichen, unergründlichen Gottes erkannt. — Newton, der Fürst der Astronomen, sprach von Gott nur mit entblößtem Haupte. — Der große Physiker Ampère rief oft in seinen Unterhaltungen mit Ozanam, seine breite Stirn zwischen die Hände nehmend, aus: „Oh, groß ist Gott! Wie groß ist Gott — und unser Wissen ist ein Nichts!“ — Justus von Liebig, einer der bekanntesten deutschen Gelehrtennamen, sagte: „Wahrlich, die Größe und unendliche Weisheit des Weltenschöpfers erkennt nur der, welcher in dem unendlichen Buche, welches die Natur ist, seine Gedanken zu verstehen sich bemüht!“*) Und noch manchen Ausspruch der berühmtesten Gelehrten könnte ich euch nennen, der jene Tiefen der Weisheit und Erkenntnis Gottes in begeisterten Tönen feiert, und manch anderen, der zugleich bekennet, daß diese Tiefen für uns nie ganz erforschlich sein werden, daß das: „Ignoramus et ignorabimus! Wir wissen es nicht und werden es nie wissen!“ von so manchem Rätsel der Welt gilt und gelten wird. Der Apostel hat also recht, wenn er weiter sagt: „Wer hat den Sinn des Höchsten erkannt?“

*) Vgl. u. a. Dennert, Die Weltanschauung des modernen Naturforsch., Stuttgart; Kneller, Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissensch., Freiburg; Hafert, Antworten der Natur, Graz; Döneke, Naturwissensch. und Gottesglaube, Paderborn.

Wer kann seinen Gedanken bis in die tiefsten Tiefen folgen? All unser Wissen ist armseliges Stückwerk. Wozu die menschliche Wissenschaft Jahrhunderte der mühsamsten Forschungen der größten Gelehrten aller Länder gebraucht hat, um es notdürftig zu verstehen, das hat Er, der Allwissende und Allweise — ohne jeden Ratgeber — allein spielend ersonnen und erschaffen!

c) Und was ist unsre Erde nun wiederum, was ist unser ganzes Sonnensystem gegen den unermesslichen Schöpfungsraum mit seinen Myriaden von Himmelskörpern und ihren Welten, mit Zahlen und Maßen, die uns schon an sich wie ein Wunder erscheinen!

Unsre Erde, die groß uns dünkt,
Ein Sandkorn ist's im Unermesslichen,
Das du hinwegbläst, wenn dir's wohlgefällt,
Wie man den Staub vom Tische bläst!

(Grillparzer, Vater unser.)

Uns Zwergen aber, die wir dieses Sandkorn mit jenen Riesenwerken und ihrem Schöpfer vergleichen, bleibt nichts übrig, als den Kindern gleich zu stammeln: O Tiefen der Weisheit... Wer hat den Sinn des Höchsten erkannt? Oder, wer ist sein Ratgeber gewesen?

2. Und was ist nun das Reich der Natur gegen das Reich der Gnade, der Übernatur? Gibt es schon im Reiche des Natürlichen, wo doch der Sinnenmensch noch die ihm entsprechenden Maße und Gewichte hat, Abgründe der göttlichen Weisheit, in die kein Senfblei menschlicher Vernunft hinabreicht, in die man Jahrtausende hinabschauen kann, ohne sie zu ergründen — was gilt dann erst von dem Reiche der Übernatur, wo uns oft die rechten Erkenntnismittel fehlen? Hier sind wir von lauter Tiefen und Abgründen der Weisheit förmlich umschlossen, die wir

leider gerade deshalb so wenig achten, weil sie uns so nahe, so alltäglich sind. Daß Gottes eingeborener Sohn ein Mensch wird von Fleisch und Blut, ein ohnmächtiges Kindlein im Stall, in der Krippe, daß die göttliche Natur sich mit der menschlichen, der Unendliche mit der größten Niedrigkeit unzertrennlich vereint, damit wir elende, tiefgefallene Kinder Adams zu Gotteskindern und Himmelerben emporgehoben werden — welche Tiefen göttlicher Gedanken, die kein Mensch je hätte ersinnen können! Wie am Kreuze der göttlichen Gerechtigkeit genüge geschieht, und zugleich die Ströme der Barmherzigkeit überfließen — wer hat den Sinn des Höchsten erkannt?

3. Was von dem Werke der Erlösung, gilt auch von den Werken der Heiligung. Wie der Hl. Geist in der Taufe, im Bußsakrament eine tote Seele zum Leben weckt, erneuert, heiligt, wie er in ihr gleich einem Tempel wohnt und wirkt — lauter Rätsel unerforschlicher göttlicher Weisheit! Wie der unendliche, unermessliche Gott in der unscheinbarsten Gestalt in unsere Seele eingeht, um sie zu nähren, zu heiligen, für die Auferstehung und ewige Verklärung reif zu machen — welch neues Wunder der Weisheit, das kein Mensch je ganz ausdenken wird!

Unendliches Erbarmen,

Wie faßt dich je mein Sinn?

Zur Speise gibt uns Armen

Der ew'ge Gott sich hin!

(V. Hensel.)

II.

Meine Lieben! Mit geradezu elementarer Wucht drängt sich nun jedem Vernünftigen der Gedanke auf: Wenn schon überall in den uns umgebenden Werken Gottes solch

unergründliche, unerforschliche Tiefen sich finden, wie viel mehr muß Gott selbst in seinem Wesen unerforschlich, unergründlich sein! Wenn schon der Schemel seiner Füße, der Saum seines Kleides gleichsam, die Abdrücke seines Fingers, seine Fußtapfen für unsern schwachen Verstand solche Abgründe der Weisheit enthalten, wie viel mehr wird Er selbst, der Allweise, in seinem innersten Wesen für uns „in unzugänglichem Lichte wohnen“ müssen! Da gilt das Wort: „Wer die Majestät erforschen will, wird von ihr erdrückt“ (Spr. 25, 27). Da gilt es, die Schuhe ausziehen, denn wir stehen auf heiligem Boden. Da tönt uns mit Donnerstimme das Wort entgegen: „Ich bin, der ich bin.“ Das sei dir genug! Laß das Grübeln! Da gilt es, mit Elias das Angesicht zu verhüllen; denn Gott ist nahe. Ja, es gehört geradezu zu Gottes Wesen, daß er der Unbegreifliche, Unbeschreibliche, Unausprechliche sein muß. „Gott wäre nicht mehr Gott, wenn er nicht über den Menschen wäre, nicht größer als unsre Fassungskraft,“ sagt der heilige Augustinus, der selbst nach der Legende durch einen Engel über die Unerforschlichkeit des Dreieinen Gottes belehrt worden war. Törichter Hochmut ist es, wenn man verlangt, der unermessliche Gott müsse sich von endlichen, beschränkten Wesen begreifen lassen. Demütig müssen wir Gott danken, daß er sich gewürdigt hat, uns eine Offenbarung von seinem innersten Wesen, ein schwaches Bild seines verborgenen Seins, einen Strahl aus dem unzugänglichen Lichte mitzuteilen in dem Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit. Mit aller Ehrfurcht müssen wir dieses vom Höchsten uns anvertraute Kleinod, diesen unantastbaren Schatz hüten und verehren. Dagegen, die Tiefen dieses Geheimnisses ergründen zu wollen, ist Vermessenheit, Frevel am Heiligtum.

III.

Nun werden wir auch das weitere Wort des Apostels in seinem ganzen Umfange verstehen. Wenn es zu Gottes Wesen gehört, daß er der Unergründliche ist, wenn er als Weltenschöpfer so viele Tiefen unergründlicher Weisheit vor uns ausgebreitet hat, dann wird er auch als Weltenlenker, als Völkerregent unerforschlich sein in seinen Wegen und Gerichten. Von allem, was er ist und was er tut, gilt das erhabene Wort: „O Tiefen der Weisheit! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege!“ Gerade diese Wege Gottes in der Lenkung der Menschen und Völker schwebten ja dem Apostel besonders vor, als er diesen denkwürdigen Hymnus schrieb. In der That, welch eine Illustration zu jenen Apostelworten ist die Geschichte, die Weltgeschichte, wie auch die Geschichte beider Testamente! Ein buntfarbiges Bild aller Jahrhunderte, zu dem jene Worte die Ueberschrift bieten! Wie wunderbar waren diese Ratschlüsse und Fügungen Gottes gerade in der vom Apostel mit solcher Nüchternheit betrachteten Geschichte Israels! Sicher und fest leitete Gottes Hand die Fäden der Ereignisse, so verschlungen sie auch waren. Wie oft kam es anders, als die Menschen dachten und wollten! Wie oft waren Gottes Gedanken und Wege himmelhoch über der Menschen Gedanken und Wegen (Jf. 55, 8)! Denken wir an Abraham und den Sohn der Verheißung Isaak! Denken wir an Josef von Ägypten! Wie unerforschlich führten die Wege Gottes diesen nahe vorbei am Mordmesser der Brüder, durch die Zisterne, durch schwere Versuchung, Kerker bis hinauf auf den Thron des Vizekönigs als Retter des Volkes, als Segen seines Vaters und seiner Brüder! Trägt nicht die ganze Geschichte Josefs die heilige Inschrift:

„Wie unbegreiflich seine Gerichte, wie unerforschlich seine Wege?“ — Welch heilige Fügungen Gottes zeigt das Leben des Moses: Errettung aus drohender Todesgefahr durch den grausamen Mordbefehl des Pharao, Erziehung am königlichen Hofe, Verwandlung des schüchternen Schafhirten in den großen Völkerhirten, den wundergewaltigen Propheten! — Denken wir weiter an die Befreiung Israels aus Ägypten und seine Erhaltung während des 40 jährigen Zuges durch die Wüste, an die Erfüllung tausendjähriger Prophezeiungen trotz zahlloser Widerstände eines steifnackigen Volkes, an die Erhaltung der Davidischen Königsprossen trotz der größten Schwierigkeiten! Denken wir an die Geschichte eines Elias, Tobias, Job, einer Judith und Esther und im Neuen Bunde an die Geschichte der Weisen aus dem Morgenlande, das Schicksal des Herodes, die Flucht nach Ägypten! Welche Ratschlüsse! Welche Tiefen der Weisheit! Hatte nicht Paulus selbst die Wahrheit seiner Worte in tiefster Seele erlebt? Standen sie nicht mit Flammenschrift über seinem Wege nach Damaskus, der aus dem wüthendsten Christenverfolger den gewaltigsten Christenapostel machte?

Wie wunderbar waren oft genug Gottes Wege und Gerichte in der Kirchen- und Weltgeschichte! Als 1806 Preußen zertreten am Boden erlag, und kein Weg der Rettung mehr möglich schien, da führte gerade die tiefe Erniedrigung durch Anspannung aller Volkskräfte zur Auferstehung, Erhöhung, Abschüttelung des eisernen Tyrannenjoches. Als Napoleon auf der Höhe seiner Macht keine Grenzen seines Hochmutes mehr kannte, und alle Welt den forsjchen Titanen für unüberwindlich hielt, da, in der größten Noth, wurde die Hand Gottes offenkundig —

sie „stürzte den Gewaltigen vom Thron“, sie schrieb über die befreite Erde das Wort: „Wie unbegreiflich sind seine Ratschlüsse!“ Und Napoleon schrieb das Amen dazu in den Sand der Insel Helena: „Wie unerforschlich sind seine Wege und Gerichte!“

Wer weiß, wie Gottes Griffel auch in unsre Zeiten diese Worte hineinschreibt? Vielleicht werden auch wir oder spätere Geschlechter einmal das Amen hinzufügen: „Groß bist du, o Herr, und unerreichbar unseren Gedanken!“ (Jer. 32, 19.)

Darum, wie verschlungen auch immer deine Lebenswege laufen mögen: Vergiß nie den Unerforschlichen über dir! Beuge dich unter seine Ratschlüsse! Füge dich seinen Gerichten! Spiele dich nie zu seinem Ratgeber oder Richter auf! Vielleicht wirst du dann einmal später, wie so mancher, die Tiefen seiner Weisheit ehren und anbeten.

IV.

Ja, Preis und Ehre über alles in Ewigkeit gebührt dem Unerforschlichen: Das ist der Schluß der Epistel, das herrliche Gloria Patri et Filio et Spiritui sancto in dem Apostel-Hymnus. „Von ihm und durch ihn und zu ihm ist alles.“ Er, der Unerforschliche, Allweise, Allgütige ist der Ursprung, der Lenker, das Endziel von allem. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Der Ratschluß des Vaters, die Führung des Sohnes, die Vollendung des Hl. Geistes leuchten über allen Dingen. Sie mögen über unser Denken und Verstehen gehen, gerade darum sollen sie uns stets anbetungswürdig sein. Je mehr Gott der Unerforschliche ist, desto mehr ist er der anbetungswürdige. Nichts Besseres, Schöneres, Größeres kann man von Gott sagen, nichts, was ihn mehr ehrt, als daß man ihn den Un-

begreiflichen, Unermeßlichen, Unendlichen nennt. Das Gegenteil von ihm sagen, hieße ihn von seinem erhabenen Throne stoßen, den Geschöpfen gleichsetzen. Unser Herz würde ihn nicht anbeten, wenn unser Verstand ihn ganz begreifen könnte. Gerade in der Unerforschlichkeit besteht seine anbetungswürdige Majestät. Von ihm ist alles Sein, Werden und Geschehen, durch ihn alle Erhaltung, Führung, Regierung. Zu ihm ist aller Wege Ziel, entweder zu ihm als Seligmacher oder — als Richter. Mancher, der ihm entfliehen wollte, mußte plötzlich zu ihm vor seinen Richterstuhl.

Sorgen wir, daß wir den Schöpfer, den Mittler und Vollender allezeit würdig ehren, solange ein Atem in uns ist, dann wird er uns einmal in ewigem, glückseligem Schauen seine unergründlichen Tiefen offenbaren. Dann werden wir selig singen: Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen!

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Haß und Liebe.

Wir wissen, daß wir vom Tode ins Leben überseht worden sind, weil wir die Brüder lieben.

1. Jo. 3, 14. (13—18.)

Nichts ist uns notwendiger in der heiligen Pfingstzeit, als die Liebe in unseren Herzen zu befestigen und zu vermehren. Der Hl. Geist ist der Geist der Liebe. Immer wieder betet die Kirche zu ihm: „Entzünde in uns das Feuer der Liebe!“ „Den Herzen gieß' die Liebe ein! . . .“ Darum handelt die heutige Epistel, wie auch die des ersten Sonntags nach Pfingsten, von der Liebe.

Sollen wir Liebe lernen, zu welchem Lehrmeister soll uns die Kirche schicken, wenn nicht zum hl. Johannes, dem Liebesjünger, zu dem, der an der Brust des Herrn ruhen durfte, der von allen Jüngern des Herrn am meisten geliebt hat und am meisten geliebt wurde, dessen Predigt bis ins höchste Greisenalter hinauf lautete: „Kindlein, liebet einander!“? — Es wird uns ganz eigen ums Herz, wenn wir die Worte dieses Jüngers der Liebe, dieses Apostels der Liebe hören. Hat man doch von altersher in der Christenheit seine Schriften als „das Herz Christi“ bezeichnet. Ja, wie ein Erguß aus dem Herzen Jesu, wie der Pulsschlag des Gottesherzens klingen seine Worte, besonders wenn er von der Liebe spricht. Da ist uns, als ob wir selbst mit ihm an der Brust des Herrn ruhen dürften, als sähen wir die Flammen aus dem heiligsten Herzen aufleuchten, als ginge etwas von der wunderbaren Kraft aus dem „brennenden Glutofen der Liebe“ in unser Herz über.

Drum, mein Christ, willst du Liebe lernen und dem Hl. Geist gefallen, willst du dem Herzen Jesu nahe kommen, komm mit zu Johannes! „Trinke die Liebe des hl. Johannes“ aus der Epistel!

Es ist ein großartiges Gemälde, das der Apostel heute von der Liebe entwirft, indem er diese Lichtgestalt auf den dunklen Hintergrund des Hasses zeichnet, um sie desto heller hervortreten zu lassen. Wir betrachten mit Johannes:

- I. Die Abscheulichkeit des Hasses; a) er ist Brudermord, b) Selbstmord, c) führt in den ewigen Tod,
- II. Die Herrlichkeit der christlichen Liebe; a) sie opfert das Leben für die Brüder, b) sie ist das Leben der Seele, c) führt zum ewigen Leben.

I.

Der Apostel schrieb unsern Brief um die Wende des ersten Jahrhunderts als hochbetagter Greis in Ephesus: Wahrlich, er hatte Grund zu sagen: „Wundert euch nicht, Brüder, wenn euch die Welt hasset!“ Er, der selbst Kerker und Geißelstreiche, das Martyrium in dem Kessel siedenden Oles und die Verbannung auf die öde Insel Patmos durchgekostet hatte, konnte ein Lied von diesem Welthasse singen. Mit eignen Augen hatte er gesehen, wie die Stürme wütenden Hasses gegen die Christen tobten, wie unter Kaiser Nero eine „ingens multitudo, eine gewaltige Menge“ von Christen, voran die Apostelfürsten Petrus und Paulus, verblutet waren — in Tierfelle eingenäht, von Hunden zerfleischt, in brennbare Stoffe eingehüllt und als Fackeln angezündet, ans Kreuz geschlagen, von wilden Tieren zerrissen, mit allen erdenklichen Peinen zu Tode gequält. —

O schauriger Haß! Und darüber sollen sich die Christen nicht wundern? Mußten sie sich nicht daran ärgern und verzweifeln? Nein, wenn sie auf die Beweggründe dieses Hasses hinschauten. Der Haß der Welt war ja derselbe wie einst der Haß des Cain gegen den gerechten Bruder. „Weshalb erschlug ihn Cain?“ so hatte der Apostel eben gefragt. (Vers 12.) Er antwortet: Weil seine Werke böse waren, die seines Bruders aber gerecht.“ Genau so ist es jetzt wieder: „Die Finsternis hasset das Licht“ (Jo. 3, 20). „Die Welt das, was nicht von der Welt ist“ (Jo. 15, 19). Welch ein Trost für die Gehassten, welch ein Brandmal für die Hassler: Dieses Rainszeichen auf der Stirn!

Nun führt der Apostel weiter die Abscheulichkeit des

Haßes in lebhaften Farben aus, um alle davon abzuschrecken.

a) „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Menschenmörder“, ein Wort von hartem Klang, das wohl mancher als eine Übertreibung bezeichnen möchte — und doch, ein Wort voll tiefer Wahrheit, ein Wort, das in jedem Katechismus steht, ein Wort, das vor jeder Christenseele stehen soll wie ein strenger, ernster Mahner, wie jene Schreckensgestalt des Cain.

Wahr ist das Wort. Hat nicht der Herr ganz ebenso in der Bergpredigt verkündet: Nicht bloß wer tötet, ist des Gerichtes schuldig, sondern „ein jeder, der seinem Bruder zürnet, wird des Gerichtes schuldig sein“. . . und „wer sagt: du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein“ (Mt. 5, 22f.)? Immer und überall betont ja der Heiland, daß im Neuen Bunde vor allem auf die innere Gesinnung gesehen wird, nicht bloß auf die äußere Tat. Ein Weib mit Begierde ansehen ist dem Ehebruch gleich (Mt. 7, 38), so auch die gehässige Gesinnung der gehässigen Tat. Nicht bloß die Giftfrucht ist zu bekämpfen, sondern die Giftwurzel. Das Herz, der böse Gedanke, ist nach der Lehre des Herrn die Wurzel der bösen Taten, und unter ihnen nennt der Heiland ausdrücklich den Totschlag an erster Stelle (Mt. 15, 19). Also, wer seinen Bruder hasset, gleicht dem Menschenmörder. In der Tat, verstopfet die giftige Quelle des Haßes — und ein wahrer Blutstrom schauriger Mordtaten wird versiegen, ein Blutstrom, der seit Cain durch alle Jahrhunderte über diese Erde hinfließt, ein graufiges Blutmeer menschenmordender, ganze Geschlechter vernichtender Kriege. Unseliger Haß, was hast du schon für Unheil, Weh und Jammer auf Erden angerichtet! Ja, der Haß ist ein Menschenmörder seit Anbeginn. Wie

mancher wollte nur schlagen oder verwunden und wurde ein Mörder — die Giftwurzel des Hasses trieb die Giftfrucht der That. Mancher andere, der im Haß die Hand gegen den Mitbruder erhob, muß — die Barmherzigkeit göttlicher Flügung preisend — gestehen: „Mein Gott, wenn ich ein wenig unglücklicher getroffen hätte, ich hätte ein Mörder sein können.“ Mancher hat sich schon über eine Bornestat, die zu schwerer Körperverletzung führte, arg entriistet und diese tierische Roheit in Grund und Boden verdammt. Vergiß aber nicht, mein Freund: Auch du hast dich durch Haß, vielleicht andauernden, unversöhnlichen Haß, schwer vergangen. Nur dein höherer Bildungsgrad, deine bessere Erziehung, dein von Natur milderes Temperament, die günstigeren Umstände — weil jemand dazwischen kam, du der Schwächere warst . . . — bewahrten davor, daß die schon geballte Faust . . . sich zur Tätlichkeit erhob. Vor Gott ist dein Haß jener That gleich. Ja, vor Gott wird sicher mancher Fall schweren, anhaltenden Hasses, der ohne Tätlichkeit blieb, schlimmer beurteilt werden als eine in plötzlicher Borneaufwallung . . . geschehene Vergewaltigung, die durch unglückliche Umstände zum Tode des Gegners führte. Gibt es nicht Fälle, wo einer Haß und Rachgier jahrelang mit sich herumschleppt, mit ihnen schlafen geht und aufsteht, ja, wo einer Haß und Rachelust auf Kinder und Kindeskinde verpflanzt, sie ihnen im Testament wie ein Familienstück überträgt?

O bekämpfe den Menschenmörder Haß! Borne und Haß schlummern im Herzen wie ein wildes Tier. Wehe, wenn man es die Kette zerreißen läßt! Wenn du den Borne nicht in der Gewalt hast, dann hat nachher der Borne dich in der Gewalt. Man sagt dann: „Der Borne, der Haß hat ihn übermannt.“ „Er war seine selbst nicht mehr Herr.“

Wehe über den Haß — er kann zum Menschenmörder werden auch ohne Dolch, ohne Kugel, ohne Gift. . . ! Durch dein gehässiges, kränkendes Verhalten, durch tiefverletzende Maßnahmen kannst du der Nagel zum Sarge des Nächsten, die Schaufel zu seinem Grabe werden. Du kannst ihm das Leben so schwer machen, daß ihm das Lachen auf immer vergeht, daß er dahinsiecht — eine lebende Leiche. Mit solch langsamem Mord auf dem Gewissen ist mancher schon vor den Richterstuhl Gottes hingetreten, der vor keinem irdischen Richterstuhl je gestanden hat und als ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle gegolten hat. — Oder der Haß tötet den guten Namen des Mitbruders, sein Ansehen, seinen Einfluß durch niedrige Konkurrenzmittel und ruiniert den Nebenbuhler zuerst geschäftlich, gesellschaftlich, dann gesundheitlich. — Man kann auf seine Weise den Nächsten morden durch Haß und Feindschaft, die zu Duellen führen, man kann ihn durch andere in den Tod führen wie einst David den Urias. O über den Haß und seine finsternen Wege!

Meine Lieben! Fragen wir uns also ernstlich: Sind keine Brudermörder hier? Spricht Gott zu keinem wie einst zu Kain: „Warum bist du ergrimmt und warum ist dein Angesicht eingefallen? Unterdrücke die Rachbegier und herrsche über sie!“? —

b) Doch, Geliebte, betrachten wir weiter: Der Haß ist nicht nur Brudermord, sondern auch Selbstmord. „Wer nicht liebet, der bleibet im Tode,“ sagt der Apostel. Nur die Liebe ist das Kennzeichen, daß „wir vom Tode ins Leben übersezt sind“. Wer eine so schwere Sünde wie den Haß auf seine Seele lädt, der verliert das übernatürliche Leben. Das Leben der Seele besteht in ihrer Vereinigung mit dem Hl. Geiste. Wie soll der Hl. Geist,

der Geist der Liebe, in einer Seele wohnen, die von Haß erfüllt ist? Nichts vertreibt das Feuer des hl. Geistes so schnell aus dem Herzen wie die eisige Luft des Hasses. Wer das Leben der Seele besitzt, der ist mit Christus verbunden wie die Rebe mit dem Weinstocke. Nichts aber zerreißt diese Verbindung so schnell wie jene Sünde, die „seinem Gebote“, „seinem neuen Gebote“ (Joh. 15, 12, 17), dem Hauptgebot des Christentums, dem Kennzeichen seiner Jünger schnurstracks entgegenläuft. Deshalb ist auch nach der Moral der Haß eine Todsünde (nicht dem Umstande nach, sondern) der Gattung nach (ex genere suo), weil der Liebe direkt entgegengesetzt. Ganz sicher ist er jedesmal Todsünde, sobald dem Nächsten ein wirklich schweres Übel gewünscht wird. Darum sagt der hl. Ambrosius kurz und bündig: „Wer Haß gegen seinen Mitbruder hegt, tötet immer zuerst sich selbst.“ O Jammer dieses geistigen Todes einer Christenseele, trauriger als der leibliche Tod, so wahr die Seele hoch über dem Leibe steht! Haß ist Seelentod, der weit von Gott trennt, der die Liebe ist.

Dieser Seelentod zeigt sich oft ganz auffällig in einer tiefen, religiösen Abgestorbenheit und Herzensöde. Das Gebetsleben stirbt ab; denn wie soll einer beten: „Vergib uns . . . wie auch wir vergeben?“ Der Sakramentene Empfang ist unmöglich, die Quelle des Lebens verstopft. Das Glaubensleben erkaltet zu eisigem Tode.

Sein Leben trägt das Rainszeichen. Unstet und ruhelos geht er umher. Ehe der vergiftete Doldh nicht aus der Wunde gezogen ist, wohnt kein Friede und keine Freude im Herzen.

Dasselbe Rainszeichen trägt auch so manches Familienleben, so manches Gemeindeleben mit seinen gehässigen

Prozeßfehden, so manches Staatsleben mit seinem politischen nationalen Hader, seinen fortwährenden Rassefehden. Auch hier ist es wahr: der Haß ist der Tod.

c) Das Schlimmste aber an jenem Todeszustand der Seele ist, daß er so leicht zur Verhärtung neigt. Nichts wirkt so verknöchernd und verstockend wie ein lange gehegter Haß. Sehr schwer ist ein solches Herz zu erweichen und zu bekehren. Doch wehe, wenn der Mensch in diesem Zustande vor seinem ewigen Richter erscheint, vor dem, der da gesagt: „Vergebet, so wird euch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebet, so wird auch euer himmlischer Vater euch nicht vergeben“ (Mt. 6, 14f.)! So wie mit dem unbarmherzigen Knechte der Herr, „so wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht ein jeder seinem Bruder von Herzen verzeihet“ (Mt. 18, 35). Welch eine Gefahr! Du magst sonst alles in Ordnung gebracht haben, du magst Buße tun und Sakramente empfangen, mit dem Haß im Herzen ist alles vergebens. Ja, das Wort des Apostels ist von schneidendem Ernst: „Wer hasset, ist ein Menschenmörder, und ihr wisset, daß kein Menschenmörder das ewige Leben in sich bleibend hat“.

Drum merk' es wohl, mein Christ! Bekämpfe den Haß, denn er ist ein Menschenmörder, er ist dein eigner Tod, er führt gar leicht zum ewigen Tode, zu einem Gericht ohne Gnade und Barmherzigkeit (Jak. 2, 13).

II.

a) Nun zeichnet der Apostel auf diesem finsternen Hintergrunde ein Bild von unvergleichlicher Schönheit und Erhabenheit. Vor seinem geistigen Auge steigt jetzt neben dem Brudermörder Kain, dem finsternen Symbol des Hasses, eine andere Gestalt auf. Wiederum liegt ein Erschlagener

in seinem Blute, scheinbar ein Opfer des Hasses. Wiederum geschieht ein Mord, der schrecklichste Mord aller Zeiten. Auch hier lagert Finsternis auf der Stätte des Todes, Golgatha. Die Sonne hat sich verfinstert, indes die Erde bebt. Und doch, von der blutüberströmten Gestalt auf dem Kreuze geht ein Licht aus, das wie eine andere Sonne durch alle Zeiten und Geschlechter leuchtet: Die Liebe. Der Erschlagene von Golgatha ist ein Opfer der Liebe, nicht des Hasses. Johannes steht unter dem Kreuze und sieht's mit eigenen Augen: Indes die Sonne sich verfinstert, und der Vorhang des Tempels zerreißt, da zerreißt noch ein anderer Vorhang hinter der Lanze des Longinus, und Johannes blickt hinein in das Allerheiligste des göttlichen Herzens, und mit Flammenschrift liest er das Wort darin, das ihn auf die Knie zieht, das er anbetend in unsre heutige Epistel geschrieben hat: „Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns dahingab“. Ja, in der That: „Für uns dahingab“; denn „niemand hatte Macht, ihm das Leben zu nehmen, sondern er hat es freiwillig für uns hingegeben“ (Jo. 10, 17). Und diese Flammenschrift der Liebe hat gezündet in Millionen von Herzen, sie hat jene heilige Liebesparole entzündet, die der Apostel wie ein feierliches Amen hinter jene Worte gesetzt hat: „Und auch wir sollen für die Brüder das Leben lassen“. Wie er für uns, so wir für einander. „Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe“ (Jo. 15, 12; 13, 24).

Meine Lieben! Welch ein Gegensatz: Der Haß ist der Brudermörder, die christliche Liebe gibt das Leben für die Brüder! Die christliche Liebe ist Opferliebe. Wo der Haß tötet, zerstört, flucht, da wirkt die Liebe belebend, rettend,

segnend. Die Flammenschrift aus dem heiligsten Herzen ist ein wahrer Licht- und Segensquell für die Welt geworden. Zählet die Tausende, welche jene Höhen aufopfernder Liebe erstiegen haben: Jene Missionare, denen kein Weg zu beschwerlich, kein Meer zu stürmisch, kein Klima zu verderblich, kein Volk zu wild war, die mit ihrem Blute ihre himmlische Botschaft besiegelten — oder jene Helden, die bei den gefährlichsten und ekelhaftesten Seuchen, als selbst die nächsten Verwandten die Ihrigen im Stiche ließen, als alles rings um sie her vor Tod und Verderben flog, sich freiwillig der Krankenpflege widmeten bis zur Aufopferung (Rochus, Alysius, Karl Borromäus . . .) — oder jene Tapferen, die sich selbst in die Gefangenschaft begaben, um andre zu befreien wie ein hl. Paulinus von Nola (409—431) . . ., ein hl. Vinzenz, der als Ersatzmann für einen unschuldig verurteilten Galeerensklaven sich in Fesseln schlagen ließ und als Ruder knecht seinen schweren Dienst versah! . . . O wie viele Sterne am Heiligenhimmel sind von jener Flammenschrift entzündet worden!

Haben nicht auch in unsern Zeiten in christlichem Heldensinn Tausende auf den Schlachtfeldern ihr Leben hingegeben für die Brüder? Welche Höhen der Liebe! „Eine größere Liebe hat ja niemand, als daß er sein Leben hingibt für seine Freunde“.

Doch nicht immer und überall und nicht von jedem verlangt Gott diese Höhen der Liebe. Das weiß auch der Apostel. Deshalb fügt er bald hinzu, wie sich im täglichen Leben die christliche Liebe als echt ausweisen soll, als Liebe der „Tat und Wahrheit“, indem sie die „Güter dieser Welt“ brüderlich zur Vinderung der Noth verwendet: „Meine Kindlein, laßt uns nicht mit Worten und mit

der Zunge (allein) lieben, sondern mit der Tat und Wahrheit!" Das sind die goldenen Worte, die wie ein Leuchtfeuer, entzündet an den Herz-Jesu-Flammen, über alle christlichen Jahrhunderte Licht verbreitet haben. — „Seht, wie sie einander lieben!" so mußten ja selbst die Heiden von den ersten Christen bekennen. Wahre Triumphe feiert diese Liebe in der Hingabe des Eigentums für die Allgemeinheit, in den Liebeswerken für die Armen, Kranken, Gefangenen. Und wie damals, so in allen Jahrhunderten. Das Blut und Wasser, das damals der Apostel als Zeichen der sich opfernden Liebe wie ein schwaches Bächlein aus dem Allerheiligsten des göttlichen Herzens entspringen sah, ist ein gewaltiger Strom geworden, der über den christlichen Erdball hingeflossen ist, überall den Segen der Caritas verbreitend. Seht, die leben- und segenspendende Liebe im Gegensatz zum brudermordenden Haß!

b) Der Haß war ferner Selbstmord, die Liebe ist das Leben der Seele. Durch die Liebe werden wir, wie der Apostel so herrlich schön sagt, vom Tode ins Leben übersetzt. „Wir wissen, daß wir vom Tode ins Leben übersetzt sind; denn wir lieben die Brüder." Die Nächstenliebe ist das untrügliche Kennzeichen, daß die Seele das Leben in sich hat. Denn die Liebe ist ja die „Erfüllung des ganzen Gesetzes", das „Kennzeichen der Jünger Christi", „das Band der Vollkommenheit", die Garantie echter Gottesliebe und so die Gewähr ihrer Verbindung mit Gott, ihres Lebens in Gott. Derselbe Apostel sagt es im nächsten Kapitel (4, 7) desselben Briefes: „Geliebteste, laßt uns einander lieben! Denn die Liebe ist aus Gott, und jeder, der liebt, ist aus Gott geboren . . . Wer

aber nicht liebt, der kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe". Also den Nächsten lieben heißt aus Gott sein, in Gott leben. Seht: Der Haß ist der Tod, die Liebe aber das Leben der Seele.

Auch hier zeigt sich dieses Leben gar bald nach außen hin. Während der Haß dem Menschen das Rainszeichen des Unfriedens aufprägt, ist das Christuszeichen der Liebe das Siegel echten und wahren Herzensfriedens. Nichts gewährt soviel tiefe Freuden, Glück und Beseeligung als die Übung der Nächstenliebe. „Seliger ist Geben als Nehmen" (Apg. 20, 35). Jeder weiß aus Erfahrung, wie glücklich und zufrieden er war, wenn er anstatt Böses mit Bösem zu vergelten, in herzlicher Christenliebe vergeben oder gar seinem Beleidiger Gutes erwiesen hatte, wenn er, anstatt dem Nächsten Übles nachzureden, ihn in Schutz nahm, seine guten Seiten ins Licht rückte, ihm uneigennützig die Werke der Liebe spendete. „Gütigkeit ist ein gesegnetes Paradies" (Sir. 40, 17), sagt die Hl. Schrift. Jedes Werk der Liebe trägt schon auf Erden seinen Lohn in sich, den süßen Kern inneren Friedens und Glückes und Segens.

Wohl der Familie, Gemeinde, dem Lande, in welchem solche Liebe fleißig geübt wird! Sie besitzen ein Unterpfand heiligen Gottesfriedens und Gottessegens!

c) Vor allem aber führt solch treu geübte Liebe auf dem sichersten und geradesten Weg zur ewigen Seligkeit. Dafür hat der Herr sein Wort verpfändet. Das Urteil im Weltgericht lautet kurz und bündig: „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist . . ." „Was ihr dem geringsten . . . das habt ihr mir getan". Sollte auch sonst manches in einem mit wahrer Nächstenliebe erfüllten Leben nicht in Ordnung gewesen sein, die christliche Barmherzigkeit ist

das Unterpfand der göttlichen Barmherzigkeit: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen“. „Wer nicht liebet, der bleibet im Tode“, „wer aber liebet, der bleibet in Gott und Gott in ihm“ (1. Jo. 4, 17), der hat das ewige Leben in sich wohnend.

Meine Lieben! Welch ein lichtvolles Bild hat uns der Apostel heut von der christlichen Liebe gezeichnet! Raum je bietet uns das Kirchenjahr ein schöneres. Wohlan, kein Tag ohne ein Werk der Liebe, sei es auch noch so klein — das sei unser Vorsatz! Jeden Abend wollen wir uns darüber Rechenschaft geben. (Hl. Theres.) Unermüdlich wollen wir den Haß ausrotten und bekämpfen und die Liebe üben! Die Liebe muß wieder überall zum Siege gelangen, nachdem der finstere Haß so lange seine blutige Weltherrschaft geführt. Die Liebe muß wieder überallhin Leben bringen auf die Totenfelder des Hasses, Leben und Segen. Amen.

Dritter Sonntag nach Pfingsten.

Eine Kreuzeschule.

Geliebteste! Demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes!
1. Petr. 5, 6. (6—11.)

Ein wahrer Trostbrief ist die heutige Epistel, geschrieben vom Apostel Petrus an alle Kreuzträger dieses Erdentales, das erste päpstliche Weltrundschreiben über das christliche Leiden. Kreuz und Leid bleibt ja der Anteil aller Adamskinder. Ob reich, ob arm, ob hoch oder niedrig, gelehrt oder ungelehrt, am Kreuze kommt keiner vorbei. Selbst solche, die dem Kreuze überall aus dem Wege gehen wollten

und den Freudenbecher der Welt für sich und andre mit sehndem Herzen suchten, mußten das zugeben. Der genußhungrige Heine (Dichter) z. B. hat gesagt: „Solange wir die Welt nicht ins Paradies verwandeln können, bleibt uns nichts Besseres übrig, als mit dem Kreuze des Nazareners . . durch das Leben zu gehen und es ihr zum Troste zu zeigen.“

Wohl also dem Menschen, der da sein Kreuz zu tragen versteht, zu tragen zu seinem Segen, nicht zum Fluch! Kreuzeschulen für die Kreuzesjünger brauchen wir notwendiger als so manche andre Schulen. Und wenn unsre Kirchen und Kanzeln nichts anders lehrten als diese Kunst des rechten Kreuztragens, sie wären schon deshalb eine Hochschule der Weisheit, ein Segen für die Menschheit.

Die heutige Epistel führt uns nun in die Kreuzeschule des Apostelfürsten, eine Schule ersten Ranges mit einem Lehrmeister, den der Herr auserwählt hat wie keinen anderen Jünger, der die Kreuzprüfung selber gut bestanden hat. Laßt uns also die heutige heilsame Lektion dieser Leidenschule Satz für Satz durchdenken und tief in unser Herz einprägen! Vier Kreuzeslehren gibt der Apostel, die leicht zu merken sind, auf denen alle Leidenschulen aufbauen müssen:

- I. Schau über dich!
- II. Schau um dich!
- III. Schau in die Welt!
- IV. Schau in die Ewigkeit!

I.

a) Das erste beim Kreuztragen ist der Blick nach oben, ohne den es kein rechtes Kreuztragen gibt. „Geliebteste! Demütiget euch unter die gewaltige Hand Gottes!“ Die Hand Gottes müssen wir also zunächst erkennen, wenn wir auf den Leidensweg geführt werden.

Daran fehlt es aber oft. Man sieht Menschenhände, die uns das Leid gebracht haben. Man spricht vom traurigen Geschick, vom unerbittlichen Schicksal, wie es beim Dichter heißt: „Noch niemand entfloß dem verhängten Geschick“ (Chor der Braut von Messina). Man spricht auch vom merkwürdigen, unglücklichen Zufall, vom Zusammentreffen unangenehmer Umstände, vom widrigen Wetter u. dergl. Aber man sieht nicht die Hand Gottes, die eingegriffen hat. Man vergißt, daß hinter den Menschen, die uns betrüben und kränken, hinter den ungünstigen Umständen und Verhältnissen die Hand Gottes im Spiele ist, die es so gewollt und zugelassen hat. Rechte Gotteskinder haben das stets erkannt. Menschenhände hatten den Joseph zunächst in die Grube herabgelassen und dann an die Kaufleute nach Ägypten verhandelt. Joseph aber sah dahinter die Hand Gottes. „Ihr sannet Böses wider mich, Gott aber wandte es zum Guten“ (1. Mos. 50, 20). — Die ruchlosen Hände des Semei hatten den König David mit Steinen geworfen, indes sein Mund ihn mit fluchenden Schmähungen bewarf. Den Tod hätte dieser Rebell gegen den König verdient; David aber sprach: „Laßt ihn, der Herr hat's ihn geheißsen“ (2. Kön. 16, 5 f.).

Erkenne auch du, mein Christ, im Leid stets die Hand Gottes wie auch dein Herr und Heiland im Ölgarten, als er sprach: „Dein Wille geschehe!“ Und hast du sie erkannt, dann gilt es, sich zu demüthigen unter diese gewaltige Hand, wie auch dein Heiland in Gethsemani getan.

Grund zur Demut sind unsere Sünden, durch die wir das Eingreifen der strafenden Gotteshand nur zu oft herausfordern, ja, die traurigen Sünden, deren Bosheit man nicht erkennen will. Gottes Hand ist überall tätig, um den Sünder vom Abgrunde fern zu halten. Heute hast

du im Evangelium gehört von jener Hand, die das ganze Haus auskehrt, um die verlorene Drachme zu suchen, von der Hand des guten Hirten, die das verlorene Schäflein auf die Schulter hebt. Aber ach, wie oft wird die milde, gütige, täglich wohlthätige Hand Gottes verachtet! So greift denn die gewaltige Hand Gottes ein, jene Hand, von der geschrieben steht: „Der Herr hatte die Ägypter seine gewaltige Hand fühlen lassen“ (Exod. 14, 31) und abermals: „In deiner Hand ist Kraft und Macht, Größe und Herrschaft über alles“ (1. Par. 19, 12). Unter diese Hand gilt es dann eben demütig und reumütig sich zu beugen; denn der hochmütige Trotz bringt Verderben, das demütige Sichfügen Gnade und Erbarmen. So hieß es von König Ezechias: „Er demütigte sich . . . und deswegen kam der Zorn des Herrn nicht wider sie“ (2. Chron. 32, 26). So sprach der Herr zu den Fürsten Israels: „Dieweil sie sich gedemütigt, will ich sie nicht verderben“ (2. Chron. 12, 6 f.). Nur die „Hochmütigen stürzt er vom Throne, die Demütigen erhöht er“ (Ps. 1, 52). Demütige also auch du dich, auf daß er dich erhöhe zur Zeit der Heimsuchung!

b) Dann kannst du wieder getrost emporschauen zur gnädigen Vaterhand Gottes: „Alle eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorgt für euch“. Welch ein schönes Bild liegt abermals in diesen Worten! Wegwerfen sollst du deine Sorgen, wie man eine schwere Last fortwirft, abschüttelt, eiligst, froh, sie los zu werden. Alle deine Sorgen, deine ganze Last sollst du fortwerfen; denn der, dem du sie überläßt ist stark und kann sie tragen. Es ist der, der die ganze Welt trägt und hält, er wird auch dein Sorgenbündlein noch tragen können. Der Apostel sagt nicht einfach: Werfet eure Sorgen fort! So handeln

jene, welche da meinen: „Heute hatte ich Ärger und Kummer; ich muß mich zerstreuen, muß die Sorgen aus dem Sinn schlagen, muß sie hinwegspülen mit dem Alkohol, muß sie abschütteln in Leichtsinn und Ausgelassenheit.“ Nein, nicht schlecht hin werfet eure Sorgen weg, sagt der Apostel. Wer sie bloß so wegwirft ohne das rechte Ziel, auf den fällt die Last gar bald, oft verdoppelt zurück. Der Ragenjammer ist nach verpflogemem Rausch der Lust nur um so stärker. Vielleicht begehst du gerade im Leichtsinn erst recht eine Torheit, die dir ein doppelt schweres Kreuz auferlegt. Nein, werfet die Sorgen auf den Herrn!

So machte es Abraham. Er ging auf den Moria, seinen einziggeliebten Sohn zu opfern. Er trug an seinen Sorgen viel schwerer, als Isaak an seinem Holzbündel trug. Aber „er glaubte wider die Hoffnung an die Hoffnung“ (Röm. 4, 18) und warf seine Sorgen auf den Herrn. Als Isaak die quälende Frage stellt: „Vater, siehe, hier ist Feuer und Holz, aber wo ist das Schlachtopfer?“ Da antwortet er getrost: „Mein Sohn, Gott wird schon für ein Schlachtopfer sorgen“. Und die Vorsehung Gottes machte und sorgte wirklich und schaffte einen Widder herbei. Abraham aber nannte den Berg: „Der Herr sieht“. So wird auch die Vorsehung Gottes auf dich sehen und für dich sorgen.

Wie oft hast du schon diese Sorge des Herrn gespürt! Das eine Mal, als du einer schweren Stunde entgegen sahst, dachtest du selbstbewußt: „Ach, ich werde es schon schaffen“, und es ging schwer und schlecht. Das andere Mal hangte dir vor der Stunde. Aber du tratest vor den Herrn hin und warfst ihm dein Sorgenbündel zu — und siehe, es ging gut, viel besser, als du je gedacht hättest. Jeder hat solche Stunden erlebt.

Schau also über dich, mein Christ, erst in demüthiger Bußgesinnung, dann aber, in felsenfestem Vertrauen und laß den dort droben sorgen!

II.

Nun aber schau auch um dich! Leidensstunden haben auch ihre besonderen Gefahren: Also seid nüchtern und wachsam, umsichtig! „Seid nüchtern und wachet! Euer Widersacher, der Teufel, geht um her wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge“. Gilt dieses Wort auch jederzeit, so doch ganz besonders von den Stunden der Leidensprüfungen. Wann brüllt denn der Löwe? Wann läßt er dieses unheimliche, schaurige, weithin donnernde Gebrüll ertönen, das zu dem Unheimlichsten gehört, was die Natur kennt, unheimlicher als der Anblick der Bestie selbst? Er brüllt wenn er hungrig auf Raub ausgeht, besonders des Abends, des Nachts. So benützt auch Satan, der brüllende Löwe der Hölle, mit Vorliebe die dunklen Stunden des Leids, die Nachtstunden des Lebens, um seine Beute einzufangen und hungrig zu verschlingen. O wie viele hat er schon in diesen Stunden angefallen! Petrus selbst, unser Lehrmeister, hat dieses Brüllen des Löwen erfahren in jener dunklen Angststunde im Vorhof des Kaiphas. Darum ruft er: „Seid nüchtern und wachet!“ Seht euch vor, seht euch um! Wer meint, er stehe fest, der ist dem Fall am nächsten. Da naht dir der Versucher in der Stunde der Noth: „Mach es, wie andre auch! Betrüge, lüge! Eine falsche Unterschrift — was ist das Großes? — Räche dich an ihm, er hat es verdient! — Verkaufe deine Unschuld: Das bringt gutes Geld. Ehrlichkeit, Sittenstrenge bringt nichts ein!“ — Seht das Brüllen des Löwen, suchend, wen er verschlinge! — Viel-

leicht spricht er auch im schwersten Leid: „Nach deinem Leben ein Ende! Ein einziger Schmerz, und du hast alles Leid überstanden!“ Seht ihr den aufgesperzten Rachen des Widersachers! — Oder er flüstert dir zu, ähnlich wie einst dem geduldigen Job: „Warum hast du das gerade verdient? Warum geht es anderen gut? Warum muß gerade dich immer das Schwerste treffen?“ — Nichts als das Hungern des Löwen nach deiner Seele! — Drum: „Dem widerstehet standhaft im Glauben!“ Beim Löwen ist bekannt, daß beim Angriff oft die einzige Rettung war, ihm ruhig und fest ins Auge zu sehen. Wer flieht, ist verloren. Durch Wachtfeuer geschützte Lager überfällt der Teufel nie. Also schau um dich! Schau ihm ins Auge! Wachen und widerstehen — ist die einzige Rettung. „Widerstehet dem Teufel, so wird er von euch fliehen“ (Jak. 4, 7). Widerstehe im Glauben! Es handelt sich ja um deine unsterbliche Seele, die alles wert ist, mehr als alle Güter der Erde.

III.

Schau in die Welt! Wieder ein kräftiges Trost- und Stärkungsmittel im Leid. „Und wisset, daß über eure Brüder, wo sie auf der Welt sein mögen, dieselben Leiden ergehen.“ Schau dich um in der Welt: Ueberall dieselben Leiden, nichts als Kreuzträger. Du bist nicht allein. Eine der bekanntesten Stellen aus den alten Dichtern lautet: „Solamen miseris socios habuisse malorum. Ein Trost ist es den Unglücklichen, Leidensgenossen zu haben“. Nicht bloß dieselben Leiden, die uns quälen, tragen andere auch, sondern es wird kaum einen geben, der bei dieser Umschau in der Welt nicht

andre finden wird, die schlimmeres, schwereres tragen. Ist dir eine Hand, ein Arm, ein Fuß verloren — gewiß ein schweres Mißgeschick! Aber schau, es gibt deren so viele, die alle beide verloren haben: Glückliche bist du noch im Vergleich zu denen, die das Augenlicht verloren haben; noch glücklicher im Vergleich zu denen, die das Licht des Geistes verloren haben und in der Nacht des Irrens leben. Wenn du dich mit anderen vergleichst, so wirst du immer noch eine Stufe finden, die tiefer hinab in Schmerz und Leid führt. Wir Menschen haben die Eigenthümlichkeit, immer nach denen zu schauen, denen es besser ergeht. Würden wir auch nach denen schauen, die schlimmer daran sind, es gäbe viel weniger Unzufriedenheit in der Welt. — Das ist freilich zunächst ein recht weltlicher Trost: Dieses Schauen auf das große Leid der Menschheit um uns.

Der Christ schaut noch tiefer hinein in dieses Leidensmeer. Da sieht er überall Kreuzträger, welche ihr Leid, nicht bloß eben gerade ertragen, sondern heldenhaft, heiligmäßig tragen. Das ist ein viel trostreicherer Schauen. Das ruft ihm zu wie dem heil. Augustinus: „Andere haben es gekonnt, warum nicht auch du?“ Schau z. B. den heil. Franz von Assisi an! Nach den Lehren der damaligen Heilkunde sollte eine Ätzung an der Schläfe des erkrankten Auges vorgenommen werden. Als der Arzt den Eisenstab in das Feuer legte, um ihn zum Weißglühen zu bringen, sagte Franz nur: „Bruder Feuer . . . gib, daß ich dich auszuhalten vermag!“ Seine Genossen brachten es nicht über sich, der schmerzhaften Operation beizuwohnen. Nachher empfing sie Franz mit den Worten: „Ihr Kleinmütigen und Schwachgläubigen, warum seid ihr entflohen? In Wahrheit, ich sage euch, daß ich weder einen Schmerz noch die Hitze des Feuers gefühlt habe, und wenn es

nicht gut gebrannt ist, so kann man es noch einmal besser tun.“ Dazu kam ein Magen- und Leberleiden, heftiges Blutbrechen, die Füße schwellen an. Der Anblick des äußerlich schwer Leidenden, innerlich aber selig Getrösteten war rührend für alle. Als es schlimmer wurde, sagte er: „Ich bin mit meinem Herrn so geeint, daß ich mit Tod und Leben gleichmäßig zufrieden bin“. Als der Tod sicher bevorstand, breitete Franz mit großer Frömmigkeit und Ergebung die Hände aus und rief mit Freude: „Willkommen, mein Bruder Tod!“ „Gelobet seist du, mein Herr, durch unsern Bruder, den leiblichen Tod!“*) — Meine Lieben! Solche Leidensbilder findet ihr viele, wenn ihr euch umschaut in der Welt der Heiligen. Diese Heiligen sind ein wahrer Segen für die Menschheit geworden, weil sie die Kreuzträger aufrichten, mit Mut und Kraft erfüllen, das Bild des Kreuzes mit einem Verklärungs-schimmer umgeben. Auch heute gibt es noch so manchen geduldigen Kreuzträger, der schwerer zu tragen hat als wir, aber in der Kraft Christi heldenmäßig seinen Weg geht. Erbauet euch an diesen Brüdern, an diesen Leidensgenossen! Auch ihr werdet lernen, was sie gelernt haben in der Schule des Kreuzes.

IV.

Endlich schaut in die Ewigkeit! „Gott hat uns berufen zu seiner ewigen Herrlichkeit“, fährt der Apostel fort. Er „wolle euch, die ihr eine kurze Zeit leidet, vollenden, stärken und auf festen Grund

*) Schnürer, Franz v. Ass. (Weltgesch. in Char. Bild. München 1907.)

stellen!" Ewigen Lohn also für kurzes Leid, das ist und bleibt der kräftigste Trost aller Kreuzeschüler. „Nur eine kleine Weile!“ „Die Leiden dieser Welt sind nicht zu vergleichen mit der künftigen Herrlichkeit“ (Röm. 8, 18). Wenn du auch 50, 70, 90 Jahre ein schweres Kreuz tragen müßtest — in der That, das ist nichts für Millionen und aber Millionen Jahre ohne Ende in der kommenden Herrlichkeit. Gott hat uns berufen zu seiner ewigen Herrlichkeit. Dieselbe Herrlichkeit also, die das Herz Gottes beglückt, soll dein Lohn sein. „Gehe ein in die Freude deines Herrn!“ wird es einst heißen. Die Seligkeit Gottes soll dich umströmen; aus dem Herzen Gottes soll sie überströmen in das arme Menschenherz. O Seligkeit, die keine Seele ahnt! — O mein Christ, vergiß diesen Blick nicht hinüber in die Ewigkeit! Das war der Blick, der unsern Lehrmeister Petrus so gestärkt hat, daß er sich so heldenhaft demüthigte unter die Hand Gottes, als es hieß: „Ans Kreuz!“ Ja, welche Berdemüthigung, als er sich nicht für würdig hielt, zu sterben wie sein Herr, sondern mit dem Kopf nach unten gekreuzigt zu werden verlangte! — Das war der Blick, der auch unsern Kreuzeshelden Franziskus stärkte; denn so lautete die letzte Strophe seines Sterbeliedes, des Sonnengesanges; „Gelobet seist du, Herr, für unseren Bruder, den leiblichen Tod! . . . Selig die, die sich finden in deinen heiligsten Willen; denn der zweite Tod wird sie nicht heimsuchen!“ Ja, kein zweiter Tod, kein ewiger Tod trifft die demüthigen Kreuzesjünger, sondern für sie ist das ewige Leben.

Darum schau über dich, schau um dich, schau in die Welt, schau vor allem hinüber in die Ewigkeit! Dann wirst du einst ewig singen, was der Apostel heute am

Ende seiner Kreuzeslehren sagt: „Ihm sei Ehre und Herrschaft von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ Dann wirst du auch ewig preisen die Stunde, die dich heute in die Kreuzeschule des Apostels geführt hat. Amen.

Vierter Sonntag nach Pfingsten.

Des Christen Heimweh.

Wir seufzen und warten auf die (vollendete) Annahme zu Kindern Gottes. Röm. 8, 23. (18—23.)

Ein ergreifendes Lied klingt seit dem Sündenfall durch die Jahrhunderte, ein Trauerlied über all das Weh dieser Erde, ein Lied der Sehnsucht nach der ewigen Heimat, ein großer Pilgerchor der verbannten Kinder Evas, voll Heimweh nach einer besseren Welt. Auch die heutige Epistel singt dieses Lied vom Harren und Seufzen nach Vollendung und Verklärung, ein überaus ergreifendes Lied. Es sind vornehmlich drei Töne, die sich zu rührendem Akkorde vereinen: Die Trauer über die mannigfachen Leiden dieser Zeit, das Seufzen der Kreaturen um uns her, die gleichfalls mit dem Erbfluche beladen sind, und der Schmerz über die Mängel und Unvollkommenheiten unserer gefallenen Natur. Auf diese drei Töne ist unsre Epistel gestimmt wie ein Kreuzfahrerlied der nach dem Gelobten Lande pilgernden Menschheit. Möge es auch in unserm Herzen ein Echo finden! Denn diese Himmelssehnsucht gibt unsrer Seele Flügel nach oben, trägt sie aufwärts zu Gott. Betrachten wir also das Heimweh des Christen.

- I. geweckt durch die Leiden der Zeit,
- II. durch das Seufzen der Kreaturen,
- III. den Wunsch nach Vollendung.

I.

„Brüder! Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der zukünftigen Herrlichkeit“, so stimmt der Apostel an. Ja, wer doch eine Sammlung von Aussprüchen über die Leiden dieser Zeit bieten könnte! Es wäre ein gewaltiger Chor aus allen Ländern und Jahrhunderten. Die griechischen Philosophen und Dichter Sophokles und Euripides nennen das Leben kurz „ein Unglück“. „Am besten sei es, nicht geboren zu werden, und das zweite nach diesem, wenn man geboren ist, möglichst bald wieder zu sterben.“ Das ist eine Probe aus dem „genußseligen“ griechischen Altertum. — Gerade solche, denen das Glück auf Erden in seltener Weise lächelte, seufzten unter der drückenden Last des vielgestaltigen Leids. Ein solches vom Glück verwöhntes Weltkind (Paul Heyse) nennt das Leben „eine Vivisektion (eine fortwährende schmerzliche Operation), die die armen Menschen beständig quäle und im Quälen nur von Zeit zu Zeit aussetze, damit sie weitere Schmerzen ertragen können“. Der Dichter Heine, der die größten Anforderungen an den Genuß der Welt stellte und für alle Menschen „Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust, Pracht, lachenden Nymphen- tanz, Musik und Komödien“ als Lebensinhalt verlangte, schrieb später, als er durch ein langes Krankenlager dieses Leben besser kennen gelernt hatte: „Die Welt ist ein großes Lazarett, und der Arzt ist der Tod.“ — Kaiser

Friedrich III. widmete auf seinem Krankenlager dem Kronprinzen Wilhelm im April 1888 wie ein Testament die Worte: „Verne leiden, ohne zu klagen! Das ist das einzige, was ich dich lehren kann“. — Sein großer Paladin Bismarck, der Vielgefeierte, unsterblich Gerühmte, sagte 1895, als ihn einige Besucher aus Leipzig glücklich priesen: „Ich bin noch selten in meinem Leben glücklich gewesen, und wenn ich die spärlichen Momente, in denen ich wahres Glück hatte, zusammennehme, es werden kaum 24 Stunden herauskommen“. — Auch Goethe sagte auf den Höhen des Glücks (am 27. 1. 1824, Gespräch mit Eckermann), er habe in 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen empfunden. Doch wer könnte ein Ende finden all dieser Klagelieder über „die Leiden dieser Zeit“? Sie alle beweisen, daß auch inmitten der vielgerühmten Kulturhöhe jener Schmerzensschrei Geltung behalten hat, den die Hl. Schrift seit Jahrtausenden erklingen läßt: „Es liegt ein schweres Joch auf den Kindern Adams von dem Tage an, da sie den Mutterleib verlassen, bis auf den Tag, da sie zur Erde, unser aller Mutter, begraben werden . . . Ob der Mensch auf herrlichem Throne sitzt, . . . ob er eine Krone trägt, oder ob ihn grobe Leinwand deckt . . . er hat wenig oder keine Ruh“ (Sir. 40, 1 ff). Ja, überall wohnt dieser Ruhestörer, das tausendfältige Leid dieser Zeit. Auch unter den schönsten Blumen sind Dornen und Disteln verstreut, hinter den süßesten Früchten sind heimtückische Schlangen versteckt. Und über allen Freuden und Genüssen schwebt das Damoklesschwert des Todes.

Was ist das Leben? Ein Traum, ein Schaum,
Ein Becher, genippt von der Lippe kaum,
Verraucht und verflogen schon morgen.

Arbeit im Schweiße des Angesichts, Mühsal, Kummer, Sorge, Verluste, Scheiden und Meiden, Armut, Krankheit, körperliche und Seelenleiden der mannigfachsten Art vermag auch keine moderne Technik und Kultur, keine Industrie und Kunst der Menschen aus der Welt zu schaffen. Das Leiden ist und bleibt eine unbefiegte und unbefiegbare Großmacht dieser Zeit. Wir, die wir die Schrecken des Weltkrieges, die Revolution und ihre Folgen erlebt haben, wissen, daß gerade unsere Hochkulturzeit das Leid in der höchsten Potenz sehen mußte. „Was die Erde kennt an körperlichen Krankheiten, Wunden und Schmerzen, an Todeswehen, an Seelennöten, an herzbrechendem Scheiden, an aufregender Spannung, an Pein, des Harrens und Bangens, an zitternder Furcht, an lähmenden Schrecken, an dumpfem Verzweifeln, das kam hier alles vereint und aufs höchste gesteigert über die Völker wie ein Wolkenbruch“*).

Was folgt nun daraus jonnenklar? Wenn die Erde ein solches Tal der Tränen ist, so kann sie unsre wahre Heimat nicht sein. Mit elementarer Gewalt heben die Leiden dieser Zeit unsre Blicke empor zur ewigen Heimat. Sie wecken in unserer Brust ein tiefes unergründliches Heimweh. Je größer das Leid dieser Zeit, das auf Erden keine Heilung, keinen Ausgleich, Ersatz hoffen läßt, je dunkler die Lebensrätsel sind, die in dieser Zeit keine Lösung finden können, desto mehr klammern wir uns an den Trost des Jenseits an, den einzig wahren Trost, desto zuversichtlicher stimmen wir ein in das Apostelwort: „Wir halten dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar

*) v. Reppner, Leidenschule.

werden wird." Wahrlich, ein Weisheitswort, das wohl millionen- und abermillionenmal nachgesprochen wurde von den leidgeprüften Erdenpilgern, den Kreuzfahrern nach dem Gelobten Lande! Wahrhaftig, Erdenleid, mag es auch noch so groß und zahlreich sein, ist nicht zu vergleichen mit der künftigen Herrlichkeit; denn die ist schlecht- hin unendlich lang, weil ewig, unendlich groß, unendlich weit, weil Gott selber, der Unendliche, unser Lohn ist. Endliches kann mit dem Unendlichen, Unermeßlichen niemals verglichen werden. Dieses Triumphlied sang dem Apostel nach ein hl. Ignatius, als er rief: „Oh, wie eckelt mich die Erde an, wenn ich an den Himmel denke!“ — eine hl. Cäcilia, die zu den Hefnern sprach: „Für Christus sterben heißt Rot gegen Gold verlauschen, die Hütte gegen einen Palast, Staub gegen eine Krone“ — ein hl. Augustin: „O Quelle des Lebens, wann werde ich eingehen in die Freude meines Herrn? O süßes, o seliges Leben, o Leben ohne Ende, o ewige Seligkeit!“ — ein hl. Monsius: „Was ist das gegen die Ewigkeit? . . . In den Himmel will ich, in den Himmel will ich!“

Mein Christ, stimme auch du ein in das apostolische Heimwehlied der Gotteskinder!

II.

„Das Harren des Geschöpfes ist ein Harren auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Denn das Geschöpf ist der Richtigkeit unterworfen. Die ganze Schöpfung seufzt und liegt noch in den Wehen“ — das ist der zweite Ton des apostolischen Heimwehliedes. — Als Gott das große Schöpfungswerk vollbracht hatte und es prüfend überschaute, „da“, heißt es, „sah Gott alles, was er gemacht hatte, und es war

sehr gut" (Gen. 1, 31). Doch nun kam die Sünde des ersten Menschen mit ihrem Fluche. Nicht bloß sich selbst stürzten Adam und Eva in das größte Unheil, sondern auch die ganze Natur wurde in den Fluch hineingezogen. „Verflucht sei die Erde um deinetwillen!" (Gen. 3, 17) so lautete das Strafurteil Gottes. Von der Erde war ja der Mensch seinem Leibe nach genommen. Die Erde war seine Mutter, seine Ernährerin, sein Aufenthalt, sein Paradies. Mensch und Natur waren auf das innigste miteinander verbunden. Der Fluch, der das Haupt und den Herrn der Schöpfung traf, fiel also auch wie ein Donnerschlag in diese hinein. Tod und Verwesung, Unfriede, Zerstörung der Harmonie war die Strafe, welche das Leben der ersten Menschen verwüstete: Tod und Verwesung, Unfriede und Disharmonien sind auch das Siegel, das der Natur seitdem aufgeprägt ist. Ein furchtbarer Riß hatte sich zwischen Gott und den Menschen aufgetan: Ein gewaltiger Riß ging auch durch die Schöpfung. Wohl trägt sie immer noch deutliche Zeichen, welche die Allmacht, Allweisheit und Güte ihres Schöpfers rühmen, aber ebenso unverkennbar zeigt sie allenthalben die Spuren jenes schrecklichen Fluches. Auch sie trägt ihr Leid wie wir, ihr Heimweh, und durch ihre seufzenden Klagetöne wird unser eignes Heimweh noch mehr geweckt und bestärkt. Schau hinaus in die Pracht des Frühlings! Raum ist alles grün, da erscheint auch das Heer der Schädlinge, Käfer, Raupen . . . aller Art, die das Werk der Natur zerstören. Neben den mühsam gepflegten Gartengewächsen erscheinen von selbst in üppiger Fülle Unkräuter, Giftgewächse, Disteln und Dornen und drohen alles zu überwuchern. Eine einzige Frostnacht zerstört oft tausend Hoffnungen, Millionen von Reimen

und Blüten. Das eine Mal stehen Wiesen, Felder und Gärten infolge der Dürre wie ausgebrannt da, ein anderes Mal ist alles wie gewalzt durch einen Hagelschauer von einer Stunde, der die Arbeit von Monaten vernichtet. Hier erheben sich verheerende Orkane, Sturmfluten, dort vernichten Gewitterschäden, Überschwemmungen, Lawinenstürze, Erdbeben meilenweite Landstrecken. Vergeht doch keine Woche, ohne daß die Zeitungen hier und da von großen Schäden durch die entfesselten, rasenden Elemente und Naturgewalten berichten. — Durch das ganze Pflanzen- und Tierleben geht ein gewaltiger Kampf ums Dasein. Eine Gattung ist der andern Feind, eine geht der andern ans Leben; die stärkeren morden die schwächeren. Wie viele sind des Menschen und seiner Arbeit Feinde, wie viele andere verbergen sich scheu vor ihm und fliehen ihn, als ob sie in ihm die Ursache des großen Fluches witterten, der die Harmonie der Erde zerstört! Und über all dem hört man die Klage töne vom Sterben und Verwesen, nicht bloß im Herbst, dem großen Totengräber der Natur, nicht bloß im Winter, dem großen Leichenschau der Schöpfung. All das klingt wie eine ergreifende Trauersinfonie aller Kreaturen zu den rührenden Heimwehliedern, die das mannigfache Erdenleid dem Menschenherzen erpreßt. Ja,

Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die stillen Sterne scheinen,
Durch alle Adern der Natur.

Auch hier klingt aber der Grundton der Hoffnung mit, der Hoffnung auf Erneuerung und Vollendung, wie der Apostel sagt: „Die Schöpfung ist der Nichtigkeit unterworfen auf Hoffnung hin, weil auch die Schöpfung von der Knechtschaft der Verderbtheit befreit

werden wird zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes." Wie sie teil hatte am Fluche des Menschen, so soll sie auch teilhaben an der künftigen Verherrlichung des Menschen. Sie harret also der Vollendung, der Verklärung der Menschheit entgegen, weil sie auch ihr die Erneuerung bringt: „Siehe, ich mache alles neu“ (Off. 21, 5). „Siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, und dessen, was vorher war, wird man nicht mehr gedenken“ (Jes. 65, 17). Welch ein „Harren also der Geschöpfe auf die Offenbarung der Kinder Gottes“!

III.

Und nun die ergreifendsten Töne jenes Heimwehs des Christenherzens. Mit dem Schmerz über die mannigfachen äußeren Leiden, die das Menschenleben plagen, mit dem Echo der seufzenden Natur um uns verbindet sich ein tiefinneres Sehnen und Schmachten der Menschenseele nach Befreiung und Vollendung, das sich eher fühlen als mit Worten beschreiben läßt. „Auch wir selbst seufzen innerhalb uns und warten auf die (vollendete) Annahme zu Kindern Gottes, auf die Erlösung unseres Leibes,“ sagt der Apostel. An anderer Stelle ruft er: „Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ (Röm. 7, 21) und abermals: „Ich verlange aufgelöst zu sein, um bei Christus zu sein.“ Wer hätte nicht schon ähnlich wie der Apostel gefühlt? Ein gewaltiger Riß geht seit Adams Sünde nicht nur durch die Schöpfung, sondern auch durch das Menschenherz, eine Getheiltheit zwischen Gott und Welt, zwischen Himmelsstreben und Erdensinn, ein tiefinnerer Widerstreit zwischen dem, was man sollte und gern möchte,

und dem, was man vollbringt. „Nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will,“ sagt derselbe Apostel. „Ich habe Lust am Gesetze Gottes dem innern Menschen nach, ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, welches dem Gesetze des Geistes widerstreitet und mich gefangen hält unter das Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern ist“ (Röm. 7, 22 f.). Ach, nur zu wahr hat der Apostel diesen Zwiespalt unsrer Natur, diese Zerrissenheit unseres Wesens geschildert! Heut sind wir voll Begeisterung für Gott, morgen fühlen wir uns hinabgezogen in den Schmutz der Sünde, den Rot der Erde. Heut fühlen wir uns frei, und morgen schleppen wir wieder die alten Sklavenketten. Heut fühlen wir uns als neue Menschen, die nach Gott geschaffen sind, morgen führt der alte Adam in uns wieder die Tyrannenherrschaft. Jetzt ist es wie heller Sonnenschein in uns, dann wieder wie dunkle Nacht. Heut „himmelaufjauchzend, morgen zu Tode betrübt“. Heut jubeln wir mit Petrus: „Nie will ich dich verlassen, o Herr!“ Morgen haben wir ihn mehr als dreimal verleugnet und verraten. Dieser beständige Kampf gegen unsere verdorbene Natur, besonders gegen das Gesetz in unseren Gliedern, dieses oftmalige Unterliegen unter die alten Schwächen und Untugenden, dazu der Schmerz über die Verderbtheit der uns umgebenden Welt, ihre Gottvergessenheit, über die Triumphe, die das Böse nur zu oft feiert über das Gute, die Trauer über die vielfache Unterdrückung, Knebelung, Knechtung der Kirche durch Unglauben, Irrglauben und ihre Helfer . . . all das erfüllt das Christenherz oft mit einem Heimweh, das mit verzehrender Glut in ihm brennt. In solchen Stunden wird es ihm am klarsten, daß wir

eine andere Heimat haben, droben über den Sternen. Dann ruft er mit dem Psalmisten: „Es schmachtet meine Seele und seufzt nach den Borhöfen des Herrn. Wie der Hirsch nach dem Wasserquell, so dürstet meine Seele nach Gott. Wann werde ich erscheinen vor seinem Angesicht?“ Dann betet er mit Inbrunst: „Vater unser, der du bist im Himmel! Zukomme uns dein Reich!“ Dann seufzt er mit Paulus nach „Erlösung des Leibes in Christo Jesu unserm Herrn“, nach der „vollendeten Annahme zur Gotteskindschaft“, nach Befreiung von den schmerzlichen Fesseln dieser Welt, nach der „Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes“.

Ja, welch eine Herrlichkeit im ewigen Vaterhause! Dort wird der Vater „abwischen alle Tränen von der verbannten Kinder Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz“ (Off. 21, 4). Dort werden die Kinder keine Seufzer und Wehen mehr umgeben, sondern rauschende Freudenharfen, selige Jubelhymnen, ewige Harmonien der glückseligen Heimat. Dort werden keine Unvollkommenheiten, keine Kämpfe sie quälen; dort ist ewiger Friede, dort wird „unser Herz weit werden“ in der „Freiheit der Herrlichkeit“ und „sich wundern und mit Strömen von Wonne getränkt werden.“ Amen.

Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Eine goldene Lebensregel.

Bergeltet nicht Böses mit Bösem! . . . Wenn ihr etwas um der Gerechtigkeit willen leidet, Heil euch!

1. Petr. 3, 9. 14. (8—15.)

Es gibt kein Volk auf der Erde ohne Sprichwörter, jene goldenen Lebensregeln, Weisheitslehren, die von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht sich fort-

pflanzend, tausendfach im Leben erprobt, oft die Summe einer durch Jahrhunderte bewährten Erfahrung darstellen. Wie ein Blitzlicht leuchtet oft im Leben jene kurze und blündige, leichtfaßliche Spruchweisheit auf und verbreitet Helligkeit über eine dunkle Lebenslage. Als echte Freunde und Erzieher des Volkes bewahren jene Lebens- und Klugheitsregeln vor mannigfachen Fehlgriffen und Fehlritten. Wahrlich, keine leeren Redensarten, sondern ein Schatz köstlicher Erfahrung, kostbar wie feuergeprüftes Gold.

Doch was ist die Weisheit der Menschen, sei sie auch noch so wertvoll, gegen die Weisheit des Allweisen, von der die Schrift sagt, daß sie besser ist als das feinste Gold, kostbarer als alle Reichtümer, und alles, was man sich wünschen mag, ist mit ihr nicht zu vergleichen" (Spr. 3, 14 f)? „Die Quelle dieser Weisheit aber ist das Wort Gottes aus der Höh" (Sir. 1, 5). Dort im Buche der Bücher hat der Geist Gottes für alle Jahrhunderte die kostbarste Lebensweisheit aufgespeichert, Schätze, aus denen Millionen und Abermillionen Menschen schöpfen werden aus allen Völkern bis ans Ende der Welt. Aus keinem Buche der Welt stammen daher auch so viele Goldkörner der Lebensweisheit, so viele Wurzeln und Bestandteile der besten Sprichwörter wie aus jenem Goldquell der Heiligen Schrift.

Heute, meine Andächtigen, haben wir solch eine Goldader vor uns in der Epistel. Einen ganzen Strauß herrlicher Lebensregeln hält uns der Apostel hin, wert mit goldenen Buchstaben in dein Lebensalbum eingeschrieben, in Erz und Marmor eingegraben, an Wänden und Türen wie ein Haus- und Familiensegnen angeschrieben zu werden. Und willst du, daß ich die goldenen Worte in eines gleich-

sam zusammen gieße, daß ich dir eine leichtfaßliche Überschrift über die ganze Epistel setze, so sage ich mit den Worten des bekannten Spruches: „Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun!“ Und willst du wissen, welcher goldenen Segen diese Lebensregel bringt, so stelle ich ihn dir aus der Epistel zusammen: Liebes Leben, gute Tage, Frieden, Gottes Wohlgefallen und Erhörung, Heil und Besitz Christi im Herzen.

Nun ist keiner unter euch, der nicht voll brennender Sehnsucht den goldenen Schatz aus der Hand des Apostels verlangt. Wohlan:

- I. Nicht Unrecht mit Unrecht vergelten!
- II. Lieber Unrecht leiden!

I.

Oberflächliche Menschenweisheit ist oft gegen die tiefgründige Gottesweisheit. So kann man denn oft genug als Antwort auf die goldene Lehre des Apostels: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht Schmähreden mit Schmähreden!“ die Worte hören: „Wie? Soll ich mir das gefallen lassen? Solch eine Bosheit, solch eine Schmähung auf mir sitzen lassen? Nein, wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus. Wie du mir, so ich dir; auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“

Meine Andächtigen, das ist keine christliche Weisheit. Das entspricht dem vom göttlichen Heiland im heutigen Evangelium so streng gerichteten Grundsatz der Pharisäer: „Aug um Aug! Zahn um Zahn!“ Der aus Gott geborene Christ (1. Jo. 4, 7) soll den natürlichen Menschen beherrschen und überwinden lernen. Die beiden Haupttugenden des Christen sind die Liebe und die

Demut. Deshalb stellt der Apostel diese beiden Tugenden gleichsam als Quelle und Fundament seiner Lebensregel voran und ruft uns zu: „Geliebteste, seid alle gleichgesinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig!“ und weiterhin seid „bescheiden, demütig!“ Wie das gebrochene Licht sich in verschiedenen Farben zeigt, so äußert sich die Liebe als Gleichgesinntheit, Mitleid, Brüderlichkeit, Barmherzigkeit — und die Demut und Bescheidenheit sind bekanntlich Schwestern. Der Apostel will sagen: Wenn ihr wahre Christen seid, also die christliche Liebe und Demut besizet, so werdet ihr auch die weitere, etwas schwerere Forderung erfüllen: Nicht Unrecht mit Unrecht, Böses mit Bösem vergelten! Der wahrhaft Demütige erträgt es leicht, wenn ihm auch einmal Unrecht widerfährt — und wer wahre Nächstenliebe besizt, darf dem Nächsten nichts Böses tun, auch wenn dieser durch sein sündhaftes Verhalten dazu reizt. Schmähungen, Beleidigungen, Schaden zufügen ist Sünde und bleibt Sünde, auch wenn der Nächste dazu Anlaß gibt. Wie streng ist auch im heutigen Evangelium die Schmähung gerichtet: „Wer zürnt, wird des Gerichtes schuldig sein. Wer sagt: Raca! wird des Rates schuldig sein; wer sagt: Du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein.“ Der Apostel ergänzt und erläutert also nur das Wort des Herrn: Du darfst auch nicht schmähnen, wenn der Nächste dich zuvor erzürnt, geschmäht hat.

Der Apostel geht noch einen Schritt weiter; er verlangt noch mehr von der christlichen Liebe: Nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern im Gegenteil mit Gutem! „Im Gegenteil segnet einander!“ Und welch herrliche Begründung führt er an: „Segnet einander, weil ihr berufen seid, Segen zu erben.“ Christen sollen ja

die Gesegneten des Herrn werden, zu denen er einmal sagen soll: „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, und nehmet in Besitz das Reich, das euch bereitet ist“ (Mt. 25, 34). Wer Segen will, muß auch Segen auf Erden verbreiten. Wer flucht, dem wird auch Gott fluchen. Wer segnet, der wird wieder gesegnet werden. Mit demselben Maße, mit dem wir messen, wird auch uns zugemessen werden.

Da bäumt sich freilich der natürliche Mensch in uns auf und sagt: „Wie? Segnen, wo man uns flucht, unsere Ehre, unsern guten Namen verlegt? Gehst das nicht zu weit?“ Doch der Apostel spricht vom „lieben Leben“ von „guten Tagen“, vom Frieden, die als kostbare Frucht in der rauhen Schale dieses kleinen Opfers stecken. Wer wollte um dieser Früchte willen nicht die rauhe Schale mit in Kauf nehmen? Zunächst, auf unser Recht brauchen wir nicht zu verzichten. Auch der Heiland hat es nicht getan. Er sagte zu dem Diener des Hohenpriesters, als er ihn ins Gesicht schlug, sein Recht verteidigend: „Habe ich unrecht geredet, so beweise es mir; habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?“ (Jo. 18, 22.) Aber wir dürfen uns nach seinem Beispiel nicht rächen, nicht schmähen, wir müssen dem Feind Gutes tun, für ihn beten, wie der Herr im Ölgarten seinem Feinde Malchus das Ohr heilte und am Kreuze betete: „Vater, vergib ihnen!“ Solche Selbstbeherrschung, Nachgiebigkeit, Güte ist nicht Schwäche, Unehre, sondern Überlegenheit, Ehre, Sieg. Die Pfeile deines Widersachers fallen auf ihn zurück. Feurige Kohlen sammelst du auf sein Haupt. Bald werden sie als grelle Schamröte auf seinen Wangen brennen. Solch ein ehrenvoller Sieger war David. Er wurde von Semei schwer geschmäht und mit Steinen beworfen. Seine Umgebung forderte ihn auf, das Unrecht mit aller

Schärfe zu rächen. Der König tat es nicht, sondern bezeichnete den Semei noch als Werkzeug Gottes. „Gott hat ihn geheißt, David zu lästern“ (2. Kön. 16, 10). Doppelt hatte David gesiegt: Über sich selbst und über den Feind. Denn siehe: Semei erkannte sein Unrecht und bat den König um Verzeihung. Doppelter Sieg und doppelter Friede ist die Folge: Tief drinnen im Herzen mit dem königlichen Gefühl gelungener Selbstbeherrschung und nach außen mit dem Gegner, der sonst noch mehr zu Haß und Feindschaft gereizt worden wäre. Wahrhaftig, das macht das Leben lieb und süß und bringt gute Tage, wenn man so dem Frieden nachjagt. Sonst gibt es ewige Streitigkeiten, Prozeßhändel, bitteres Leben und böse Tage. O goldenes Apostelwort!

Solche Selbstbeherrschung und Nachgiebigkeit mag anfangs schwer sein, aber, öfter versucht wird sie wie so manches im Leben gelernt und bringt um so köstlicheren Segen, bewahrt vor tausend trüben Stunden, führt zu den herrlichsten Erfolgen. Wie oft ist es vorgekommen, daß einer die Kränkung des anderen ertrug, ja, ihn segnete — und siehe, am selben Abend vielleicht, ehe die Sonne sank, kam der Beleidiger, der sich als Besiegter fühlte, bot die Hand, und aus Feinden wurden Freunde. Ein zorniger Gutsherr ließ seinem Nachbar sagen, er solle sich nicht einfallen lassen, jemals wieder seinen Grund und Boden zu betreten. Da ließ ihm der andere antworten: Wenn er zu ihm auf den Hof oder in das Haus komme, werde es ihm immer lieb sein. Diese Güte überwand den erregten Mann; von Stund an wurden sie Freunde. — Der hl. Franz von Sales wurde „der Bezwiner seiner Feinde“ genannt. Wodurch hat er sie

bezwungen? Durch Rechthaberei, Prozesse, Energie, feurige Reden und Zurückweisungen ihrer Angriffe? Nein, durch Selbstbeherrschung und Sanftmut, Güte. Das wirkte mehr als seine herrlichen Predigten gegen die Irrgläubigen und gehässigen Gegner, deren er unzählige bekehrt hat. Von ihm stammt das schöne Wort: „Mit einem Lot Honig fängt man mehr Fliegen als mit hundert Fässern Essig.“ Er hat es selbst erprobt. Wie wahr sagt auch der hl. Chrysostomus: „Nichts zähmt den Beleidiger mehr als Geduld und Sanftmut des Beleidigten. Das Feuer wird nicht mit Feuer, sondern mit Wasser gelöscht, und Zorn nicht mit Zorn und Rache, sondern mit Sanftmut und Demut und Wohlthaten“ (hom. 18 in Matth.). So erntet das Segnen schon auf Erden Segen.

Daher ist es denn wieder goldene Wahrheit und Weisheit, wenn der Apostel fortfährt: „Denn wer das Leben lieb haben und gute Tage sehen will, der bewahre seine Zunge vom Bösem und seine Lippen, daß sie nichts Trügerisches reden.“ O kleines, unscheinbares Wort voll großen, in die Augen springenden Segens! Nur Trug ist es, in solchen Augenblicken der Erregtheit, wenn „man Nadeln im Munde hat“ durch aufbrausendes Dreinreden etwas erreichen zu wollen. „Ein böses Wort verwundet mehr als ein geschliffenes Schwert,“ sagt das Sprichwort. Dagegen nur eine ganz kurze Überwindung der Zunge — und langer, langer Frieden, liebes Leben und gute Tage folgen darauf. So handelte der am 20. Mai 1909 heilig gesprochene Klemens Hofbauer. Einst sammelte er Almosen in Warschau für seine Waisenfinder. Einer spie ihm ins Gesicht. Der Heilige wischte sich ab, erwiderte nicht Böses mit Bösem,

nicht Schmähung mit Schmähung, bewahrte seine Zunge, daß sie nichts Trügerisches redete, suchte vielmehr den Frieden, jagte ihm nach — und sprach: „Mein Herr, das war für mich, jetzt geben Sie mir noch etwas für meine Kinder!“ Seht den Sieger, berufen, Segen zu erben! Und der Besiegte? Gerührt durch solch gütiges Wesen, gab er dem Heiligen sein ganzes Geld, und nach einigen Tagen legte er bei ihm eine Generalbeichte ab. Ist der goldene Wert unsrer Lebensregel also nicht mit Händen zu greifen?

II.

Doch nun der zweite Teil der apostolischen Lebensweisheit. Immer edleres Gold ist es, das er uns ausprägt: Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun. „Wer kann euch schaden, wenn ihr dem Guten nachtrachtet? Wenn ihr aber doch etwas leidet um der Gerechtigkeit willen, Heil euch!“ Das ist die höchste Forderung: Schweigen in Geduld, auch wenn man Schaden zu befürchten hat. Aber die Augen des Herrn sehen ja mit Wohlgefallen auf solch einen Gerechten. Er ist ein Liebling dessen, der ja auch so viel Beleidigungen und Schmähungen erträgt und seine Sonne scheinen, seinen Regen herabtauen läßt auch über die Bösen. „Gott ist auf seiten eines solchen Gerechten, „seine Ohren merken auf ihr Gebet“. Wenn also Gott mit ihm, wer ist wider ihn? Gottes Schutz und Segen ist stärker als die Macht des Feindes. Seine Hilfe wiegt mehr als der Schaden durch den Feind. „Wenn ihr etwas leidet, Heil Euch!“ ruft der Apostel mit der ganzen Blut seines gottbegeisterten Herzens. Ja, Heil Euch! „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähren und verfolgen und alles Böse mit Unwahrheit wider Euch reden. Selig sind, die Verfolgung leiden um

der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich" (Mt. 5, 10).

Heil Euch! Ihr habt einen Anteil an der Glorie der heil. Märtyrer, die um der Gerechtigkeit willen Unrecht und Schaden erlitten. Wie mußten diese Apostelworte den damals so verfolgten Christen in die Seele dringen, wenn sie beim Gottesdienst vorgelesen wurden! Draußen lauerten schon die Verfolger, hielten Kerker und Schwert bereit. Doch Heil Euch! Ihre Schrecknisse fürchtet nicht und beunruhigt euch nicht! Fürchtet nicht diejenigen, welche dem Leibe allenfalls schaden, der Seele aber nichts anhaben können! Heil euch! Ihr seid Schüler des Herrn, der auch nicht drohte, da er litt, nicht wieder schalt, nicht schmähte, da er verfolgt wurde. (1. Petr. 2, 21 f.)

Haben sie ihm schaden können, ein Herodes an der Krippe, ein Kaiphas und Pilatus, die gehässigen Pharisäer und Sadducäer und alle seine Verfolger? Sie dienten nur dazu, seine Glorie zu vermehren. Beunruhigt euch nicht! Verliert nicht die Ruhe! Ihr traget im Herzen einen kostbaren Schatz des Friedens, ihr haltet Christum heilig in eurem Herzen. Das ist ein Schatz, nicht mit Gold aufzuwiegen. „Christus ist euer Friede“ (Eph. 2, 14). Ihr habt den Frieden, der allen Begriff übersteigt, schon auf Erden. Euer wartet der herrlichste Friede im Jenseits denn ihr habt ihn verdient wie einen Siegespreis.

O meine Undächtigen! Welch eine Goldader haben wir in den Worten des Apostels entdeckt! Ja, wahrlich, besser Unrecht leiden als Unrecht tun. Tust du Unrecht, wenn dein Feind dir Unrecht tut, zahlst du's ihm heim mit gleicher Münze, ich möchte sagen, automatisch wie eine Maschine Schmähung mit Schmähung, Mißhandlung mit Mißhandlung vergeltend, so hast du dein Christentum ver-

leugnet. Du hast nicht einmal irdischen Vorteil. Das eine Wort gibt das andere. Auf Zorn folgt Rache, Haß, Unfrieden, welcher dir böse Tage bringt und das Leben vergällt. Du setzest dich vielleicht durch eine Übereilung erst ins Unrecht, während du anfänglich im Rechte warst. Du lässest dich zu einer Unüberlegtheit fortreißen, die du dann zeitlebens bereuest. Du verlierst Gottes Freundschaft. Er hört nicht auf dein Gebet; denn aus einem gehässigen Herzen kann nicht ein wohlgefälliges Gebet emporsteigen. Sein Angesicht ist wider dich. Er vergibt auch dir nicht, wie du nicht vergibst. Christum hast du aus dem Herzen verloren, Christum, den Friedensfürsten, der da sprach: „Lernet von mir, ich bin sanft- und demüthig von Herzen!“ In der Geduld würdest du deine Seele besitzen. So verlierst du sie, vielleicht auf ewig. Dein Sterben wird dir schwer. Du streust dir Glasscherben in dein Totenbett durch deine Unversöhnlichkeit. Der Unbarmherzige findet ein unbarmherziges Gericht. Du wolltest auch das kleinste Leiden nicht auf dich nehmen, vielleicht wirst du jetzt ewig leiden müssen.

Höre eine ergreifende Begebenheit! Zwei Brüder hatten sich verfeindet. Der eine bot wiederholt die Friedenshand, der andere schlug sie aus. Der Friedfertige starb zuerst und ging zum ewigen Frieden ein. Der übriggebliebene fiel auf ein langes Krankenlager. Unruhig und gequält, zwischen Geistesklarheit und Unklarheit schwankend, lag er da, und seine Söhne standen daneben. Da reißt der Todesranke seine knochige Hand weit und lange und immer wieder aus dem Bett heraus, wie wenn er sie jemandem reichen wollte, und weint bitterlich dazu. Die Söhne fragen: „Vater, was hast du denn? Was willst

du denn?" „O seht doch, dort steht mein Bruder, ich möchte ihm so gerne die Hand geben, aber ich kann nicht hinüberreichen!" — —

Meine Lieben! Die Kinder verstanden, was sich im Herzen des Vaters abspielte, und durch ihre Seelen ging der heilige Vorsatz: Nie wollen wir uns verfeinden! Nie Böses mit Bösem vergelten! Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun und den Frieden verlieren!

O, schreiben auch wir uns diesen Vorsatz ins Herz!

Über ein Kleines, o zürnender Freund,

Scheidet der Tod, die noch heute vereint,

Reich ihm die Hand, eh' der Abend vergeht,

Über ein Kleines, — so ist es zu spät.

Wohlan, wie einen goldenen Schatz, wie einen Haus- und Familiensegen tragen wir diese Frucht der heutigen Betrachtungstunde heim! Immerdar soll die goldene Lebensregel uns vorschweben. Sie wird uns ein Freund und Erzieher und Mahner sein in mancher Stunde, uns das Leben lieb machen und uns führen zum ewigen Frieden. Amen.

Sechster Sonntag nach Pfingsten.

Stirb der Sünde, lebe dem Herrn!

„Also sollet auch ihr dafür halten, daß ihr zwar der Sünde abgestorben seid, für Gott aber lebet in Christo Jesu unserm Herrn.“ Röm. 6, 11. (3—11.)

Wenn wir den modernen Weltmenschen vor die heutige Epistel hinstellen, so steht er vor einem Abgrunde. Wer vom Christentum wenig mehr als den Namen kennt, wer selbst nur ein Namenschrist ist, den trennt eine Kluft von

diesen Anschauungen des Weltapostels, Sie sind ihm ein Rätsel mit sieben Siegeln. Vielleicht wird er in seiner Verlegenheit jene Apostelworte als „hochfliegende, unfruchtbare Spekulationen“ oder gar als „Wolkenkuckucksheim eines Phantasten“ bezeichnen. Und doch, die darin enthaltenen Wahrheiten gehören zum eisernen Bestande des Christentums. Jedes Kind hört von ihnen im Katechismusunterricht. Sie sind die Elemente, das Abc christlicher Lebensweisheit. Diese Elemente aber heißen: Du mußt der Sünde absterben, den alten Adam in dir mit seinen Begierden und Leidenschaften abtöten und in Christo zu einem neuen Leben auferstehen. Stirb der Sünde, lebe dem Herrn! Das ist der kostbare Kern, den wir aus den Lehren des Apostels herauschälen, eine Weisheit, die auch der sprichwörtliche Dichtervers verkündet, von einer Autorität, die auch jene Modernen anerkennen (Goethe):

Und solange Du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Ohne dieses Stirb und Werde ist dein Leben finster. Christus ist dir nicht Licht, Weg und Wahrheit, er ist nicht dein Leben.

Wohlan, laßt uns hineinschauen in die tiefen Gründe apostolischer Lebensweisheit, christlicher Lebensphilosophie:

I. Stirb der Sünde!

II. Lebe dem Herrn!

I.

Dem ganzen Zusammenhang nach ist die Epistel die Antwort auf die eine Frage, die für das christliche Leben von zentraler Bedeutung ist: Darf der Christ es mit der Sünde leicht nehmen?

Eben hat der Apostel die Herrlichkeit der göttlichen Gnade geschildert, die um so überfließender war, je größer die Sündhaftigkeit der Menschen war. Soll nun deshalb der Christ „in Sünden verharren?“ (B. 1.) Soll er es leicht mit ihr nehmen? Wie steht es überhaupt mit der Sünde seit Christus? Ist es wahr, was Luther einst gelehrt, und was viele Christen durch ihr Leben in der Tat wahr machen wollen: „Sei ein Sünder und sündige nur tapfer darauf los, aber glaube noch tapferer und freue dich in Christo, welcher Sieger ist über die Sünde!“?*) Diese Frage ist gewiß von der größten Wichtigkeit, sie trifft das Mark des Christentums, sie steht im Zentrum des christlichen Lebens.

Mit heiliger Entrüstung weist der Apostel jene falsche Schlußfolgerung aus der Wirksamkeit der göttlichen Gnade zurück und beweist das gerade Gegenteil: „Das sei ferne!“ Im Christentum „sind wir der Sünde gestorben, wie sollen wir noch in ihr leben?“ (B. 1 u. 2.) Christen sind wir durch die Taufe, seit der Taufe. Damals wurden wir Glieder Christi, wie die Rebe mit dem Weinstocke, Christus, verbunden, wie ein wilder Ölzwieg dem edlen Baume eingepflanzt. Durch diese Vereinigung gewinnt der Christ Anteil an den Verdiensten Christi, der durch seinen Opfertod die Sünde besiegt, vernichtet hat. Christi Tod war ja der Sünde Tod und Vernichtung. Von ihm galt das Wort: „Vom Tode will ich sie erretten. . . . O Tod, ich werde dein Tod sein, o Hölle, ich werde dein Biß sein!“ (Os. 13, 14.) Die Taufe in Christo ist also in Wahrheit der Tod, die Vernichtung unserer Sünden. Wie könnten wir also noch der Sünde leben, nachdem der alte Sündenmensch in der Taufe gestorben, „begraben“, ertränkt

*) Luth. Werke, Weim. Aug. Bd. VII, 342.

ist? — Das also ist der tiefe Inhalt der Apostelworte: „Alle, die wir in Christo getauft sind, sind getauft worden in seinem Tode. Wir sind mit ihm durch die Taufe zum Tode begraben. Wir sind mit ihm zusammengepflanzt zur Ähnlichkeit seines Todes, auf daß der Leib der Sünde zerstöret werde, und wir nicht mehr der Sünde dienen.“

Meine Andächtigen! Wie klar ergeben sich die Schlußfolgerungen daraus! Wie darf ein Christ noch der Sünde leben, die Jesu den Tod gekostet hat? Wie darf er das Blut Christi, das bei der Taufe (nach dem Ausspruche eines Heiligen) über seine Seele geflossen ist, mit Füßen treten, Jesum durch die Sünde „aufs neue kreuzigen“? Ein Glied Christi — ein Diener der Sünde? Ein Glied dessen, der die Sünde über alles haßt, der ein Schlachtopfer der Sünde geworden ist? — Christus, der Überwinder der Sünde — und der Christ ein Diener der Sünde? Die Taufe, der Tod der Sünde — und das Leben des Getauften ein Sündenleben? — Welche unerträglichen Gegensätze!

Ja, in der That, zwischen Getauftsein und in Sünden leben besteht der denkbar größte Widerspruch. Wollten alle Christen nur ein wenig die Würde des Getauften bedenken, sie könnten nicht mehr so gleichgültig gegen die Sünde sein. Die ganze Bosheit der Sünde würde ihnen grell in die Augen springen. Mit Recht hat jemand gesagt: „Man sollte billig mit allen Glocken läuten, wenn ein Mensch aus der Taufe gehoben wird.“ Denn das ist ein Ereignis, größer und herrlicher als manches andere, bei dem man die Glocken läutet. Ein Königskind ist geboren, nein, tausendmal mehr: Ein Gotteskind. Der höchste Adelsbrief, die höchste Würde, das höchste Erbrecht

ist verliehen. Würde ein König ein Bettelkind annehmen und unter die Prinzen und Prinzessinnen einreihen, alle Welt würde das unglaublich finden. Geschieht aber tatsächlich nicht viel mehr, wenn Gott ein Glied des verfluchten Menschengeschlechtes als sein Kind annimmt und zu seinem Erben einsetzt? — Der heilige König Ludwig IX. von Frankreich pflegte zu sagen: „Die drei Hände voll Wasser, mit denen ich getauft bin, sind kostbarer als die Königskrone, die ich auf meinem Haupte trage.“ Er hatte eben den rechten Begriff von der Erhabenheit der christlichen Taufe und der Würde des Christen. Oft unterschrieb er sich mit den Worten: „Ludwig von Poissy“. Das kleine Poissy, wo er getauft worden war, war ihm teurer als das ganze übrige Frankreich. — Die hl. Blanka küßte nach der Taufe die Brust ihres Sohnes und sprach: „Wenn ich wüßte, daß du je eine Todsünde begingest, ich wollte lieber, daß du auf der Stelle sterbest.“ So verstanden Heilige, was es heißt, die Taufe empfangen, den alten Sündenmenschen, den Menschen des Fluches, den Erben der Hölle begraben haben. — Auch Heiden könnten oft die Lehrmeister der Christen sein. Ein Heide (Indianer) hatte sich erst mit 80 Jahren bekehrt. Nach zwei Jahren lag er auf dem Sterbebett. Man fragte ihn, wie alt er sei. Er gab die denkwürdige Antwort: „Erst zwei Jahre bin ich alt. Ich rechne mein Leben erst von der heiligen Taufe an, dem Tage meiner Wiedergeburt in Gott.“ Das ist die Bedeutung der Taufe, daß die erhabene Würde des Getauften.

So groß aber diese erhabene Würde, so groß ist auch die Bosheit der Sünde, durch die man jene Würde von sich wirft, mit Füßen tritt. Denken wir uns: Jenes Bettelkind, das der König an Kinders Statt angenommen,

ja, daß er noch dazu mit Aufopferung seines Lebens vom Tode errettet hat, würde nun die Krone von sich werfen und den Tod seines Erretters noch verhöhnen, — welche schreckliche That! Dieses Schreckliche geschieht aber, wenn der Christ seine hohe Würde von sich wirft und der Sünde lebt, die Jesu den Tod gekostet hat, wenn er das Blut Christi, seines Retters, das in der Taufe über seine Seele geflossen ist, mit Füßen tritt. Darin eben besteht die größte Bosheit der Todssünde, daß sie, wie der Katechismus sagt, „ein schändlicher Umdank ist gegen Gott, unsern gütigsten Vater“, dessen edelgeborene Kinder wir in der Taufe werden, eine „fluchwürdige Treulosigkeit gegen Jesus, unsern liebevollsten Erlöser“ und Erretter, in dessen Tode wir getauft, durch dessen Verdienste unsere Sünden in der Taufe begraben und ertränkt worden sind. „Nimm hin die brennende Kerze und bewahre deine Taufe untadelhaft!“ „Empfange das weiße Kleid und bringe es unbefleckt vor Jesu Richterstuhl!“ So spricht der Priester nicht umsonst. „Widersagt“ haben wir feierlich „dem Teufel und allen seinen Werken und aller seiner Hoffart für immer.“ „Gestorben der Sünde!“ so steht also über jeder Taufe, über jedem Getauften geschrieben mit dem Herzblute des Gekreuzigten.

Doch nun schauen wir uns unsere Zeit an! Ist jener apostolische Standpunkt auch ihr Standpunkt der Sünde gegenüber? Schmerz und Scham müssen uns erfüllen, daß man meilenweit von jenen heiligen Anschauungen des ersten Christentums abgewichen ist. Gewiß, es wurde auch früher gesündigt. Aber man nannte die Sünde auch Sünde, man wußte sie zu verabscheuen und zu büßen. Wir staunen heut über die freiwilligen und die kirchlichen Bußen früherer Zeiten. Heute ist man so weit gekommen,

von der „süßen Sünde“, von der „schönen Sinnlichkeit“, von „gesunder Natürlichkeit“ zu reden, wo man schwere Sünden meint. Man umkleidet die Sünde mit glitzernden Schleiern, mit dem Schimmer der Poesie und Kunst, man läßt sie im Glorienlichte der Theaterbühne erstrahlen. Man nennt „Lebenskunst“, „Daseinsfreude“ und „Lebensgenuß“, was man begraben haben sollte, was das Leben in Wahrheit vergiftet. Man fordert sein „Recht an das Leben“, auf „Sichausleben“ und schreit es hinaus: „Lasset uns genießen; denn man lebt nur einmal!“ — und man meint damit eben, daß man der Sünde leben will, der man abgestorben sein sollte. Man nennt „süß“, was Gottes Mund „bitter“ nennt (Jf. 2, 19), und was tausendjährtige Erfahrung als bitter erwiesen hat, wofür Jesus in den bittersten Tod gegangen ist. Statt der Sünde zu sterben und zu leben für Gott — lebt man für die Sünde und ist tot für Gott! Alles Denken, Fühlen, Sinnen, Mühen scheint für die Sünde tätig zu sein. Ja, das ist der Fluch unserer Zeit, daß sie die Begriffe für die Bosheit und Verabscheuungswürdigkeit der Sünde verloren hat.

Mit Posaunen sollte man daher in unsere Zeit hineinrufen: Sterbet der Sünde, wenn ihr eure Seele retten, wenn ihr nicht des ewigen Todes sterben wollt! Lernet wieder begreifen, was es heißt, in Christo, dem Gefreuzigten, getauft sein, der den letzten Tropfen seines heiligen Blutes für die Sünde hingegeben hat! Wir müssen mit ihm „mitgefrenuzigt“ werden, wie der Apostel sagt, „auf daß der Reib der Sünde zerstört“, unsere böse Begierlichkeit überwunden werde, damit wir nicht mehr der Sünde dienen. Wir müssen „das Fleisch frenuzigen samt seinen Lüsten“ (Gal. 5, 24). Wir müssen, wie der Herr selbst sagt, in seiner Nachfolge „uns täglich selbst verleugnen“.

Durch dieses tägliche Abtöten des alten Adam in uns bringen wir es dahin, daß wir abgetötet sind, durch dieses tägliche Absterben erreichen wir, daß wir der Welt und der Sünde abgestorben sind, daß Welt und Sünde keinen Reiz mehr für uns haben. Das ist also das heilige Motto des Christenlebens: „Stirb der Sünde!“, eine wahre Siegesinschrift auf der Fahne des christlichen Kämpfers: „Stirb der Sünde durch Abtötung der niederen Begierlichkeit!“ Alle Heiligen haben unter dieser Fahne gekämpft und gesiegt und triumphiert. Mein Christ, auch dir gilt das Wort. Es muß auch dein Panier sein, wenn du deine Seele retten willst. „Nur soweit bist du ein Christ, als du gelernt hast, dich abzutöten“ — so lautet ein Wort der Nachfolge Christi, klar und wahr, durchsichtig wie ein Kristall.

II.

Stirb der Sünde und lebe dem Herrn! Das ist der zweite Apostelruf. „Also sollet auch ihr dafür halten, daß ihr zwar der Sünde abgestorben seid, für Gott aber lebet in Christo Jesu, unserm Herrn.“ Wie Christus sollen wir zu einem neuen Leben auferstehen. Wahrlich, das ist ein Ruf, der die Welt durchdringen sollte: Auferstehen zu einem neuen Leben für Gott! — ein wahrer Weckruf für unsere Zeit mit ihren tiefen, sittlichen Schäden! Die Gleichförmigkeit der Glieder Christi mit dem Haupte ist ja das große Grundgesetz des christlichen Lebens. Wie wir ihm gleichförmig sein sollen in der „Ähnlichkeit seines Todes“, so auch in der „Ähnlichkeit der Auferstehung“. „Gleich wie Christus auferstanden ist von den Toten, so sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.“ Wie er nach der Auferstehung „nicht mehr stirbt, und der Tod keine

Gewalt mehr über ihn hat", so soll es auch bei unsrer sittlichen Auferstehung sein. Wie er nach der Auferstehung immerdar „lebt für Gott“, so sollen auch wir nach unsrer sittlichen Erneuerung immerdar leben für Gott.

Welche oft gehörten, aber selten beherzigten Worte von tiefgreifender Bedeutung, wahre Programmworte für unsere Tage! Von Archimedes, dem großen Mathematiker und Physiker des Altertums, geht das Wort: „Gebt mir einen festen Punkt unter die Füße, und ich hebe die Welt aus den Angeln!“ Hier haben wir einen festen Punkt, um unser ganzes Leben und alle Zeitschäden aus den Angeln zu heben: „Auferstehn wie Christus zu einem neuen Leben für Gott!“

Die Auferstehung Christi ist eine wahre, eine dauernde. „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden,“ so jubelten seine Jünger, nachdem sie sich prüfend davon überzeugt hatten, so jubelt der christliche Erdbreis. Der schwere Stein war meggewälzt, leer das Grab, die fesselnden Leichentücher abgelegt. Über das Grab hin tönten die Engelsworte: „Er ist nicht hier!“ Suchet den Lebendigen nicht bei den Toten! So muß auch unsre Auferstehung eine wahre sein, kein bloßer Schein, keine Täuschung. Zunächst muß durch eine gründliche Beichte mit ernster Erforschung, tiefer Reue und vollständiger Bekehrung von uns gelten, was von dem verlorenen Sohne galt: „Dieser war tot und ist wieder lebendig geworden!“ Fort mit den Leichentüchern, die deine Seele binden und einschnüren: den jahrelangen schlechten Gewohnheiten, Kameradschaften, sündhaften Gelegenheiten! Fort mit den schlechten Neigungen, Leidenschaften, Feindschaften, die wie zentnerschwere Steine auf deiner Seele liegen! Heraus aus dem Grabe der Seele! Ach, welch ein schmachvolles Grab für die gottentstammte Seele bei so vielen: Flasche und Krug, Geld=

schrank und Geldsack, Haß und Feindschaft, Kloaken der Unzucht! Gott! Wenn wir jetzt das Totenbuch über diese toten Seelen, das im Himmel geführt wird, schauen dürften! Welche Namen würden wir lesen! Welch Schauern würde uns erfassen! Wohlan, stehet wahrhaft auf! Auch von deinem Sündengrabe muß es heißen: „Non est hic, er ist nicht mehr hier!“ Über jenem Wirtshause, wo du so oft dich erniedrigt hast, über jener Dienststelle, in der deiner Unschuld die Falle gelegt wurde, jenem Freundeshause, wo dir der Unglaube gepredigt wurde . . ., muß geschrieben stehen: „Non est hic, er ist nicht mehr hier!“ Suchet den Lebendigen nicht bei den Toten! Das heißt wahrhaft auferstehen. Wer dagegen nicht Wiedererstattung leisten will, wer seine früheren schlechten Beichten nicht gutmachen, seine alten Feindschaften nicht aufheben, jene Bücher, Gesellschaften nicht meiden will, der liegt noch in seinem Grabe. Wer nicht vorwärts streben will, nicht arbeitet an der Bekämpfung schlechter Gewohnheiten und Neigungen, kein Leben zeigt in der Betätigung der Religion, in der Übung der guten Werke, der ist noch nicht wahrhaft auferstanden zum neuen Leben.

Die Auferstehung muß eine dauerhafte sein. „Christus, von den Toten auferstanden, stirbt nicht mehr; der Tod hat keine Gewalt mehr über ihn.“ Also keine Rückfälle mehr in die alten schweren Sünden! Wehe, wer nach erlangter besserer Erkenntnis, nach wiederholter trauriger Erfahrung, nach den heiligsten Versprechungen wieder treulos wird! Wie gefährlich ist der Rückfall bei leiblichen Erkrankungen! Wie ängstlich hütet man sich davor! Welche Gegenmittel wendet man an! Warum nicht auch bei der unsterblichen Seele? — Und welchen Schaden erleidet durch die fortwährenden schweren Rückfälle die heilige Sache der

Religion, der Kirche! Da heißt es: „Seht, wie sie die Beichtstühle umlagern und doch die alten bleiben! Sie stehen auf aus dem Grabe und fallen am selben Tage wieder zurück. In wenigen Stunden zerbrechen sie die Hölleketten und fesseln sich wieder an den Triumphwagen des Teufels!“ —

Nein, Undächtige, leben wir fortan für Gott! Mögen andere leben für das Vergnügen, für die Sünde . . ., wir wollen leben für Gott. Das ist das einzige, des Christen, ja, des vernünftigen Menschen würdige Lebensziel. Von Gott geschaffen, für Gott geschaffen — folgt daraus nicht die naturnotwendige Pflicht, für Gott zu leben? „Leben wir, so leben wir dem Herrn“ (Röm. 14, 80). Daß wir leben, war nicht notwendig. Millionen anderer Geschöpfe hätte Gott an unsrer Stelle ins Dasein rufen können. Da wir nun aber leben, so ist unbedingt notwendig, daß wir für Gott leben. Für Gott zu leben, ist das erste, nein, das einzige Ziel des Menschen. Alle andern Zwecke, Aufgaben, Betätigungen, für die einer lebt, wirkt, schafft, werden zeitweilig unterbrochen, geändert, gewechselt. Für Gott zu leben, ist die einzige, nie unterbrochene, das ganze Dasein ausfüllende Aufgabe des Lebens. „Deo!“ Das Wort leuchtet wie die Sonne über unserm Leben. Auch über den unscheinbarsten Berrichtungen des Tages. Deo! heiße es am Morgen! Deo! am Abend; denn für ihn weiter zu leben und zu schaffen, erneuern wir unsere Kräfte im Schläfe. „Ihr möget essen oder trinken oder sonst etwas tun, tuet alles zur Ehre Gottes“, alles für Gott! Kommt dann die letzte Stunde des Lebens, erst recht heißt es: Deo! Für Gott, für eine Ewigkeit! „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“

Wahrlich, meine Andächtigen, das waren lebenserneuernde Wahrheiten, rechte Exerzitienwahrheiten, eine apostolische Missionspredigt ersten Ranges: Stirb der Sünde! Lebe dem Herrn! „Also sollet auch ihr dafür halten, daß ihr zwar der Sünde abgestorben seid, für Gott aber lebet in Christo Jesu unserm Herrn!“ So hielten es die ersten Christen. Nach dem feierlichen Widersagen bei der Taufe kehrten sie dem Sonnenuntergang den Rücken zu und wandten das Gesicht gen Sonnenaufgang. Damit wollten sie sagen: „Die Sünde mit ihren Lockungen und Reizen, das Reich der Finsternis war nun für sie untergegangen, versunken und begraben; der aufgehenden Sonne, dem Lichte, dem Sinnbild Gottes, war ihr Leben fortan zugewandt.“

Wohlant, auch du, mein Christ, merke es wohl: Der Sünde abgestorben! Lebe für Gott! Amen.

Siebenter Sonntag nach Pfingsten.

Sündendienst und Gottesdienst.

Der Sold der Sünde ist der Tod, die Gnade Gottes aber ist ewiges Leben. Röm. 6, 23. (19—23.)

Ein gewaltiges Bild rollt die heutige Epistel vor uns auf, ein Bild, so klar und deutlich, daß es jeder verstehen, so ergreifend und erschütternd, daß es jeden packen muß — ein Bild, das die tiefen Wahrheiten des letzten Sonntags von einer neuen Seite betrachtet.

Zwei gewaltige Heerlager stehen sich auf Erden gegenüber. Auf der einen Seite die Söldnerscharen Satans, die in der Sünde Sold stehen, auf der andern die Knechte Gottes. Verlockende Früchte werden den Knechten der Sünde in Aussicht gestellt — doch das Ende ist der Tod. —

Nicht so süß scheinen die Früchte, die in dem Dienste der Gerechtigkeit gefunden werden — doch das Ende ist ewiges Leben.

Einem von den beiden Herren müssen wir alle dienen. Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder Knechte der Sünde oder Knechte Gottes: Das ist die große ewig bedeutungsvolle Entscheidung, vor die wir alle gestellt sind. Die Römer waren einst Knechte der Sünde gewesen, dem Verderben nahe. Doch sie sind so glücklich, ihren Dienst noch rechtzeitig gewechselt zu haben. Wie steht es mit uns? Keiner soll heute unter uns sein, der nicht mit Entschiedenheit dem ersten Herrn den Dienst aufkündigt und sich mit in die Stammrolle der Knechte Gottes eintragen läßt! Wohlan, laßt uns betrachten dieses gewaltige Entweder—Oder:

I. Sündendienst und Sündenlohn

(1. Knechtschaft, 2. Schmach, 3. Tod);

II. Gottesdienst und Gotteslohn

(1. Freiheit, 2. Ehre, 3. Leben).

I.

Von den Römern sagt der Apostel, daß sie „ihre Glieder in den Dienst der Unlauterkeit und Gottlosigkeit hingegeben hatten zur Gottlosigkeit“, und daß sie „Knechte der Sünde waren, frei von der Gerechtigkeit“. Welch ein Schaubild des Sündendienstes diese Tyrannei Satans über seine Knechte! Da meinen die Sünder freie Herren zu sein, die den Zwang abschütteln, Herrenmenschen, die sich selber Gesetz sind und keine Gebote über sich anerkennen. Die Toren! In die Knechtschaft sind sie geraten. Das ist eine Wahrheit, so wichtig, daß sie der Herr selbst auf seine Warnungstafel geschrieben hat: „Wer Sünde tut, wird ein Knecht der Sünde“ (Jo. 8, 34).

In der That, den ganzen Menschen, alle seine Glieder und Sinne, alle seine Fähigkeiten, alle Kräfte des Leibes und der Seele, sein Denken und Trachten, Phantasie, Gedächtnis, Wollen und Begehren zwingt die Sünde in ihren Dienst. Der Mensch mag eine Zeit lang noch glauben, frei zu wollen und zu handeln — er wird bald seine Ohnmacht fühlen. „Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte“ (Goethe, *Faust*). Die Gewohnheit schmiedet Ring an Ring jener Sklavenkette, die ihm Leib und Seele fesselt, einen immer stärker und schwerer als den andern. Kein Geringerer als der heil. Büsser Augustinus schildert uns dieses: „Aus meinem verkehrten Herzen wurde die Lust geboren; die Lust, der ich mich ergab, wurde mir zur Gewohnheit; und die Gewohnheit, mit der ich nicht brach, wurde zur Notwendigkeit. Und diese hatte sich wie ein Ring um mich gelegt und hielt mich in harter Knechtschaft.“ Wie mancher wollte die Sklavenketten schon zerreißen; es ging ihm wie Augustinus, der weiter von sich bekennt: „Da zupften mich heimlich meine alten Freundinnen, die Leidenschaften, an meinem Gewand: Willst du wirklich von uns scheiden? . . . Soll dir nie, nie mehr dieses oder jenes erlaubt sein? Und die Gewohnheit sprach: Glaubst du denn, ohne uns es aushalten zu können?“ (Conf. 8) Gebrochene Willenskraft, Knechtschaft, Sklaverei — das ist also das Los des zur Freiheit geschaffenen Menschen!? Willensfreiheit ist der Adelsbrief, den er aus der Hand Gottes empfangen. „Freiheit, die ich meine!“ ist der Sehnsuchtsruf der Menschheit. „In Freiheit leben, heißt erst leben“, sagt der Volksmund. „Lieber den Tod, als die Knechtschaft!“ das ist der Kampfesruf von Millionen. Und nun soll jene Knechtschaft das Los des Menschen sein?

In den Dienst der Gottlosigkeit zur Gottlosigkeit gabt ihr euch hin, sagt der Apostel. Trauriges Los dieser Sündenknechtschaft, daß sie meist bergab führt auf der abschüssigen Bahn: Von Sünde zu Sünde, von Gottlosigkeit zu Gottlosigkeit!

Und frei sind sie von der Gerechtigkeit. Elende Freiheit dieses „Los von Gott! Ledig aller Pflicht!“ Von allen guten Geistern verlassen! Freies Denken, freies Leben, freie Liebe! Das ist die Parole der sittlichen Anarchie. In Wahrheit nichts als eiserne Ringe jener Sklavenketten, die ihnen zum Fluche werden!

2. Noch einen zweiten Fluch der Sünde nennt der Apostel: es ist der Fluch der Schande. Wie ein Spruch Salomonischer Weisheit klingen die denkwürdigen Worte: „Welche Frucht hattet ihr damals von den Dingen, deren ihr euch nun schämet?“ Ja, verlockend süß scheinen wohl die Früchte, die Satan in der Sünde verspricht. Aber wehe, am Ende sind sie bitter wie Galle! Der Bodensatz des Lustbechers ist schmerzliche Scham, brennende Gewissensangst. In jeder Sündenfrucht sitzt der Wurm des bösen Gewissens, Unfriedens, Lebensüberdrußes.

Ein anderes Antlitz, eh' sie gescheh'n,

Ein anderes zeigt die vollbrachte Tat.

Oh, könnte man all die Zeugen dieser apostolischen Predigt, alle lebendigen Exempel jener Wahrheit aus den vier Winden, aus den Gräbern zusammenrufen, alle jene, die sich durch die verlockenden Früchte der Sünde täuschen ließen wie einst Adam und Eva, alle, die nachher die Schamröte über die vollbrachte Tat bedeckte! Ja, wenn du gedenkest der Orte deiner Sünden, der Stätten, wo du deine Glieder hingegeben in den Dienst der Unlauterkeit und Ungerechtigkeit, wenn du denkst an die Stunden jener

Schande, an die Personen, deren bloßes Wiedersehen deine Wangen blutrot färben würde! Wie bohrt sich dir die Apostelfrage ins Herz hinein: „Welche Frucht hattet ihr damals von den Dingen, deren ihr euch nun schämet?“ Wohl dem, der sich wenigstens jetzt zu schämen weiß. „Wo der Mensch erröthet, da beginnt sein besseres Selbst“, sagt ein bekanntes Dichterwort. (Fr. Hebbel.) Schamröthe ist die Morgenröthe der Besserung. Wehe dem Menschen, der die Scham verloren hat! Schamlosigkeit wäre der Gipfel der Schlechtigkeit, ein trauriges Zeichen, daß die hl. Stimme Gottes in deiner Brust, das Gewissen, bereits betäubt und erstorben ist. Gedenke deiner ersten Sünden! Wie fühltest du da die Wahrheit des Prophetenwortes: „Die Gottlosen haben keinen Frieden“ (Jf. 48, 22). Kehre um und lerne dich wieder schämen und bessern!

3. Denn höre: Der dritte und schlimmste Fluch der Sünde folgt noch. Der Apostel sagt: „Das Ende davon ist der Tod“. „Der Sold der Sünde ist der Tod“. Schauriges Wort, bei dem es uns kalt überläuft! Das also ist der Sold, mit dem Satan seine Knechte bezahlt, der Tod! „Sobald du davon issest, wirst du sterben!“ so lautete die Todeschrift über der verbotenen Frucht, die Satan hinweglöschen wollte, indem er log: „Keineswegs werdet ihr sterben . . .“ Und sie mußten doch sterben, die davon gekostet hatten, und mit ihnen wir alle. Das Ende davon ist der Tod — so steht es geschrieben über der Sündflut, über Sodom und Gomorrha, über dem Gözendienste der Israeliten am Fuße des Sinai, über der Fluchtat des Judas, über dem Betrug des Ananias und der Saphira, über dem zerstörten Jerusalem. Der Sold der Sünde ist der Tod — das ist die schaurige Inschrift, die jene schreibende Hand dem Nabuchodonosor an die Wand

schrieb — das ist die Schrift, die Gottes Hand in die Geschichte und in die menschliche Erfahrung tausendfältig hineingeschrieben hat. Zähle jene von der Lustseuche Vergifteten, denen die Unzucht das Todesurteil diktiert hat, zähle jene vorzeitig hinsiehenden Todeskandidaten, auf deren entkräfteten Gliedern, gefurchtem Antlitz du das Wort lesen kannst: „Der Sold . . .“ Zähle das Riesenheer jener, von denen das geflügelte Wort gilt: „Es ertrinken mehr im Glas als in allen Wässern.“ „Der Alkohol fordert mehr Opfer als Pest, Hunger und Krieg.“ Auf wie vielen Gräbern könnten die trauernden Hinterbliebenen mit ihren Tränen das Wort niederschreiben: „Der Sold der Sünde. . .!“ „Wie oft aber ist dieser Sold nicht bloß der Tod des Sünders selbst, sondern auch der seiner Kinder, die den Keim vorzeitigen Siechtums von Vater und Mutter geerbt haben! Wie oft — und das ist der schreckliche Hauptinhalt unsrer Apostelworte — ist nicht bloß der zeitliche, sondern auch der ewige Tod, das ewige Verderben der schaurige Sold der Sünde! „Das Ende davon ist der Tod“, so steht es nicht bloß geschrieben auf dem Blutacker, auf dem J u d a s sein Leben aushauchte, so steht es mit ewiger Flammenschrift über dem Höllenpfuhl eingebrannt und dahinter das Ausrufungszeichen des Herrn: „Es wäre ihm besser, wenn er nicht geboren wäre!“ So steht es noch Tausende von Malen über dem ewigen Abgrund. Das ist die Todeschrift auch bei jenen Sünden, die nicht gerade offenkundig das irdische Grab schaufeln. Todssünde und ewiger Tod als Sold gehören zusammen.

Das Ende davon ist der Tod. — Kennst du jene wahre Begebenheit von dem Tierbändiger? Ein S c h l a n g e n - b ä n d i g e r hatte eine Boa Konstriktor, 35 Fuß lang, die

er von frühester Jugend an viele Jahre gezähmt hatte und vollständig zu beherrschen glaubte. Vor zahlreicher Volksmenge hatte er schon oft Proben seiner Kunst abgelegt. Auch diesmal gehorcht sie jedem Wink und Blick, schlingt sich um seinen Leib, bis er ganz umschlossen ist. Ihr Haupt ragt hoch über ihn hinaus. Stürmischer Beifall der Zuschauer. Da plötzlich ein durchdringender Schrei. Die Schlange hatte ihren Herrn erdrückt. Man hörte seine Knochen krachen. — Das ist die Sünde, jene gefährliche Schlange, die eine Zeit lang uns zu dienen, zu gehorchen scheint. Dann aber: Das Ende ist der Tod.

O furchtbare Folgen der Sünde! Mehr noch als die vorige Betrachtung ihrer Bosheit, muß uns die heutige von ihr abschrecken.

Wer wollte noch in dem Dienst der Sünde bleiben mit diesem dreifachen Fluch: Sklavenketten, Schmach und Schande, Tod? Wo in aller Welt kommt es vor, daß ein Diener sich einen so grausamen Herrn wählt, bei solchen Bedingungen einen Dienstvertrag eingeht und dann in diesem Dienst bleibt? — Und hier bei dem Sündendienst wie viele lassen sich blenden! Wohlan, auf der Stelle kündige jenem Herrn den Dienst auf und wirf ihm das Mietgeld, den schnöden Sold der Sünde vor die Füße!

II.

Suche dir einen andern Herrn! Ihm allein sollst du dienen von ganzem Herzen. „Gebet nun eure Glieder dem Dienste der Gerechtigkeit hin zur Heiligung!“ sagt der Apostel: O welch ein herrlicher Dienst!

1. Da ist keine Knechtschaft, da gibt es keine Sklavenfesseln. Jener Herr ist die Liebe und Güte selbst und

knechtet niemand. Er ist die Wahrheit und täuscht niemand. Er ist die Quelle der Gnade und Erbarmung und läßt niemand ohne reichen Segen. Er ist das höchste und schönste Gut, dem alle gern aus freier Liebe dienen. In dieser Liebe werden alle gern und freudig Gottes Knechte und nennen sich so, obgleich sie Gottes Kinder sind und ihn Vater rufen dürfen. Jubelnd ruft der Apostel: „Nun aber seid ihr befreit von der Sünde“. O wahres Weisheitswort! Der Dienst Gottes, der Gerechtigkeit macht wahrhaft frei. Nur der ist frei, der sich von der Sünde losgerissen hat und Gott dient. Gott dienen heißt herrschen. Nach Gerechtigkeit streben, alle Ungerechtigkeiten überwinden, alle niederen Triebe und Neigungen bekämpfen, ist ein wahrer Freiheitskampf. Nicht der ist frei, der von seinen Begierden hin- und hergerissen wird wie ein Wagen von wilden Rossen, sondern der ist frei, der tun kann, was er soll, der die Zügel fest in der Hand hält. Freilich, ohne Gottes Gnadenhilfe sind wir nichts in diesem Freiheitskampfe. Deshalb sagt der Apostel nicht: Ihr habt euch befreit, sondern ihr seid befreit. „Wenn der Sohn euch frei macht, werdet ihr wahrhaft frei sein“, sagt auch Jesus selbst (Jo. 8, 36). Wie ein entlassener Sträfling auf die Kerkergitter, ein befreiter Sklave auf die abgenommenen Ketten, ein Geheilter auf die abgestreiften Binden, so sieht der Diener Gottes auf die Sündenknechtschaft zurück und jubelt: „Ich bin frei!“

2. Der Dienst der Gerechtigkeit bringt ferner nicht Schande, sondern Ehre. Nicht Schamröte und Gewissensfolter, sondern die „Früchte der Heiligung“ sind die Folge. Ewig wahr bleibt das Wort der Hl. Schrift: „Die Furcht des Herrn ist Ehre und Ruhm, wird mit Freude und Frohlocken gekrönt“ (Sir. 1, 11). O wie süß ist schon

das Bewußtsein, einem Herrn zu dienen, dessen Dienst sich die Engel Gottes im Himmel und alle Auserwählten auf Erden zur höchsten Ehre rechnen! Welch eine Freude, in so edler Gesellschaft sich zu befinden! Je erhabener der Herr, desto größer die Ehre dessen, der ihm dient. Und gibt es etwas Herrlicheres, Erhabeneres auf Erden als jene Heiligung, die uns Gott ähnlich, ebenbildlich macht? Da gilt als oberster Paragraph: „Sie sollen heilig sein, wie ich heilig bin, ich, der Herr, der sie heiligt“ (3. Mos. 21, 8). Da gibt es nicht bloß harte Befehle und Gebote, da gibt es auch die herrlichsten Gnademittel, die uns heiligen, auf dem Wege der Heiligung vorwärts helfen. Alle Glieder geben sich freiwillig hin in diesen Dienst der Gerechtigkeit zur Heiligung. Oder sollte es nicht so sein? Die Füße, die früher zu den Orten der Sünde eilten, eilen jetzt hin zur Kirche, zum Beichtstuhl, zur Kommunionbank. Die Hände, die sich nach fremdem Gut ausstreckten, strecken sich nun aus, das eigene mitzuteilen (Orig.), die Glieder, die der Unreinigkeit, Unmäßigkeit, Bosheit dienten, werden jetzt der Enthaltbarkeit, Abtötung, Bußübung hingegeben. Gott selbst ist mit seiner Gnade unser Lehrmeister und Führer in dieser Schule der Heiligung. O kostbare Frucht der Heiligung, wer kann dich mit Menschenmaßen würdigen und werten? Die Heiligen, von Gott erleuchtet, sagen es uns: Der geringste Grad vermehrter Heiligung ist kostbarer als alle Schätze der Erde.

3. Doch wie herrlich ist erst das Ende! „Das Ende ist ewiges Leben.“ Ende gut, alles gut, sagt schon Menschenweisheit. Wie süß klingt das Wort Ende dem müden Wanderer nach weitem beschwerlichem Wege, dem Kämpfer nach heißer Schlacht, dem Dulder nach schmerz-

lichem Kreuztragen! Wie verheißungsvoll, wie beglückend klingt erst das Wort: „Das Ende ist ewiges Leben!“ Nach Leben dürstet der Mensch. Die Liebe zum Leben ist ihm tief eingepflanzt, sie ist seines Daseins Seele. Um das Leben zu genießen, sich „auszuleben“, treten viele in den Dienst der Sünde. Doch ach, das Ende ist der Tod. Ganz anders der Dienst der Gerechtigkeit. Da ist jede Tat der Heiligung eine kostbare Saat, deren selige Frucht das ewige Leben ist. Schon auf Erden vermehrt sie das übernatürliche Leben der Seele, belebt und beseligt das Innerste des Menschen, macht sein Leben froh, inhaltsreich. Dieses tägliche Streben nach Gerechtigkeit und Heiligung ist ein Frühling der Seele, der ungezählte Reime und Blüten hervorsprossen läßt, während der Dienst der Sünde wie ein eisiger Winter alles in Todesstarre hüllt.

Das Ende ist ewiges Leben. Wer kann das Wort andenten? Nicht tausend, nicht Millionen Jahre wird es dauern, sondern ewig. Nach Millionen Jahren ist noch kein Ende, ja kein Anfang der Ewigkeit. O ewig andauernde Gegenwart, die kein Gestern kennt! So lange Gottes Sein dauern wird, dessen Reiches kein Ende ist, so lange wird das selige Sein der Gerechten dauern. O ewiges Immer, o immerwährende Ewigkeit!

„Die Gnade Gottes ist ewiges Leben,“ sagt der Apostel. Er sagt nicht: Der Lohn Gottes ist ewiges Leben. So hieß es bei der Sünde; denn der Sünder hat seinen Sold verdient. Der Tod, der ewige Tod ist die Quittung für den Sündendienst. Hier beim ewigen Leben ist nur von der unverdienten Gnadengabe Gottes die Rede. Denn so groß auch die Treue des Menschen war, sie steht in keinem Verhältnis zur Größe des Lohnes. Hier ist des

Lebens Fülle, Freude ohne Maß, Seligkeit über alles Ahnen und Vorstellen. Leben in Gott, der Quelle alles Lebens, leben in der Gemeinschaft der Heiligen, im verklärten Leibe, leben in einem Meere von Wonnen — welch ein Leben! Gott besitzen als Gegenstand ewiger Anbetung und Liebe, als Fülle aller Gnaden, als überaus großen Lohn, als unerschöpflichen Strom des Glückes und Lebens — welch ein Leben, welche Gnade!

Wohlan, mein Christ! Leben und Tod ist vor dir ausgebreitet. Wähle! Fort aus dem Dienste der Sünde! Hin zum Dienste Gottes! Amen.

Achter Sonntag nach Pfingsten.

Das Abba-Rufen der Kinder Gottes.

Ihr habt den Geist der Kinderschaft Gottes empfangen, in welchem wir rufen: Abba, Vater! Röm. 8, 15. (12—15.)

Es gibt ein Wort, ganz kurz und schlicht, das drückt wie nichts in der Welt die ganze Würde, das ganze Glück des Christen aus. Wie man in einem Brennglase die Strahlen der Sonne auffangen und vereinigen kann zu heißer Glut, so faßt das eine kleine Wort alle Strahlen der Liebe Gottes zu uns wie in einem Brennpunkte zusammen, der eine eigene Wärme ausströmt.

Das kleine, liebe Wort heißt: „A b b a, Vater!“ Seines lieblichen Klanges wegen ist dieses aramäische Wort beibehalten worden in allen Sprachen des christlichen Erdkreises. Juden und Griechen und alle Volksstämme, die dem Christentum zuströmten, sprachen dieses Wort in heiliger Ehrfurcht nach. Mochten auch alle andern Worte der christlichen Gedankenwelt in die Landessprache übersetzt werden, dieses eine Wort der Ursprache lebt unsterblich fort von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk.

von Jahrhundert zu Jahrhundert. Die Apostel sprachen es nach in Erinnerung an die heilige Stunde, da der Herr es ihnen vorsprach, da er ihnen Macht gab, Kinder Gottes zu werden und als Kinder Gottes zu rufen: „Abba, Vater unser, der du bist im Himmel!“ Das Wort mußte ihnen ja klingen wie Himmelsmusik, wie Sphärengesang aus der höheren Welt; denn durch dieses Wort wurde das Sehnen nach Erlösung und Versöhnung mit Gott erfüllt, und die Innigkeit und Lieblichkeit des neuen Verhältnisses zu Gott ausgedrückt. „Abba!“ — das klingt wie das erste Lallen des Kindes, das sich voll Vertrauen dem Vater anschmiegt, nicht mehr wie jene Bezeichnungen der unnahbaren Majestät Gottes im Alten Bunde. — „Abba, Vater!“ Das klingt aber auch wie ein Machtruf, der den Himmel durchdringt, sich den Zugang zum Throne Gottes erzwingt. Es ist die Anwartschaft auf Erhörung, es ist der Schlüssel zum Herzen Gottes. O daß wir es nur immer im rechten Geiste sprechen möchten! „Ihr habt den Geist der Kinderschaft empfangen, in welchem wir rufen: Abba, Vater!“ sagt der Apostel. Dieses rechte Abbarufen im Geiste der Kinderschaft wollen wir heute zu unserm Heil und Segen betrachten. Wir müssen rufen:

- I. mit kindlicher Liebe,
- II. mit kindlichem Vertrauen,
- III. mit kindlicher Demut und Beharrlichkeit.

I.

Wie oft kann man die Klage hören: „Ach, ich habe schon so oft, so viel zu Gott gerufen, aber ich bin nicht erhört worden; man möchte an der Wirksamkeit des Betens verzweifeln.“ Vielleicht gilt diesen das Wort der Hl. Schrift:

„Ihr erhaltet nicht, weil ihr schlecht betet.“ (Jaf. 4, 3.)
 Und schlecht beten sie, weil sie nicht als Kinder Gottes,
 im Geiste der Kindheit beten.

a) Wann sind wir denn Kinder Gottes? Wann haben wir denn Anspruch auf diesen herrlichen Titel, von dem der Apostel ganz entzückt ausruft: „Seht, welche Liebe uns Gott erwiesen hat, daß wir Kinder Gottes heißen und sind!“ (1. Jo. 3, 1)? Nur dann, wenn wir in der heiligmachenden Gnade sind. „Die vom Geiste Gottes getrieben werden, sind Kinder Gottes!“ sagt unsere Epistel. Ohne die heiligmachende Gnade wohnt der hl. Geist nicht in uns, leitet, führt und treibt uns nicht. Die heiligmachende Gnade ist jene unverdiente, übernatürliche Gabe, durch welche wir gerecht und heilig und Kinder Gottes werden. Ohne sie sind wir von Gott getrennt, haben das heilige Recht der Kindschaft verloren. Ein Abgrund klappt zwischen der Seele und Gott. Wir sind nicht mehr Brüder, Miterben Christi, durch den wir allein an Kindes Statt angenommen wurden. Schreckliche Folge der abscheulichen Sünde, die unser höchstes Unrecht, unser kostbarstes Erbe, unser himmlisches Kleinod, den Geist der Kindschaft raubt! Wahrlich, wenn wir keinen andern Grund hätten, die Sünde zu meiden — der allein genügt: Ich kann sonst nicht mehr Gott meinen Vater nennen, ich kann nicht mehr recht beten: Abba, lieber Vater! — Da sagen die Menschen mit leuchtenden Augen, mit freudigem Selbstgefühl: „Dieser berühmte Mann, geniale Feldherr, Erfinder, diese Größe der Wissenschaft, Kunst, dieser erlauchte Herr, Fürst — ja, Seine Majestät . . . ist mein Vater“ — und du? — du edelgeborenes Kind Gottes, des Allmächtigen, Unendlichen, der höchsten Majestät, vor der alle Größe verschwindet — willst diesen deinen Vater nicht hochachten, lieben mit ganzer

Seele, willst ihn immer wieder schwer beleidigen, willst dich immer wieder von ihm trennen wie der verlorene Sohn, so daß du „nicht mehr wert bist, sein Sohn zu heißen?“ Heißt das dann noch im Geiste der Kinderschaft beten und rufen: Abba, lieber Vater?

Am wenigsten haben diejenigen den Geist der Kindheit Gottes, „die nach dem Fleische leben“. Das sind ungeratene Kinder, die nichts vom Wesen des Vaters, von seiner Natur, die da geistig ist, angenommen haben. Wahre Kinder des Vaters hassen „die Werke des Fleisches“ und suchen sie „im Geiste zu ertöten“. Sie streben nach Vollkommenheit, wie auch der Vater im Himmel vollkommen ist.

Darum versöhne dich mit deinem Vater durch Beichten und Büßen und zeige dich als treues Kind Gottes, damit du wieder rufen kannst: Abba, Vater!

b) Die Liebe zum Vater, die durch die heiligmachende Gnade „ausgegossen ist in unsren Herzen“ (Röm. 5, 5), muß dann immermehr unsere Gebete durchglühen. Schau, wie ein gutes Kind, das den Vater liebt, ihn umhalszt, wenn es bittet, wie der herzliche Ton seiner Stimme, das helle Auge, die aufgehobenen Hände, die flehende Haltung beweist, daß es mit seinem ganzen Herzen an der Bitte teilnimmt. Ein bloßes Bitten mit den Lippen, ohne daß das Herz beteiligt ist, ist da ein Unding. — Auch wir müssen beten mit kindlicher Liebe, kindlicher Einfalt, nicht mit gesuchten, gekünstelten Worten, mit wahrer Andacht und Herzenäglut, nicht bloß mit den Lippen. Fehlt es nicht auch hier gar oft bei uns? Rufen nicht manche bloß zum Schein: „Vater unser!“? — „Vor Gott ein Kind“ — dieser fürstliche Wahlspruch sollte in der Tat der Wegweiser sein für unser Abba-Rufen zu Gott.

c) Als Kinder zum Vater rufen heißt aber noch mehr. Ein gutes Kind denkt und fühlt wie der Vater. Seine Sorgen liegen auch ihm am Herzen. Seine Anliegen sind auch des Kindes Anliegen, seine Ehre des Kindes Ehre. Ihn lieben heißt seine Ehre lieben. „Geheiligt werde dein Name!“ das ist also des rechten Kindes erste Bitte, das sein erstes Anliegen und nicht das Irdische. Dem Vater, dem Allheiligen, Ewigen steht das Himmlische, Ewige hoch über dem Zeitlichen, also auch dem Kinde. Es „sucht zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit“. „Zukomme uns dein Reich!“ Das ist sein nächster Abbaruf im Vaterunser. Meine Lieben! Beten wir also nicht oft verkehrt? Beten nicht viele ausschließlich oder überwiegend um das Irdische? Haben wir an uns nichts zu bessern, um den Geist der Kinderschaft in uns zu erneuern?

d) Das unverdorbene Kind ist ferner nicht selbstsüchtig; es teilt gern mit andern, bittet für seine Geschwister, ist liebevoll gegen jedermann. Auch wir dürfen bei unsern Gebeten nicht bloß an uns selbst denken, sondern müssen wie Brüder für einander beten, sogar für unsere Feinde. Sonst sind wir, wie der Herr selbst sagt, nicht „Kinder unsers Vaters, der im Himmel ist“ (Mt. 5, 44 f.). Jede einzelne Bitte des Vaterunsers erinnert uns ja auch daran, daß wir alle Kinder desselben Vaters sind und für alle beten sollen.

II.

Als Kinder beten heißt ferner vor allem mit kindlichem Vertrauen beten. Gar eindringlich mahnt die Heilige Schrift: „Bete im Glauben, ohne zu zweifeln; denn wer zweifelt, gleicht der Meereswelle, die vom Winde bewegt und umhergetrieben wird; darum denke ein solcher Mensch nicht, daß er etwas vom Herrn empfangen werde“ (Jak. 1,5).

Schaut euch ein braves Kind an! Voll Vertrauen sieht es zu seinem Vater empor — wie jener Knabe auf stürmischer Seefahrt — alles hangte und zitterte — der Knabe war ruhig und heiter. „Warum soll ich mich fürchten?“ sagte er, „mein Vater sitzt ja am Steuerruder.“ Oder wie jener Knabe, der von einem Naturforscher aufgefordert wurde, seltene Blumen vom Abgrunde zu holen. Zuerst sich entschieden weigernd, rief er dann fröhlich und zuversichtlich: „Ja, wenn mein Vater das Seil hält!“ —

Meine Lieben! Dieses kindliche Vertrauen müssen auch wir haben. Sieht nicht unser himmlischer Vater am Steuerruder? Glauben wir nicht mehr, daß er alles lenkt und regiert? — Mag es noch so dunkel um uns her werden im Leben, mag es noch so stürmen und wettern, wir dürfen als gute Kinder nicht vergessen: Der Vater hält das Seil. Er hält auch den dünnen Faden, an dem mein Leben hängt. Er ist der Vater, der mein Bestes will; er ist der allmächtige Sturmbändige und Helfer. Ob er mich früher oder später mit jenem Seil, an dem mein Leben hängt, an sich zieht, was tut's? Er ist mein Vater; mein Leben, mein Geschick ist in seiner Hand; er tue, was ihm gut scheint. So sprach einst ein Hirtenknabe mitten im tobenden Gewitter, als die Blitze rings um ihn zuckten und einschlugen, seine Hände mit kindlicher Zuversicht faltend: „Mein Vater, du wirst mich doch nicht erschlagen lassen?“ — Das war ein Abbaruf, der durch den Himmel drang!

Ein anderes Kind sprang furchtlos aus dem Fenster eines brennenden Hauses herab. Es hatte den Ruf gehört: „Kind, schnell zum Fenster hinaus!“ Es wußte, was das bedeutet, wenn der Vater unten stand, um es aufzufangen. — Lassen auch wir es am Gottvertrauen nie fehlen! Gottes Hand trägt auch uns: „Ich, der Herr, dein Gott, bin's, der deine

Hand fasset und zu dir spricht: „Fürchte dich nicht, ich helfe dir!“ (Jf. 41, 13.) — Wie oft hat des Vaters Hand droben wunderbar geholfen, wenn er mit kindlichem Vertrauen angerufen wurde! Als unsere Väter 1813—15 ihr „Abba!“ „Vater ich rufe dich!“ (Körner) sprachen, konnten sie nach der Völkerschlacht bei Leipzig sagen: Das haben nicht wir getan, das waren nicht wir. Das hat Gott getan, das war Gott. Gott gab uns die Kraft, Gott gab uns das Glück. Gott wollte, wir haben wollen müssen“ (Ernst Moritz Arndt). — Als unsere Truppen 1871 in Paris eingezogen waren, und beim Zapfenstreich das Kommando ertönte: „Helm ab! Zum Gebet!“, da sagte mancher von den Tausenden Parisern, die zuschauten, das Haupt auch entblößend: „Das ist es, was uns fehlt!“ Sie hatten den Vater vergessen. Lassen wir es nie fehlen am vertraulichen Abba-Rufen, so wird Gott auch weiterhin es nicht an seiner Hilfe fehlen lassen.

Freilich, es gibt auch ein falsches Vertrauen, das die Hände in den Schoß legt und denkt: Gott wird's schon tun. Nein, das gute Kind tut, was es dem Vater an den Augen absieht, um seiner Liebe und Güte würdig zu sein. Es schafft fleißig an seiner Stelle mit und läßt den Vater nicht allein schaffen. Auch wir müssen das Unsrige tun, beten, arbeiten, helfen, die Hände rühren. „Tu' du das Deinige, Gott tut das Seinige.“ Dann schau voll Vertrauen empor zum Vater. Er spricht: Könnte selbst eine Mutter ihres Kindes vergessen, so will ich doch deiner nicht vergessen“ (Jf. 49, 15).

III.

a) Endlich müssen wir auch rufen mit kindlicher Demut. Ein gutes Kind ist immer demütig. Es ist sich seiner Schwäche, Ohnmacht, seines Unverstandes bewußt. Willst du recht Abba rufen, so fühle dich vor dem Unermeßlichen als

armseliges, ohnmächtiges Kind! Das Kind macht dem Vater keine Vorschriften, es bittet nur recht einsältig, flehentlich. Auch du darfst die Demut und Ergebenheit nicht verlieren, wenn Gott dich nicht gleich erhört, nicht so dich erhört, wie du es wünschest. Von manchen Kindern gilt das Wort: „Ihr wisset nicht, um was ihr bittet“ (Mt. 20, 22). Manches Kind verlangt nach Dingen, die ihm schaden würden. Auch Gottes Allweisheit sieht in die Zukunft und erkennt, daß manche Dinge uns nicht zum Heile gereichen würden. . . . „Ist ein Mensch unter euch, der seinem Sohne, wenn er um Brot hätte, einen Stein gäbe? Oder wenn er um einen Fisch bittet, wird er ihm eine Schlange darreichen?“ (Mt. 7, 9.) Gott verweigert also manches Schädliche und gibt etwas Heilsameres. „Wenn ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wisset, wieviel mehr wird euer Vater im Himmel denen Gutes geben, die ihn bitten“ (Mt. 7, 11).

b) Schließlich, meine Lieben, gehört zum wahren Abba-rufen die Beharrlichkeit. Kinder sind rechte Bettler. Das weiß jeder, der Kinder kennt. Sie gehen dem Vater nicht so bald vom Leibe, wenn er nicht gleich auf sie hört. Sie kommen immer wieder und versuchen ihre Bettelei. Sie sagen vielleicht so diplomatisch: „Vater, das hast du mir versprochen. Gelt ja, du hältst dein Versprechen?“

Und haben sie beim Vater nicht bald den gewünschten Erfolg, so hängen sie sich der Mutter an die Schürze und betteln: „Mutter, sag du's doch dem Vater!“ — bis sie am Ziele sind.

Meine Lieben, seien auch wir beharrliche Bettler bei Gott und rufen wir unaufhörlich: „Abba, lieber Vater!“ Wie viele Jahre haben manche Heilige betteln müssen, bis sie Gott erhörte! Die heilige Monika 16 Jahre lang, bis ihr

Sohn sich bekehrte. Und das waren Heilige! Dürfen wir Sünder, die wir Gott so oft beleidigt haben, baldige Erhörung hoffen? Du, mein Freund, der du deine Zunge fast täglich in den Schmutz der Sünde getaucht hast durch Lügen, Fluchen, zornige Reden? Der du solange nach dem Fleische gelebt hast, ein „Schuldner des Fleisches“, ein Todeskandidat, nicht vom Geiste Gottes getrieben, sondern, ach, so oft vom bösen Geiste?! — Bient dir also nicht erst recht demütige Beharrlichkeit?

Erinnern wir den Vater immer wieder an die großen Verheißungen: „Bittet, so werdet ihr empfangen, suchet . .“ (Ef. 11, 10.) „Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen . .“ (Jo. 16, 23.)

Und dann gehen auch wir zu unserer Mutter, wenn das erzürnte Antlitz des Vaters wider uns ist! Maria wird besser zu bitten verstehen, sie erreicht Hilfe, auch wenn Gottes Stunde noch nicht gekommen ist. König Alexander der Große hat gesagt: „Eine einzige Träne meiner Mutter löscht manches Todesurteil aus“ — wird nicht auch eine Tränenbitte der Mutter des Herrn manch Todesurteil, zeitliches, ewiges, manch Gericht Gottes auslöschen? —

Wohlan, beten wir wie die Kinder demütig, betteln wir unermüdlich, im Verein mit den lieben Heiligen, diesen treuen Kindern Gottes! Groß sind die Anliegen der Zeit. Beten wir in heiliger Liebesglut mit felsenfestem Vertrauen: „Das Gebet des Demütigen dringt durch die Wolken, es hat keine Ruhe, bis es hinkommt, und es geht nicht von da weg, bis der Allerhöchste es ansieht“ (Sir. 35, 21).

Und mag die Trübsal, die dich bedrängt, noch so groß sein, vergiß nie das liebe süße Wort Abba, das durch die Wolken dringt, dir jederzeit Audienz verschafft vor dem Throne Gottes! Ja, mag unser Gebet auch nur ein Stammeln

sein, es ist eben das Stammeln der Kinder Gottes. Immerdar wollen wir uns auf das herrliche Schriftwort berufen: „Wir haben nicht empfangen den Geist der Knechtschaft, um uns zu fürchten, sondern wir haben den Geist der Kindschaft empfangen, in welchem wir rufen: Abba, Vater!“ Amen.

Neunter Sonntag nach Pfingsten.

Die Versuchung.

Wer meint, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle.
1 Kor. 10, 12. (6—13.)

Beliebteste! Eine dunkle Gestalt schreitet über die Erde hin, von unheimlicher Macht über Menschen, Völker und Zeiten. Schon bei Adam und Eva war sie heimisch im Paradiese, und sie wird leben bis ans Ende der Zeiten, solange Menschen auf Erden leben werden. Niemand ist so allbekannt wie sie. Kein Mensch hat je gelebt und wird je leben, an den jene Gestalt nicht herankäme, der nicht mit ihr Bekanntschaft machte. So bekannt sie ist, so rätselhaft ist sie doch. Die größten Weltweisen haben sich vergebens bemüht, ihren Ursprung, ihr Wesen zu ergründen. Keine Stunde ist der Mensch sicher vor ihr. Oft streckt sie ihre Hand nach ihm aus, gerade dann, wenn er sich am sichersten fühlt. Sie tritt an das Kind heran, sobald es zum Vernunftgebrauch gelangt, sie schleicht sich an das Sterbelager des Greises heran, der die letzte Reise antritt. Sie stand neben dem Heiligen der Heiligen in der Wüste, sie stand neben den Schächern am Kreuze. So oft sie der Mensch schon kennen gelernt, niemals kennt er sie ganz. Immer neue Seiten zeigt sie ihm. Hundert- und tausendfach verschieden ist das Kleid, die Maske, die sie trägt, vom Unschuldskleide eines Lichtengels bis zur Teufelsgrimasse höllischer Bosheit.

Meine Lieben! Diese Rätselgestalt ist die Versuchung. Vor ihr hat der Heiland so oft gewarnt, gegen sie hat er uns in seinem unsterblichen Vaterunser beten gelehrt: „Führe uns nicht in Versuchung!“ Vor ihr warnt der Apostel heut mit einem Worte, das jedes Kind kennt, das, millionenmal nachgesprochen, durch die Zeiten geklungen ist: „Wer meint, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle!“ — ein Wort, das wir in seiner ganzen Bedeutung erst verstehen, wenn wir es im Rahmen der heutigen Epistel betrachten, die so recht eine anschauliche Schilderung jener Rätselgestalt der Versuchung ist. Sie zeigt uns:

I. Die Gefährlichkeit der Versuchung.

II. Trost und Hilfe in der Gefahr.

I.

1) Um die Korinther vor den großen Gefahren der Versuchungen zu warnen, rollt der Apostel ein gewaltiges Schauspiel vor ihnen auf. Der Vorhang hebt sich, und vor unseren Augen zieht das auserwählte Volk durch die Wüste dem Lande der Verheißung entgegen. Eine herrliche Auserwählung, eine große Verheißung, die diesem Volke zuteil geworden war, aber es mußte sich in der Versuchung erst ihrer würdig zeigen. Es mußte sich erst bewähren und den Lohn verdienen.

a) Große Wunder hatte der Herr an den Israeliten bereits gewirkt. „Mit starkem Arm“ hat er sie aus Ägypten herausgeführt. Des Tages zog er vor ihnen her in einer Wolfensäule, des Nachts in einer Feuersäule. Durch das Rote Meer hatte er ihnen einen Weg gebahnt. Die Wasser standen zu beiden Seiten wie eine Mauer, und drüben sahen sie dann, wie die Wasser über Pharao und seinen Wagen, Kassen und Reitern zusammenschlugen und ihnen

ein nasses Grab bereiteten. Er führte sie weiter durch die Wüste, gab ihnen auf dem Sinai sein heiliges Gesetz und schloß mit ihnen einen Bund wie mit keinem anderen Volke. Wir meinen: Auch das blödeste Auge hätte nun erkennen müssen, daß der Herr allein der allmächtige und allgütige Gott ist. Und doch, und doch! Staunen erfaßt uns, daß dieses Volk seinen Herrn nach solchen Taten und Gnadenwundern verlassen und sich dem Götzendienste hingeben konnte. Jene dunkle Gestalt der Versuchung löst das traurige Rätsel. Als Moses nämlich zu lange auf dem Berge verweilte, sprach das Volk zu Aaron: „Mach uns Götter, wie die Ägypter sie haben; denn wir wissen nicht, was dem Moses begegnet ist!“ In Haufen brachten sie ihr goldenes Geschmeide herbei, rissen die Ringe aus ihren Ohren und gossen sich ein goldenes Kalb. Sie brachten ihm Opfer dar, „das Volk setzte sich zu essen und zu trinken, und sie standen auf zu tanzen“ (Exod. 32, 6) nach Art der Heiden. Die ausschweifenden, unehrbaren Lustbarkeiten, die mit dem heidnischen Götzendienste verbunden waren, stachelten ihre sinnliche Begierlichkeit derart an, daß sie bis zur niedrigsten Abgötterei herabsanken. Dieses „böse Gelüsten“ war eine gewaltige Versuchung, der sie schmachvoll erlagen. Wehe, es wurden an demselben Tage 23000 mit dem Tode bestraft (Ex. 32, 28)!

Und so ging es weiter. Dem Volke war ein Land heiß, in dem Milch und Honig fließen sollte. Gott speiste es schon in der Wüste mit dem Manna vom Himmel, süß wie Honigkuchen, er ließ Wachteln in großen Scharen herbeifliegen, daß sie den Boden des ganzen Lagers bedeckten, er verwandelte ihnen bitteres Wasser in süßes. Er schützte sie wunderbar gegen die Amalekiter. Doch das

Volk achtete all die Güte des Herrn nicht. Wieder wurden sie untreu und erlagen der Versuchung. Auf Balaams Rat hatten die Töchter der Moabiter die Israeliten zur „Hurerei“ und zum Götzendienste verführt, und siehe, diese weihten sich dem Wollustgötzen Beelphegor und dienten ihm durch Unzucht. Wehe, durch die Pest und durch Hinrichtung, fielen, abermals, an einem Tage 23000 Mann“ (Vgl. Num. 25, 1—9.) Das waren die hauptsächlichsten Beispiele der Versuchung zur götzendienerischen Fleischeslust.

b) Noch andere Schauergestalten nahm die Versuchung für Israel an, die ähnlich auch an die Korinther herantraten und auch uns nicht verschonen. Es sind die Versuchungen wider den Glauben und das Gottvertrauen, die so häufig den Menschen quälen in diesem Tale der Tränen. Für die Israeliten auf ihrer mühsamen vierzigjährigen Wanderung durch die Wüste waren diese Versuchungen gewiß nicht leicht. Aber im Hinblick auf die zahlreichen herrlichen Erweise der göttlichen Allmacht und Güte hätten sie diese Prüfungen bestehen müssen. Doch höret, wie sie murrten wider die göttliche Vorsehung! „Da ward das Volk mißmutig über die Reisen und Beschwerden und redete wider Gott und Moses: Warum hast du uns aus Ägypten weggeführt, daß wir sterben in der Wüste? Brot fehlt und Wasser, und unsere Seele eßet diese elende (Manna-) Speise an!“ (4. Moses 21, 4f.) Welch schändliches Undank nach all den zahllosen Wohltaten! Welch herausforderndes Gottversuchen! Die Strafe folgte auf dem Fuße: Der Herr sandte Feuer serpents unter das Volk mit tödlichem Biß. — Ähnlich murrten sie wider Gott, als die Rundschaffer von ihrem Zuge durch das Land Kanaan zurückgekehrt waren und das Land als un-

einnehmbar geschildert hatten wegen des riesenhaften Volkes, das darin wohne. Sie weinten die ganze Nacht und schrien: „O wären wir doch in Ägypten gestorben, und kämen wir in dieser weiten Wüste um, und führte uns der Herr nicht in dieses Land!“ (4. Mos. 14.) Und siehe, alle, die gemurrt hatten wider den Herrn und „ihm nicht glauben wollten trotz aller Wunderzeichen, die er vor ihnen getan“ (B. 11), mußten sterben in der Wüste. Gott sandte seine Strafgerichte gleich Bürgengeln gegen sie aus. Sie durften das Gelobte Land nicht sehen. O schreckliche Versuchung, der sie nicht widerstanden hatten! O folgenschweres Murren und Gotteslästern!

2. Nun hebt der Apostel den warnenden Finger hoch vor den Korinthern: „Alles dieses widerfuhr ihnen als Vorbild. Alles ist zur Warnung geschrieben für uns.“ Auch für die Korinther waren ähnliche gefährliche Versuchungen gekommen: Versuchungen zur Teilnahme an den prunkvollen heidnischen Opfermahlzeiten, wodurch sie sich nach der Auffassung der Heiden und der Christen des Götzendienstes teilhaftig machten, Versuchungen zum unsittlichen Verkehr mit heidnischen Buhlerinnen, die ja in Korinth so verführerisch auftraten, Versuchungen endlich, die Langmut und Barmherzigkeit Gottes zu mißbrauchen und seine Gerechtigkeit herauszufordern durch Rückfall in heidnische Sitten, durch Unbotmäßigkeit gegen die von Gott ihnen geschickten Hirten. . . . Welche Bedeutung hatte da das Wort: „Wer meint, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle!“ Rings umgeben von Leichtfertigkeit, von nachlässiger Beurteilung heidnischer Sittenlosigkeit, neigten nicht wenige zu schwerem Falle. Mußte ja der Apostel in demselben Schreiben (5, 1—5) einen Blutschänder feierlich aus der Kirche ausschließen, den die Gemeinde unter sich geduldet hatte.

3. Auch für uns, meine Lieben, ist all dies zur Warnung geschrieben, zur tiefsten Warnung vor ähnlichen schweren Versuchungen und Gefahren. Gott lehrt die Menschen nicht bloß durch Worte, sondern auch durch seine Weltregierung. Die alttestamentlichen Geschichtsbücher sind wahrhaft prophetischen Charakters, heilige Warnungstafeln Gottes für die Zukunft der Völker, die er vor ihren Lebensweg hingestellt hat. Meine doch niemand, solche Versuchungen zum Abfall von Gott lägen uns fern. Tausendfach um uns her sehen wir die Gefallenen, die da zu stehen glaubten und sorglos der Versuchung zum Opfer fielen. Mit dem Propheten Jeremias möchte man weinend rufen: „Wer gibt meinem Haupte Wasser genug und meinen Augen eine Tränenquelle, daß ich Tag und Nacht beweine die Erschlagenen unseres Volkes?“ (Jer. 9, 1.) Hat nicht auch an uns der Herr seine Wunder getan? Hat er uns nicht auch zu seinem auserwählten Volke gemacht? Hat er nicht auch uns das herrliche Land der Verheißung, der ewigen Anschauung Gottes versprochen? Führt er uns nicht durch die Wüste dieses Lebens an seiner gnädigen Hand? Stärkt er uns nicht beständig mit dem lebendigen Wasser seines Wortes, mit dem Manna der Eucharistie? Ist er nicht vor uns und bei uns alle Tage unseres Lebens bis an das Ende der Welt? Sind wir nicht von seinen täglichen Wohlthaten umringt? Und doch, und doch! Wie viele danken dieser Treue Gottes mit Untreue! Wie viele beugen sich vor den Götzen der Welt: Augenlust, Fleischeslust, Hoffart, Habsucht, Genußsucht, Ehrsucht! Überall in der Welt stehen diese Götzenaltäre, denen man huldigt. So manches goldene Kalb ist dem Götzen Mammon geweiht, so mancher Balaam loßt zum Dienste Beelphegors, so manche Töchter Moabs

treiben ihr verführerisches Wesen. Und die Melodie, die zu diesem Götzendienste aufspielt, lautet noch heute: „Das Volk setzte sich zu essen und zu trinken, und sie standen auf, zu tanzen.“

a) An der himmlischen Speise des Gotteswortes, an dem Lebensbrote des heiligsten Sakramentes findet man wenig Geschmack. Nach anderen Dingen lassen sie sich gelüsten. Genuß um jeden Preis, Genuß ohne Ende, Genuß bis zum Übermaß ist das Lebensprogramm gar vieler, deren Gott nach den Worten desselben Apostels „der Bauch“ ist. Von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Tafelfreuden zu Tafelfreuden, von Festgelagen zu Tanz und Spiel, von Konzert zu Konzert, Varieté, Kino! Faschingsvergnügen bis tief in die Fastenzeit hinein, Sonn- und Festtagsvergnügen aller Art am frühen Morgen unter Versäumnis des Gottesdienstes . . . scheint vielen der idealste Lebensinhalt. Sich setzen, um zu genießen, aufstehen, um weiter zu genießen, genießen, wenn man noch kaum der Schule entwachsen ist, genießen, wenn die müden, abgezehrten Glieder schon für den Kirchhof reif sind, arbeiten bloß um die Mittel zum Genießen, zum sorglosen, möglichst ausgiebigen und allseitigen Genießen zu schaffen — das war die Devise der modernen Molochs- und Baalsdiener, bis der Weltkrieg diese Gözentempel schloß! Wie viele Opfer an Zeit, Geld, Gesundheit, Lebenskraft wurden jenen Götzen in den Rachen geworfen! Wie raffiniert waren die Ansprüche derer, die sich da setzten, zu essen und zu trinken, und dann aufstanden, zu tanzen! Welch ausgesuchte Schmausereien, ausländische, seltene Beekereien, alkoholische und narкотische Genußmittel, kulinarische Kunststücke, immer neue Zusammenstellungen luxuriöser Menüs! Welche Tänze, die geradezu zum

Skandal des Christentums geworden waren! Und heute? Sind jene Gözentempel nicht wieder, so weit möglich, sperrangelweit geöffnet worden? . . . Welche tausendfältigen Versuchungen zur Unsittlichkeit umgeben das Christenleben von heute! Gleicht es nicht einem modernen Schlachtfelde, von Minen, Granaten, Geschossen aller Art zerwühlt, mit Hindernissen, Gruben und Fallen übersät, voller Gefahren für jene, die da meinen zu stehen und sich nicht vorsehen vor dem Falle? Wahrlich, ein Schlachtfeld, auf dem Satan seine Totenernte hält! Wie viele fallen da, verwüstet an Leib und Seele, in der Blüte der Jahre! Und auf ihrem Totensteine steht das Wort: „Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten!“ O welche Versuchungen, um so größer, je gleichgültiger die öffentliche Meinung dagegen geworden ist! Sollte man nicht an allen Straßen der Großstädte, auf allen Wegen und Stegen des Landes, an allen Tempeln Molochs und Beelphegors in Riesenbuchstaben das Plakat aufhängen: „Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle!“?

b) Und wer zählt und schildert die Versuchungen zum unlauteren Erwerb, zum Wuchergeist, zum M a m m o n s - d i e n s t aller Art? Mancher, dem anfänglich das Geben für gute Zwecke leicht wurde, fand mit Zunahme seiner Jahre und Mittel Gefallen am Sammel- und Schachergeist, und sein Herz wurde immer härter gegen fremde Not. Der Dienst des goldenen Kalbes hielt ihn gefangen. Kein Hauch christlichen Geistes ist mehr in ihm.

c) Und wie steht es mit dem Murren wider Gott, dem ungläubigen Auflehnen gegen die göttliche Vorsehung, dem herausfordernden Gottversuchen? Es bedarf keines Wortes, daß derartige Versuchungen und Sündengefahren uns umschweben wie die Mücken im Sommer, die Schneeflocken im Winter.

II.

Sollen wir nun verzagen, meine Lieben, angesichts dieser Riesengefahren, die uns ringsum zu Falle zu bringen drohen? Nein, abermals nein! Der Apostel schildert nicht bloß die Gefährlichkeit der Versuchung, sondern er zeigt uns auch Trost und Hilfe in der Gefahr. Ja, welch herrlichen Trost! Welch mächtige Hilfe! Höret, Geliebte, es gibt kaum ein schöneres Trostwort in der Heil. Schrift für den Kampf gegen die Versuchung, keinen helleren, freundlicheren Stern in den dunklen Stunden der Prüfung als unser heutiges Epistelwort: „Gott aber ist getreu. Er wird euch nicht über eure Kräfte versuchen lassen, sondern bei der Versuchung auch den Ausgang geben, daß ihr ausharren könnt“. Welch ein Licht strahlen diese Worte aus!

a) Jene dunkle, unheimliche Gestalt, die über die Erde hinschreitet, ist also eine Zulassung Gottes; sie kann nichts unternehmen gegen Gottes Willen, nichts ausrichten gegen Gottes Gnade und Kraft. Die Rätselgestalt ist kein unbezwinglicher Dämon, dessen Angriffe über unsere Kraft gehen. „Nicht über unsere Kraft“ — hörst du's, du Verzagter? Schau auf zu Gott mit gläubigem Vertrauen! Mögen die feindlichen Kräfte, die gegen dich ringen, noch so stark sein, mag der Kampf noch so heiß sein, vertrau auf Gott, den Stärkeren, Allmächtigen! Gott weiß von deiner Versuchung; er läßt nicht zu, daß sie stärker wird als deine Widerstandskraft. Gott beobachtet den Versucher und dich. Er steht mit seiner Gnade hinter dir. Sobald deine Kraft nachläßt, ist er mit seiner Hilfe da, daß du ausharrest und einen guten Ausgang findest. Denke an die Geschichte Jobs, des Schwergedrückten! Weiter durfte Satan nicht gehen, als Gott zuließ, als

Jobs Kräfte reichten (Job 1, 12). Der Apostel ruft hierfür die eigene Erfahrung der Korinther als Zeugen auf: „Es hat (Griech.) euch keine Versuchung befallen, als eine menschliche“, also keine, die über Menschenkraft ging. Auch unsere Erfahrung könnte Zeugnis ablegen. Wie mancher, der da meinte, diese oder jene Prüfung gehe über seine Kraft, hat schon gestehen müssen: „Als die Not am größten, da war Gottes Hilfe am nächsten“. Und manchem Schwergeprüften, dem schier unerträgliches auferlegt wurde, gab Gott so starke Schultern, daß er wie ein Riese seinen Weg ging. Nein, Gott läßt niemand über seine Kräfte versucht werden. Schön sagt der Kirchenvater Ephräm: „Schon die Menschen legen ihren Lastträgern keine größeren Lasten auf, als sie tragen können. Wieviel weniger Gott seinen Kindern! Der Töpfer läßt seine Gefäße im Ofen wohl brennen, aber nicht verbrennen, ebenso Gott uns im Feuer der Versuchung“. (De pat.) O selige Gewißheit der treuen Gnade Gottes!

b) Gott ist getreu! Er hält was er verspricht. Er hat aber seine Hilfe dem Bittenden versprochen. Also mußt du beten um seine Gnadenhilfe. „Bittet, so werdet ihr empfangen“. „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet!“ Das wußte niemand besser als Paulus. Er bat dreimal flehentlich, als der Engel des Satans ihm Faustschläge versetzen wollte (2. Kor. 12, 8), und erhielt die Zusicherung: „Es genügt dir meine Gnade“. Und so jubelte er denn: „Die Kraft wird in der Schwachheit vollkommen“. „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“. Halte dich also in der Versuchung an Gott, deinen getreuen Helfer, und er wird dich in der Versuchung halten und stützen. „Das Gebet ist mächtiger, als alle Teufel“, sagt der hl. Bernhard, „denn durch das Gebet erlangt die Seele

den Beistand dessen, der alle erschaffene Macht (auch die der Oberherrschaften und Mächte der Finsternis weit überragt". Wie alle Heiligen, die versucht wurden wie du, wirst du dann rufen können: „Gott Dank, der uns den Sieg verliehen hat durch Jesum Christum!" (1. Kor. 15, 57.)

c) Freilich, sich auf die göttliche Hilfe verlassen und die Hände müßig in den Schoß legen, wäre ebenso falsch, wie der eigenen Kraft allein vertrauen. „Gott wird euch nicht über eure Kräfte versuchen lassen". Ihr müßt also auch die eigenen Kräfte tapfer gebrauchen. Gott hilft nur dem tapfer Kämpfenden. „Seid nüchtern und wachet!" „Wer der Versuchung nicht sofort widersteht" — sagt der hl. Hieronymus — „der ist schon zur Hälfte besiegt. Einen entstehenden Brand kann man auslöschen, wenn man alsbald eingreift. Hat das Feuer erst seine verheerende Kraft entfaltet, ist es zu spät". Wir können hinzufügen: Die eigenen Kräfte nicht zum Kampfe rühren und nachher, wenn die Gefahr schon auf das höchste gestiegen, alles von Gottes Hilfe erwarten, heißt Gott versuchen. Ja, in der That, wenn der Mensch fällt, wie einst die Israeliten gefallen sind, so liegt der Grund nicht bei Gott — der ist getreu — sondern bei dem Menschen, dem Ungetreuen.

So vertrauet denn auf Gott! Wachet und betet! Wer meint er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle! Rühret die Kräfte zum hl. Kampfe! Seid getreu dem getreuen Gott! Amen!

Zehnter Sonntag nach Pfingsten.

Die Epistel von den Talenten.

Es sind verschiedene Wirkungen, aber es ist derselbe Gott, der alles in allem wirkt. 1 Kor. 12, 6. (2—11.)

Es gibt ein Gleichnis von den Talenten, das wir alle in der Schule gelernt haben, das die Kirche an den Festen

der Bekenner als Evangelium vorlesen läßt, und es gibt eine Epistel von den Talenten, die wir heut vernommen haben. Das Evangelium von den Talenten lehrt: Der Menschensohn wird versahren „wie ein Mann, der in ein fernes Land zog, und seinen Knechten seine Güter übergab. Einem gab er fünf Talente, dem andern zwei, dem dritten aber eins, einem jeden nach seiner Fähigkeit“ (Mt. 25). Der springende Punkt des Gleichnisses ist: Gott verleiht verschiedene Gaben. Jeder benutze die ihm verliehenen Gaben gut! Der Herr ist Richter darüber. Der eine Knecht hat mit den fünf Talenten fünf neue, der andere mit den zwei empfangenen zwei neue dazu gewonnen, der dritte aber hatte sein Talent vergraben. Die ersten beiden wurden reich belohnt, der dritte wurde streng bestraft.

Ähnliche Gedanken von der weittragendsten Bedeutung stellt uns die heutige Epistel vor, die so recht wie ein Gegenstück, eine Ergänzung jenes Evangeliums sich annimmt. Sie belehrt uns noch eingehender über Ursprung und Zweck der Gottesgaben und deutet noch manche Folgerungen daraus an. Verwalter sind wir alle, und ein Tag der Verantwortung kommt für jeden. An den Lehren der Epistel kommt also keiner vorbei.

So bitten wir denn heute Gott den Herren ganz besonders um seine Erleuchtung: Herr, unser Gott, du Spender aller guten Gaben, vor dir, unserem heiligen Richter, werden wir einst stehen, um uns über den Gebrauch aller von dir empfangenen Gnaden zu verantworten. Hilf uns, in dieser Andachtsstunde deine heiligen Absichten, deinen erhabenen Willen recht zu erkennen, damit wir fortan einen guten Gebrauch der uns verliehenen Talente machen! Wir betrachten:

I. Ursprung und Zweck der Gnadengaben Gottes,
 II. die Folgerungen daraus.

I.

Für die Korinther war die Frage nach Ursprung und Zweck der Gnadengaben von der größten Wichtigkeit. Ohnedies neigte gerade diese Gemeinde sehr zu Spaltungen, indem die einen sich zu Paulus, die anderen zu Kephas (Petrus), die andern zu dem durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit hervorragenden Schüler Pauli, Apollo, hielten. Nun war durch verschiedene Auffassung über Wert und Ziel der Gnadengaben die Gefahr der Uneinigkeit noch vergrößert worden. Mit dem ganzen Gewichte seines apostolischen Amtes beginnt also der Apostel seine Belehrung: „Über die Geistesgaben will ich euch nicht ohne Belehrung lassen, Brüder!“ (12, 1.)

1a) Die erste und wichtigste Frage lautet: Woher kommen alle Gnadengaben? Die Antwort lautet klar und entschieden: einzig und allein von Gott. So verschiedenartig die Gaben auch sind, die Quelle ist eine und dieselbe: Gott, der Herr. „Es sind verschiedene Gnadengaben, aber es ist derselbe Geist, verschiedene Ämter, aber derselbe Herr, verschiedene Wirkungen, aber derselbe Gott, der alles in allem wirkt.“ Wie also sollte durch die Verschiedenheit der Gaben Uneinigkeit gestiftet werden, wenn ihr Ursprung so einheitlich ist: derselbe Herr und Gott, der Geist des Friedens und der Liebe?

Allerdings gab es auch Betrüger, welche die Gnadenvirkungen vortäuschten. Deshalb gibt der Apostel als untrügliches Unterscheidungsmerkmal an: Ihre Stellung zu Jesus, dem einen, an dem sich die Geister scheiden. Je nachdem sie sich für Jesus oder gegen Jesus erklären,

Jesum gläubig „bekennen,“ oder „verfluchen,“ je nachdem sprechen sie entweder „im Geiste Gottes“ oder nicht, sind ihre Gnadengaben entweder echt oder Schein. Sagt ja ganz ebenso der hl. Johannes: „Daran erkennet den Geist Gottes: Jeder Geist, der Jesum bekennet, ist aus Gott; und jeder Geist, der Jesum nicht bekennet, ist nicht aus Gott“ (1. Joh. 4, 1—3).

Sobald es also überhaupt echte Gnadengaben sind, gibt es nur einen und denselben Ursprung: Gott. O welcher ein Gnadenspende ist dieser Gott im Vergleich zu jenen Gottheiten, denen die Korinther früher anhängen. „Die Götzen, zu denen sie früher geführt wurden, waren stumm.“ Bei ihnen sahen die Korinther nichts von den herrlichen Gnadengaben, deren erhabenes Schauspiel sie nun erleben durften. Welch wunderbare Gaben, von denen wir staunend in der Heil. Schrift, besonders in der Apostelgeschichte und in den Urkunden des ersten Christentums lesen! Wahrlich, königliche Siegel seiner Gegenwart in der Kirche brachte der Heil. Geist mit, wenn er über die Gläubigen in der Taufe, Firmung, beim Gebet herabkam: Das Wort der Weisheit und Wissenschaft, den bergeverlegenden Glauben, die Wundergabe, Weissagung, Unterscheidung der Geister, Sprachengabe, Auslegung u. a. (Vgl. B. 28.)

b) Sofort beschäftigt uns die Frage, warum jene herrlichen Gnadengaben, Charismen genannt, in der jungen Kirche so häufig, heute dagegen weit seltener sind. Damals waren sie notwendig, um eine schnelle Ausbreitung des Christentums zu bewirken. Ohne solch offenkundige Wunder der göttlichen Gnade konnte die Wahrheit keinen schnellen Sieg davontragen. Mit Worten langsam davon.

überzeugen, wäre ein mühsamer Weg gewesen bei den unkultivierten und sittlich nur zu tief versunkenen Heiden. Wie man den Frühling erkennt an den Wundern der sprossenden, blühenden Natur, so erkannte das Heidentum die neue Zeit, den Weltfrühling, an diesen Wundern der Gnade. Später konnten die überreichen, außerordentlichen Gaben vermindert werden, wie das herangewachsene Kind nicht mehr der Stütze, der Genesende nicht mehr der Arücke, der Heilmittel bedarf, wie man die Pflanzen nicht mehr so häufig begießt, sobald sie genügend Wurzel gefaßt haben. Doch auch heute noch empfängt jeder von demselben Gnadenspender große Gaben der Güte, Gaben, die jedem einzelnen zugeteilt werden, wie Gott will, Gaben, die allen gemeinsam zugute kommen. Auch unsere Zeit besitzt kostbare Geistesgaben, welche jene Zeit nicht in dem Maße kannte. Denken wir nur an den trostreichen Rückblick auf die glorreiche, wunderbare Geschichte der Kirche mit jener Wolke von Glaubenszeugen aller Jahrhunderte, an die vielen Wege zu den Heilsschätzen durch häufige Christenlehren, Predigten, Exerzitien . . ., an den Besitz der Heiligen Schrift, die immer mehr in alle Häuser dringt, an die zahllosen Erbauungsbücher, die erhebenden Werke der christlichen Kunst und Wissenschaft, vor allem an die häufige Gelegenheit zum Empfange der heil. Sakramente. Wahrlich, der Herr ist immer noch groß und gut. Keinen läßt er leer ausgehen, wenn er nur sein Herz willig den täglich fließenden Gnadenströmen öffnet. Denken wir ferner an die unzähligen Standesgnaden, an die Gaben und Fähigkeiten zu den mannigfachsten Berufen und Ämtern, die er theilt und mit seinen Gnadenkräften begleitet und segnet. Wie das eine Sonnenlicht in verschiedenen Farben sich bricht, wie es tausendfach verschiedenes Leben in den zahl-

losen Blumen und Blüten weckt, so weckt das eine Gnadenlicht des Heil. Geistes tausendfältiges Leben in den verschiedenen Menschen. Verschiedene Gaben, aber überall derselbe Geber, Gott, der Allgütige, der alles in allem wirkt.

2. Und nun die zweite Frage: Wozu gibt Gott die Gnaden? Hier mußte die Antwort des Apostels erst recht wie ein Richtschwert alle Uneinigkeit und Spaltung der Korinther treffen: „Jedem wird die Offenbarung des Geistes zum Nutzen gegeben“, und zwar, wie er später genauer ausführt (B. 12 ff.), zum Nutzen des Reiches Gottes auf Erden, zum Leben und Wachstum der Kirche, zum Nutzen der christlichen Gemeinschaft. Alle sind ja, wie der Apostel so oft ausführt, Glieder eines Ganzen, von dem Christus das Haupt ist. Alle müssen also einander nützen und fördern. Wiederholt beweist der Apostel, daß die Gnadengaben nicht an erster Stelle oder gar ausschließlich um der persönlichen Vervollkommenung willen geschenkt sind, sondern daß sie den Zweck haben, der „Gemeinde“ zu dienen. (Vgl. 12, 12—30; Röm. 5, 15; 12, 4—6.)*) Wie der helle Tag leuchtet also jenes Apostelwort in die Korinther hinein: Wie soll gerade das Uneinigkeit und Spaltung herbeiführen, Hochmut und Neid wecken, was zum allgemeinen Besten, nicht persönlichen Vorteilen geschenkt ist?

II.

1. a) Wie der helle Tag leuchtet das Apostelwort aber auch hinein in so manches Dunkel unseres Lebens. Wolle Gott, unsere Herzen würden heute alle Licht daraus schöpfen! Ist dein Talent, welcher Art es auch sein mag,

*) Schaefer, Erkl. d. beid. Br. a. d. Kor. Münster 1903, 245.

eine Gabe Gottes, so folgt daraus ganz selbstverständlich: Du mußt es als Gabe Gottes demütig und dankbar anerkennen. Mit dankbar gefalteten Händen mußt du es aus der Hand Gottes in Empfang nehmen. Du darfst nicht wie der Pharisäer im heutigen Evangelium dich selbst rühmen. Fort mit allem Hochmut, der sich die Talente selbst zuschreibt, seine geistigen und leiblichen Gaben und Kräfte, Gesundheit, Vermögen . . . stolz als ureigenes Verdienst bucht, durch aufgeblasenes, gottvergeßenes Wesen die Gabe des Allgütigen entweiht! „Was hast du, o Mensch, das du nicht empfangen hättest? Hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ (1. Kor. 4, 7.)

b) Sind alle deine Talente Gottesgaben, dir gegeben zum Nutzen der Mitmenschen, so folgt weiter daraus, daß du nur Verwalter bist, der seinem Herrn über alles Rechenschaft schuldet. Einmal tönt dir das Wort entgegen: „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!“ Nicht bloß Dankbarkeit und Demut, sondern auch Gottesfurcht und Treue sind also die Folgerungen aus unserer Epistelwahrheit. Mit gefalteten Händen sollst du dein Talent aus Gottes Hand annehmen, und mit reinen Händen sollst du es tragen.

Dein Talent ist ein geborgtes Pfand:

Fürchte Gott und trag's in reiner Hand!

Also zunächst darfst du das geliehene Pfand nicht mißbrauchen, schlecht benutzen. Aber ach, wie oft wird die Gabe Gottes, über die Gott Eigentümer ist und bleibt, vom menschlichen Verwalter gegen Gott verwendet, zu schwersten Sünden, zur Beleidigung und Verhöhnung des Spenders selbst gebraucht! Welch schreckliche Verantwortung zieht sich der Mensch dadurch zu!

c) Doch die Vermeidung solchen Mißbrauchs genügt noch nicht. „Zum Nutzen“ sind die Talente gegeben. Man muß sie gut benutzen, ausnützen. „Meide das Böse und tue das Gute!“ gilt ganz besonders hier. Man darf das Talent nicht in müßiger Trägheit vergraben. Der eine Knecht wird vom Herrn böse und faul gescholten, nicht weil er das Gnadenpfand mißbraucht, sondern weil er es nicht gut gebraucht hat (Mt. 25, 30). Gott gibt nichts von ungefähr; wo er sät, will er auch ernten, reichen Nutzen ernten; wo er Kapital gibt, fordert er Zinsen. Und je mehr er gesät und Kapital gegeben hat, desto mehr fordert er. Also nicht bloß Gottesfurcht und Treue, sondern Fleiß und Eifer ist die weitere Forderung unserer Epistel von den Talenten. O meine Geliebten, welch tiefgreifende Wahrheit! Ob du viel oder wenig an Gottesgaben empfangen hast, Nutzen mußt du daraus schaffen. Und je mehr du empfangen hast, desto größer die Rechenschaft. „Wem viel gegeben, von dem wird auch viel gefordert werden.“ Je größer die Gabe, desto größer auch die Gefahr des Hochmutes, des Mißbrauchs, des ungenügenden Ausnützens, des Gerichtes. Das ist der Grund, warum Gott manche Gabe nicht gibt, um die man ihn bittet. Er fürchtet jene Gefahr. Das ist der Grund, warum er zu mancher hohen Gnade ein schweres Kreuz hinzufügen muß, damit der Begnadigte nicht an der Seele Schaden leide und zugrunde gehe, wie ja St. Paulus selbst „der Stachel des Fleisches“ gegeben wurde, ein Engel des Satans, damit er sich der hohen Offenbarungen wegen nicht erhebe“ (2. Kor. 12, 7f.). Wer diese Wahrheit tief bedenkt, dem werden sich manche Rätsel des Lebens erhellen.

d) Aus dieser Wahrheit über Ursprung und Zweck der Gottesgaben folgt weiter der wichtige Lehrsatz: Niemand:

darf den Nächsten wegen einer Gottesgabe beneiden. Gott gibt jedem, was Er, und wie Er will. Der Eigentümer ist freier Herr all seiner Gaben. Der Neidische vergeht sich gegen Gottes Freiheit, Selbstbestimmungs- und Eigentumsrecht, dünkt sich klüger als Gottes Weisheit, tadelte die göttliche Vorsehung. Er verscherzt dazu größere Gnaden, weil er die empfangenen nicht dankbar und zufrieden anerkennt, er läuft Gefahr, auch die verliehenen Talente noch zu verlieren. Wer nicht recht gebraucht, dem wird auch das, was er hat, genommen. Der Neidische ist so recht ein Gegner Gottes und ein Schüler des Teufels, dessen eigentliche Sünde, dessen ganzes Wesen der Neid ist, durch dessen Neid die Sünde in die Welt gekommen ist. Gott schenkt Gaben, der Teufel beneidet darum. Deshalb ist der teuflische Neid auch die giftige Quelle so vieler Sünden. Haß, Feindschaft, Verleumdung, Bergewaltigung, Raub, Mord, Totschlag . . . entspringen so oft aus ihm. Denken wir an Cain, die Söhne Jakobs mit ihrem schwarzen Neid gegen Joseph, an Saul und David, Herodes und den Beihelhemitischen Kindermord wegen des neugeborenen Königs der Juden, an die Pharisäer und ihren unheilvollen Neid gegen Jesus!

Wie unsinnig ist vollends die Beneidung des Nächsten wegen der göttlichen Gaben, wenn man die Verantwortlichkeit des Gabenempfängers in Betracht zieht. Größere Gaben, größere Verantwortung, kleinere Gaben, kleinere Verantwortung. Anstatt neidisch zu sein auf das größere Talent des Mitmenschen, sollte man vielmehr für ihn fürchten ob seiner schwereren Rechenschaft und sich selbst beglückwünschen, daß man einem leichteren Gericht entgegengeht. Je höher Luzifer im Himmel stand, desto schwerer war das Strafgericht über ihn. Je niedriger

Amte, Beruf, Begabung, Dienst, je enger und kleiner der Pflichtenkreis, desto eher wirst Du einst bestehen können. Man beneidet die Reichen, vergift aber die Gefahren des Reichthums, die der Herr so ernst geschildert (Mt. 19, 23—26), jene „Fallstricke des Teufels“, die ihm drohen (1. Tim. 6, 9). Man beneidet die Hochgestellten, vergift aber, daß auf den Höhen die Stürme viel eher und schwerer toben, als in der Tiefe, daß die Gefahren des Falles um so größer sind, und daß gerade unter glänzender Hülle so oft ein gequältes Herz schlägt. Man beneidet die mit größeren Talenten Begabten, vergift aber, daß weit größere Zinsen von ihnen gefordert werden.

2. Ob groß, ob klein die Gabe, sie soll ferner verwendet werden zum Nutzen der Mitmenschen. Auch hieraus ergeben sich wichtige Folgerungen. Jedes Talent aus der Hand Gottes gleicht einer Münze, von Gold oder Silber, oder von geringerem Metall, mit doppeltem Bilde, mit doppelter Inschrift. Auf der einen Seite steht der Ursprung: Von Gott. Auf der andern der Zweck: Für den Nächsten. Auf der einen Seite das Bild Gottes, von dem alles Gute kommt, des Königs Himmels und der Erde, dem alles gehört, mit der Inschrift: „Gebet Gott, was Gottes ist!“. Auf der anderen Seite die Krone seines Reiches auf Erden mit der Verfassung: „Liebet einander!“ „Dienet einander!“ „Gebet den Mitmenschen, was für sie euch gegeben ist!“ Da ist keine Gabe so klein und gering, daß sie nicht anderen nützen könnte. Schau, jedes kleine Steinchen dieser Kirche fügt sich in das große Bauwerk bedeutsam ein, jedes kleine Glied nützt dem Organismus des Leibes, jedes kleine Stiften in jener Maschine hat seinen Zweck, jeder Ton hat seine Bedeutung für die Harmonie des Musikwerkes. So ist es auch im

großen Organismus der Menschheit. „Jeder hat seine eigene Gabe von Gott, der eine so, der andere so“ (1. Kor. 7, 7). Unter Millionen Menschen sind nicht zwei Gesichter ganz gleich; erst recht groß ist die Mannigfaltigkeit der reichen Gottesgaben in den Seelen. Aber trotz aller Verschiedenheit — alle dienen dem Ganzen. Anders war die Eigenart eines Petrus, Paulus, eines Johannes . . ., doch jeder diente mit seiner Gabe dem großen Ganzen, jeder war eine Säule der Kirche, ob so oder so geformt und gebildet. So sollen auch wir alle unsere Gaben in den Dienst des Ganzen stellen. Keiner ist ohne Gabe. Keiner hat alle Gaben. Alle ergänzen sich gegenseitig. Vielleicht hast du das Wort der Wissenschaft empfangen — benutze deine Gabe, fördere sie durch Studium und überzeuge andere, besonders solche, die von der Wahrheit abweichen oder abzuweichen drohen, durch deine gründliche Einsicht in lichtvoller Weise! — Hast du die Gabe tiefer Lebensweisheit, halte andere vor Verirrungen ab, daß sie nicht erst durch Schaden klug werden müssen! Ist dein Glaube stark und fest, so stärke hinwiederum deine Brüder, die der Satan begehrt, sieben zu dürfen wie den Weizen! — Hast du auch nicht die Gabe, Kranke zu heilen, so kannst du doch Leidende trösten und Balsam in ihre Wunden träufeln. Unwissende lehren, Zweifelnden recht raten, Betrüble trösten, ist ein Werk, das jeder dann und wann zu üben in die Lage kommt. Wohl dir, wenn es dir gegeben ist, solch Segen recht oft zu spenden! Was dir auch immer sonst gegeben ist an Geistes- und Herzensgaben, an Kräften des Leibes und Gütern des Lebens, verschließe nichts davon selbstsüchtig in deinem Kämmerlein! Trage alles hinaus zum Nutzen und Segen der Allgemeinheit! Nichts darf nutzlos verkommen und

verrosten. Jede Gabe findet ihr Saat- und Erntefeld. Bist du mit Glücksgütern gesegnet, wie viel edle Geistesgaben kannst du daraus erstehen lassen! Trage bei zur Unterhaltung der geistlichen Bildungsanstalten, der Kommunikantenanstalten, zur Heranbildung von Missionaren . . . , hilf junge Talente fördern . . . , die kirchliche Wissenschaft unterstützen . . . ! Unzählige Wege stehen dir offen, deine Gaben auf Zinseszins zu legen zur Ehre Gottes, zum Heile der Kirche, seines Reiches auf Erden. Wo Gott eine Gabe und Fähigkeit gibt, da gibt er auch eine Gelegenheit, sie zu verwenden, ein Arbeitsfeld, sie zu betätigen. Kannst du nichts anderes, so kannst du zum mindesten doch beten, viel und gut beten zum Heil und Segen derer, die verantwortungsvolle Gaben erhalten haben, daß sie sie recht und nützlich verwenden. Gewöhne dich, jeden Tag, jede Stunde, deine Gesundheit und alle deine Kräfte als ein täglich verliehenes Gnadenpfand Gottes zu betrachten, nimm sie täglich in diesem Sinne aus seiner Hand an und gib dir am Abend Rechenschaft über ihre Benutzung — reichlicher Segen wird aus deinem Leben sprießen. Sprich täglich: „Nicht mir, o Herr, nicht mir, sondern deinem Namen gib die Ehre! Nicht mir, o Herr, nicht mir, sondern meinen Mitchristen will ich leben“ — dann wirst du einst eine selige Stunde der Rechenschaft haben, wenn der Herr kommt, dich zu fragen: „Wie hast du deine Talente verwendet?“ —

Ein deutscher Fürst (Ernst, Herzog zu Saxe-Weimar) hatte als Wahrzeichen eine brennende Kerze und als Wahlspruch darunter die Inschrift: „Anderen dienend, verzehre ich mich.“ Jeder Christ soll solch eine brennende Kerze

sein, leuchtend zur Ehre Gottes, dienend dem Nutzen der Mitchristen. Wohl ihm, wenn sich sein Leben mit all seinen Gottesgaben in dieser Weise verzehrt hat, dann wird sein Lebenslicht im Tode nicht verlöschen, sondern das ewige Licht wird ihm leuchten. Weil er über weniges getreu gewesen ist, wird ihn Gott über vieles segnen. Amen.

Elfter Sonntag nach Pfingsten.

Wesen des Christentums.

Brüder, ich erinnere euch an das Evangelium, welches ich euch gepredigt habe. 1. Kor. 15, 1. (1—10.)

Geliebte im Herrn! Man hat viel und heftig gestritten über das „Wesen des Christentums“*). Jahrelang, besonders zu Beginn unseres Jahrhunderts, war dieser Gegenstand das Hauptthema der religionswissenschaftlichen Literatur. Zeitungen, Zeitschriften, Bücher wurden angefüllt mit Erörterungen über diese Frage, und noch immer erregt sie viel Interesse. Man hat die Kühnheit gehabt, zu behaupten, nicht Christus, seine Gottheit, sein Erlösungstod, seine Auferstehung, seine Gnade seien das Wesen des Christentums, „nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündet hat, hinein“ (Harnack, S. 91). Christus habe nur in dem Sinne sich als Sohn Gottes ausgegeben, weil er wie niemand vor ihm den Vater kannte und, diese Gotteserkenntnis allen mitzuteilen, sich berufen fühlte. Christus habe nichts Neues sonst gelehrt, als daß wir Kinder Gottes sind . . . Nicht jene wichtigen Glaubenssätze, sondern nur das eine gehöre wesentlich zur Religion Christi, daß sie die Religion

*) Cf. über Harnacks gleichnamige Schrift u. a. Huppert, der deutsche Protestantismus, Köln 1902; Grupp, Jenseitsreligion Freiburg. 1913.

der allgemeinen Menschenliebe sei. In neuester Zeit ging man ja sogar so weit, zu behaupten, Christus habe überhaupt nie gelebt.

Jeder sieht auf den ersten Blick, wie wichtig noch heute und für alle Zukunft diese Fragen sind: Mit ihnen steht und fällt das Christentum. Hierüber muß jeder Christ sich unbedingt Klarheit verschaffen.

Meine Lieben! Die heutige Epistel gibt eine selten klare und bündige Antwort auf jene vielbesprochene Streitfrage, als habe sie der heil. Paulus und durch ihn der Heil. Geist eigens zu diesem Zwecke verfaßt. Sie nennt uns kurz und deutlich den Hauptinhalt, das Wesen des Christentums. Ja, es kann nicht schöner sein: Der Apostel nennt gerade jene für unwesentlich erklärten Grundlehren des Christentums kurzweg „das Evangelium“. kaum irgendwo finden wir ein helleres Licht über jene Fragen, mit denen das Christentum steht und fällt, als in der heutigen Epistel. Betrachten wir also zu unserem Heile: Das Wesen des Christentums ist und bleibt:

- I. Christus, für unsre Sünden gestorben,
- II. Christus, der Auferstandene,
- III. Christus, der Gnadenbringer.

I.

„Brüder, ich erinnere euch an das Evangelium, welches ich euch gepredigt habe, das ihr auch angenommen habt, worin ihr auch beharret, wodurch ihr auch selig werdet, wenn ihr euch so daran haltet, wie ich es euch gepredigt habe.“ Was also jetzt folgt, ist so sehr die Grundwahrheit, der Hauptinhalt des Christentums, daß es der Apostel „das Evangelium“ nennt. Der Apostel hat es gepredigt, die Korinther haben es gläubig

angenommen und durch beharrliches Festhalten zu ihrem geistigen Besitztum gemacht. Es ist die Ursache ihrer Seligkeit, ihres ewigen Heiles, vorausgesetzt nur das eine, daß sie sich genau so daran halten, wie er es gepredigt hat. Form und Inhalt dieser Lehre müssen unverrückbar festgehalten werden, nichts darf hinzugetan, nichts hinweggenommen werden. Wahrlich, klarer und bestimmter kann man das Wesenhafte des Evangeliums nicht ankündigen. Welches ist also dieser Grund- und Eckstein des Evangeliums, an dem nicht gerüttelt werden darf? Der Apostel fährt fort: „Denn ich habe euch zuvorderst mitgeteilt, was ich auch empfangen habe, daß Christus für unsere Sünden gestorben ist, wie geschrieben steht, daß er begraben worden und am dritten Tage wieder auferstanden ist, wie geschrieben steht.“

a) Christus, für unsere Sünden gestorben gemäß der Schrift — das ist also der erste Hauptartikel der apostolischen Predigt. Gestorben unserer Sünden wegen, gestorben, um uns zu erlösen von unseren Sünden — das ist es aber, was so viele falsche Propheten aus dem Evangelium herausreißen möchten. Von Sünde will man ja nichts wissen und von Sühne. Die Sünde nennt man natürliche Schwäche, Notwendigkeit, Forderung der Naturgesetze. Man verlangt ausdrücklich ein „Recht“ auf die Sünde. Man stützt sich auf die Wissenschaft, welche das „ermiesen habe, man macht „erbliche“ Belastung, Einflüsse der Erziehung, soziale Übelstände, Gefahren des Verkehrs, des Großstadtpflasters allein für alles verantwortlich. Man bildet die Sprache um und weiß viel schöne Worte für die Sünde: „schöne Sinnlichkeit“, „Lebensbejahung“, „Lebenskunst“, „sich ausleben“; „Ausnützung günstiger Konstellationen“ sagt man für Betrug und Wucher, „weise

Sparsamkeit und Vorsicht" für schnöden Geiz, „berechtigtes Selbstgefühl" für Stolz, „Wahrnehmung berechtigter Interessen" für Haß und Rachsucht — und was dergleichen Lügen mehr sind.

Und weil man von Sünde nichts wissen will, braucht man auch keinen Erlösungstod Christi am Kreuze. „Fort mit dem bleichen Christus mit den blutenden Erlöserhänden!" ruft der vielgefeierte Dichter Ibsen — und Nietzsche, der Prophet des Übermenschentums, der sich siegesbewußt den „Antichrist" nannte, sagte: „Die Gestalt des Kreuzes weht uns schauerlich an, wie aus dem Grabe uralter Vergangenheit". Dieses schauerliche Kreuz, die Königsstandarte des Christentums, möchte man am liebsten entfernen von Wegen und Plätzen, aus den Schulen, von den Reichsinsignien und Ordensabzeichen. Es ist noch immer vielen ein Ürgernis und eine Torheit, die da achselzuckend fragen: Was ist Sünde? Was ist Sühne? Der Apostel aber ruft es feierlich als den Hauptinhalt seines Evangeliums aus: „Ich habe euch gepredigt: Christus, für unsre Sünden gestorben!" Und ein andermal: „Wir predigen Euch Christum, den Gefreuzigten" (1. Kor. 1, 23). Das Kreuz ist ihm das Zentrum aller Theologie, der Grund- und Eckstein des Evangeliums. Ja, er rühmt sich nichts anderes zu wissen, als allein Christum, den Gefreuzigten (1. Kor. 2, 2). Diese Predigt des Kreuzes, den Mittelpunkt seiner Gotteswissenschaft, verkündete er nicht nur, er wandte sie auch an auf sich selbst: Mit Christo war auch er gekreuzigt und der Welt abgestorben (Gal. 2, 19; 6, 14). Wie der Apostel, so jubeln aber auch alle wahren Christen über dieses Kleinod ihres Glaubens: „In ihm haben wir die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden" (Kol. 1, 14).

b) Warum hebt der Apostel aber noch eigens hervor: Ich habe euch gepredigt, nicht bloß, daß Christus gestorben, sondern auch daß er begraben worden? Der Apostel tut es in weiser Absicht. Auch die Kirche lehrt uns ja im apostolischen Glaubensbekenntnis zu beten: „Ich glaube an Jesum Christum . . . , gekreuzigt, gestorben und begraben.“ Die Hervorhebung des Begräbnisses ist zunächst ein Hinweis darauf, daß Christus alle Straffolgen der Sünde durchkosten wollte, auch die tiefe Verdemütigung der Grabesruhe an dem Orte, wo sonst der Staub zum Staube zurückkehrt, wo sonst Fäulnis, Moder und Würmerfraß herrscht. Dann aber ist sie auch ein Hinweis auf die Wirklichkeit des Todes Jesu, und diese wieder ist von großer Bedeutung für den folgenden Beweis seiner Auferstehung. Vor der Grablegung wurden ja die Leichen einbalsamiert. Die Einbalsamierung erfolgte aber in der Weise, daß der Leichnam samt den Gewürzen vom Kopf bis zu den Füßen in Tücher gewickelt wurde. Der Erstickungstod mußte erfolgen, wenn Christus noch am Leben gewesen wäre, wenn er, wie der Irrglaube töricht behauptet, scheinot gewesen wäre. Auch hätten alle Zeugen des Begräbnisses, namentlich die Mutter Jesu, während der ganzen Behandlung des Leichnams von der Kreuzabnahme, Reinigung, Salbung bis zur Bestattung es sicher gemerkt, wenn ein Lebensfunken noch in dem Gekreuzigten geglimmt hätte, und ihn nicht in das Grab eingeschlossen.

Das Begräbnis des Herrn ist dem treuen Christen noch in anderer Hinsicht bedeutsam. Es ist einer von den Gründen, die ihn abhalten, seinen Leichnam der aus dem Hasse gegen das Christentum entstammenden Leichenverbrennung preiszugeben. Nein, er richtet sich vielmehr nach dem Beispiel Christi, der ins Grab gelegt werden wollte, um von da aufzuerstehen, der in unendlicher Demut und Liebe „in allem uns gleich sein“ wollte.

II.

Zum Wesen des Christentums gehört ferner ganz unzertrennlich der Glaube an Christus, den Auferstandenen. Das ist der Centralpunkt der heutigen Epistel, dem der Apostel die größte Aufmerksamkeit widmet. Hier ist seine Beweisführung geradezu überwältigend, ein Dokument der Glaubenssicherheit für alle Jahrhunderte. Er verlangt keinen blinden Glauben an die Auferstehung des Herrn, sondern er führt Zeugen an, lebendige Augen- und Ohrenzeugen, Zeugen, die den Korinthern insgesamt oder doch zum größten Teil erreichbar sind. Er führt gerade diejenigen Erscheinungen des Auferstandenen an, deren Zeugen die Korinther kannten und leicht befragen konnten: Kephas (Petrus), das Haupt der Apostel, Jakobus, den Bischof von Jerusalem, der bei allen Christen, besonders den Judenchristen, in einem ganz besonders hohen Ansehen stand, dann zweimal das Apostelkollegium insgesamt und vor allen jene mehr als 500 Brüder, denen er „zugleich“ erschienen ist, von welchen die „Mehrzahl“ zur Zeit, als Paulus schrieb, noch am Leben war. Es ist, wie wenn der Apostel ein Protokoll feierlich vor möglichst vielen Zeugen aufgenommen hätte, damit keiner mehr an der Tatsache der Auferstehung zweifeln könne. Endlich setzt er noch sein eigenes Siegel unter dieses Protokoll; denn auch ihm ist der Auferstandene erschienen auf dem Wege nach Damaskus . . ., als er rief: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“ (Apg. 9; 22; 26.) Ich frage: Wie hätte der Apostel jene vielen Zeugen anführen können, ohne daß sie wirklich vorhanden waren? Hätten nicht die Korinther antworten müssen: „Wo sind diese Zeugen? Wir kennen niemand.“? — Wie hätte ferner Paulus ein Leben voller Mühseligkeiten, Entbehrungen, Leiden, Verfolgungen für den Glauben

an den Auserstandenen hinopfern können, wenn er nicht mit unbedingter Gewißheit dessen sicher war, daß Jesus lebe, mit ihm geredet und ihn zum Apostel gemacht habe? Wie hätten Paulus und die Tausende von Märtyrern ihr Blut für Christus hingeben können ohne die Sicherheit seiner Auferstehung? Sie sollten gestorben sein für einen Gekreuzigten, der tot, begraben und verwest war? Der konnte ihnen nach ihrem Tode keine Hoffnung bieten. Nein, all ihr Blut ist ein tausendfaches Siegel der Auferstehung Christi. — Aber weiter: der Apostel beruft sich ausdrücklich darauf, daß die Korinther diesen Glauben angenommen haben und darin beharren. Wie sie haben unzählige zerstreute Gemeinden der ganzen damals bekannten Welt diesen Glauben von Paulus und den andern Aposteln angenommen. Wie wäre das möglich gewesen, wenn diese Predigt keine überzeugende gewesen wäre, wenn die Beweise für diese Tatsache nicht unwiderleglich gewesen wären? Es waren ja keineswegs überall leichtgläubige Hörer, die alles blind hingenommen haben, sondern wie die Apostelgeschichte beweist, prüfende Kritiker. Die Auferstehung Christi war ja der Prüfstein des ganzen christlichen Glaubens, wie der Apostel ausdrücklich lehrt: „Ist Christus nicht auferstanden, so folgt, daß unsere Predigt vergeblich ist, vergeblich auch euer Glaube“ (1. Kor. 13, 14). Die Auferstehung war auch, wie der Apostel dem ganzen Zusammenhange nach (15. Kap.) beweist, der Grundstein der christlichen Auferstehungshoffnung. Sie stand deshalb auch im Mittelpunkt der erstchristlichen Gottesdienstfeier; denn jeder Sonntag war ja der Gedächtnistag der Auferstehung Christi. Weil diese an einem Sonntag geschehen, wurde mit der althergebrachten Sabbatfeier gebrochen und die Sonntagsfeier eingeführt.

Nun komme also einer und sage, die Gottheit Christi und ihre feuergeprüften Beweise: Tod, Begräbnis, Auferstehung gehören nicht notwendig zum Evangelium Christi! Sie sollen aus dem Christentum wegfallen. Diese Behauptung schlägt den Tatsachen schallend ins Gesicht. Ohne die Gottheit Christi ist das ganze Evangelium, das ganze Christentum ein Luftgebilde, dem der Boden entzogen ist, ein in sich zusammenbrechender Trümmerhaufen, dem das Fundament fehlt. Dann stehen wir vor dem größten Wunder der Weltgeschichte, daß Tausende von Gemeinden die wunderbarsten Tatsachen mit undenkbarer Leichtgläubigkeit angenommen, für sie alle möglichen Opfer, unzählige Märtyrer auch das Leben hingegeben haben. Dann ist jahrhundertlang die Menschheit einem Wahngebilde gefolgt. Ist Christus nicht Gottessohn, gehört diese Gottessohnschaft nicht zum Wesen des Christentums, dann darf kein Mensch zu Jesus beten. Die Kirche aller Jahrhunderte seit den Tagen der Apostel hat aber zu Jesus gebetet — das ist geschichtliche Tatsache. Zu einem Menschen beten, wie man zu Jesus betete und betet: „Herr, erbarme dich unser . . .!“ ist aber die ärgste Gotteslästerung. Diese modernen Christen, welche die Gottheit Christi leugnen und doch zu ihm als Gott beten, wie ihre Liturgie verlangt, treiben also in der That schreckliche Menschenanbetung. Dabei entrüsten sie sich dann in allen Tonarten über die angebliche Menschenanbetung der Katholiken, weil wir die Heiligen, Gottes beste Freunde, verehren, oder den Papst, das Oberhaupt der Kirche, achten und lieben! O Torheit und Blindheit des Menschen, der es wagt, an dem Grund- und Eckstein des Christentums zu rütteln! Er verwickelt sich in die ärgsten Widersprüche. Er reißt sein ganzes Christentum in den Abgrund hinab.

III.

Noch eins gehört zum Wesen des Christentums: die von Christus uns verdiente Gnade. Ohne Gnade kein Christentum. Was die Sonne für die Erde, das ist die durch Christus verdiente Gnade dem Christentum. Und von dieser Gnade steht ein Wort in der Epistel, so heilig, daß wir billig das Haupt neigen sollten, wenn wir es sprechen, so schön, daß es kein Cherub oder Seraph schöner prägen könnte, so groß und bedeutungsvoll, daß es durch alle Jahrhunderte seinen Klang behalten wird: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin.“ Eben hatte der Apostel beteuert, daß Christus, der Auferstandene, auch ihm erschienen sei und ihn zum Apostel gemacht habe. Da drängt es ihn demütig zu bekennen, daß er solcher Gnade ganz unwert gewesen sei. Er nennt sich eine „unzeitige Geburt“, die durch nichts vorbereitet war für das hohe Apostelamt, im Gegenteil gänzlich unreif und unwürdig war für diese heilige Aufgabe, „weil er die Kirche Gottes verfolgt habe“. Dem auferstandenen Erlöser allein verdankt er diese Gnade. Jubelnd ruft er in alle Welt hinaus: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und seine Gnade ist in mir nicht unwirksam gewesen.“ Ja, er war ein treuer Apostel der Gnade gewesen; die Gnade hat in ihm und an ihm wahre Triumphe gefeiert.

„Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin“ — das ist auch der Jubelruf jedes wahren Christen. Was wir sind, sind wir nicht durch uns, sondern durch die Gnade Christi. Christus ist der Gnadenbringer. Niemand kommt zum Vater, außer durch ihn. Daß die Gnade zur Seligkeit notwendig ist, ist ja eines von den sechs Stücken, die jeder Christ kennen und glauben muß. Auch

der Herr spricht ja: „Ohne mich könnt ihr nichts tun,“ und der heil. Augustin unterstreicht die Worte des Herrn und fügt hinzu: „Merke es wohl, der Herr spricht nicht: Ohne mich könnt ihr nur wenig tun, sondern: Ohne mich könnt ihr nichts tun*)“. Ja, ohne Gnade kein Christentum und kein Christ. Das ganze Christentum ist Gnade, unverdiente Gnade; unser ganzes Leben und Sein ist Gnade von der Wiege bis zum Sterbebette. „Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen, Gnade über Gnade“ (Joh. 1, 16). Durch die Gnade bin ich, was ich bin — das also sollte der Wappenspruch jedes Christen sein.

Nun aber seht, wie man wiederum diesen kostbaren Kern aus der Schale des Christentums herausbrechen will. Die stolzen Modernen wollen nichts wissen von jenem demütigen Apostelbekenntnis. Derselbe Nießsche, der sich den Antichrist nannte, bekämpfte gerade die Religion der Gnade, wo er konnte, und wie er konnte, mit glühendem Haß. Menschenstolz verlangte er, Menschentroz, Herrenmenschentum wollte er großziehen, das keine Gnade brauchte. Und siehe, er, der keine Demut und keine Gnade und Güte wollte, der Feind Christi und des Christentums, lag dann lange geistesumnachtet im Krankenstuhl, ganz auf die Güte anderer angewiesen — und sein letztes Wort, das er zitternd vor seinem Tode niederschrieb, war: „Der Gekreuzigte“ — also der Gnadenbringer. Ähnlich ging es noch manchem modernen Gnadenverächter.

Wir wollen es darum stets mit der Apostel-Devise halten und an die Gnade Christi uns anflammern. Nicht stolz wollen wir uns aufblähen und sagen: „Durch mich bin ich was ich bin, durch meine Kenntnisse, meine Bildung

*) Tr. 81 in Joann. sub med.

meine Fertigkeiten, meinen Fleiß, meine Umsicht. Auch nicht allein durch meine Eltern, Wohltäter, Freunde, durch ihre Fürsorge, Güte . . . bin ich geworden, was ich bin, oder durch glücklichen Zufall, günstiges Zusammentreffen von Umständen . . .", sondern „durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin. Ja, auch ich bin nicht würdig, dies und das zu heißen, zu sein, weil ich Gott beleidigt, die Kirche verfolgt, geschmäht habe. Aber Gott war gnädig und barmherzig gegen mich. Seine Gnade ist in mir wirksam gewesen." So wollen wir sprechen lernen. Nie wollen wir bei unseren Erfolgen, Tugungen die Hauptsache vergessen, die allwirkende Gnade; nie wollen wir den Edelstein aus der Fassung herausbrechen: Gottes Gnade aus den armseligen menschlichen Zutaten. —

In einer Schlacht traf einen Soldaten eine Kugel an der Stelle der Brust, wo er eine große Silbermünze trug mit der Umschrift: „Dei gratia“, „Durch Gottes Gnade“. Er dankte gerührt der göttlichen Gnade und suchte sie fortan sein Leben lang. Auch wir tragen auf unserer Brust die heilige Inschrift: „Dei gratia“, „durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“, durch meines gekreuzigten und auferstandenen Heilandes Gnade. Drum wollen auch wir die Gnade fortan schätzen und suchen unser Leben lang. Mögen andere hasten und jagen nach allem möglichen, uns genügt die göttliche Gnade. Sie ist Kern und Stern des Christentums, sie soll auch Kern und Stern unseres Lebens und Strebens sein. Sie zu schützen, zu erhalten, zu vermehren, soll unsere Aufgabe sein. Dann werden wir einmal über unsere ewige Krone das Wort schreiben können: „Durch meines Heilandes Gnade bin ich, was ich bin".

Amen.

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.

Die Herrlichkeit der Kirche.

Wie sollte nicht das Amt des Geistes Herrlichkeit haben?

2. Kor. 3, 8. (4—9.)

Von der Herrlichkeit des Neuen Bundes gegenüber dem Alten Bunde spricht die heutige Epistel in bewegten Worten. Nicht weniger als viermal tönt das Wort Herrlichkeit an unsre Ohren. Wenn schon das Alte Testament eine so große Herrlichkeit hatte, wie viel mehr hat Herrlichkeit die heilige Kirche Gottes im Neuen Testamente, so lautet der blündige Schluß, der mit siegender Klarheit von Anfang bis zu Ende die heutige apostolische Predigt durchdringt. Unsre Epistel ist so recht ein Musterbeispiel dafür, wie so oft beim heil. Paulus ein äußerst fruchtbarer Gedankeninhalt unter einer scheinbar rauhen Worthülle, ein süßer, köstlicher Kern unter einer harten Schale sich verbirgt. An diesem köstlichen Kern wollen wir uns heute laben. Die vielbefehdete und geschmähte Kirche soll sich uns im schönsten Glanze zeigen.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen.

Und das Erhabene in den Staub zu zieh'n:

der große Weltapostel wird uns die strahlende Herrlichkeit und Erhabenheit der neutestamentlichen Gottesstiftung um so überzeugender enthüllen. In drei Sätzen führt er uns diese Herrlichkeit der Kirche vor:

I. Ihre Diener sind Gotteswerkzeuge;

II. ihre Lehre ist lebendigmachender Geist;

III. ihr Wirken ist Befreiung und Erlösung.

I.

„Nicht tüchtig durch uns selbst, aus eigener Kraft, sondern unsere Tüchtigkeit ist aus Gott,“

So sagt der Apostel von sich und seinen Mitarbeitern im apostolischen Dienste — ein Wort, das für alle Zukunft über dem priesterlichen Amte der Kirche schwebt wie ein Wappenspruch, ein Schild- und Helmzeichen der christlichen Heerführer, ein Stirnband (2. Mos. 39, 29) des neutestamentlichen Priestertums. Alles Vertrauen des Weltapostels gründet sich auf Gott, der der Ursprung alles Segens und Erfolges des apostolischen Wirkens ist. Nicht aus sich selbst ist er tüchtig, auch nur etwas (Gutes und Heilsames) zu denken, sondern all' seine „Tüchtigkeit ist aus Gott, welcher ihn tüchtig gemacht hat, Diener des Neuen Bundes zu sein“.

Welch ein Wort, meine Andächtigen! Ist es nicht klare, volle Wahrheit? Hat nicht Gott selbst ihn wunderbar aus-erwählt, unterrichtet, mit allen Gnaden ausgerüstet, zu wunderbaren Erfolgen geführt? So durfte der Apostel von den Galatern sagen, daß sie „ihn aufgenommen haben wie einen Engel Gottes, ja wie Jesum Christum“ selber (Gal. 4, 14).

Gilt aber nicht ähnliches von allen Priestern, den Dienern des Neuen Bundes? — Ist nicht alles, was sie sind und haben und wirken, aus Gott: Ihre Sendung, Erwählung, Berufung, ihr Amt, ihr Wort, ihre Sakramente . . . kurz alles? Sind sie nicht „Diener Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes“ (1. Kor. 4, 1), wahre Gotteswerkzeuge?

a) Ihre Sendung ist aus Gott. Von jedem aus ihnen gilt das heilige Wort des Herrn: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Jo. 20, 21). Hat Christus seine Kirche für alle Zeiten gestiftet, will er, daß sie ihre heilige Aufgabe bis ans Ende der Zeiten erfülle, so gilt auch von allen ihren Dienern das Wort von der Sendung durch Christus. — Ihre Erwählung ist aus Gott: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch auserwählt und habe euch gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet“ (Jo. 15, 16).

so spricht ausdrücklich der Herr. „Wir sind Gesandte an Christi Statt“ (2. Kor. 5, 20), so verkündet feierlich der Apostel. Also Gottes Gesandte, Gottes Erwählte, Gottes Werkzeuge sind die Diener der Kirche. Im Auftrage Christi und der Kirche beten wir ja auch so oft, besonders an den Quatembertagen, zum „Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende“ (Mt. 10, 2). Die Priester sind also abermals seine Gesandten, seine Arbeiter in seiner Ernte.

b) Wie ihre Sendung, so ist auch ihr gesamtes Wirken aus Gott. Das Wort, das sie verkünden, nennen wir ja alle wie der Apostel nicht Menschenwort, sondern „Gottes Wort“ (1. Thess. 1, 13). „Aus Gott reden wir“ sagt der Apostel ausdrücklich wenige Verse vor unserer Epistel (2, 17). Mit seiner ganzen Autorität stellt sich Christus vor seine Diener hin und sagt: „Wer euch hört, der höret mich. — Ihre Sakramente sind aus Gott; sie sind ja Ausspender seiner Geheimnisse. Als Gottes Stellvertreter vergeben sie die Sünden. Was sie lösen, wird auch im Himmel gelöst. Einst riefen die Juden staunend: „Wer kann Sünden vergeben außer Gott?“ (Mt. 2, 7.) Ja, niemand außer Gott, und wer aus Gott diese Gewalt hat. Welch ein Amt aus Gott, das kein König der Erde, kein Patriarch und Prophet des Alten Bundes, kein Engel des Himmels besitzt! — Das Opfer, das sie täglich darbringen, ist aus Gott. Als Stellvertreter Christi sprechen sie bei der hl. Wandlung: „Das ist mein Leib . . .“ Welch ein Amt aus Gott, von dem der hl. Dionysius*) staunend sagt, daß es „eine englische, ja, eine göttliche Würde verleiht“. Dienend stehen die Engel vor dem Herrn, die Priester dagegen tragen ihn, gebieten ihm“, sagt der hl. Laurentius Justinian.***) Ja, welche eine

*) de coel. hierarch c. 3.

**) serm. de euchar. n. 27.

Herrlichkeit des priesterlichen Amtes! Der berühmte Kirchenschriftsteller Cassian (in catal. glor.) sagt: „O Priester, betrachtest du die Höhe des Himmels, so stehst du doch noch höher, staunst du die Herrlichkeit der himmlischen Heerscharen an, so übertrifft deine Herrlichkeit diese noch; nur deinem Gott und Schöpfer stehst du nach“. Welch eine Kirche, die solche Priester hat! Wo ist eine Religion, deren Diener so herrliche Vollmachten haben?

c) Was folgt nun aus diesen Tatsachen? Erstens, daß wir Priester uns demütig vor Gott beugen müssen, der uns eine so hohe Würde auf die Schultern gelegt hat. Wir müssen stets eingedenk sein, daß alle uns erwiesenen Ehren nicht der Person, sondern dem Amte gelten. Wenn alles, was wir sind, aus Gott ist, so müssen wir auch alle Erfolge dankbar vor dem niederlegen, der uns zu allem tüchtig macht, von dessen Kraft und Gnade wir auf Schritt und Tritt abhängen, ohne den wir nicht einmal etwas Gutes und Heilsames zu denken vermögen.

Daraus folgt aber zweitens, daß auch die Gläubigen niemals die schuldige Ehrfurcht vor der hohen Würde der Gotteswerkzeuge vergessen sollen. Gar ernst hat der Herr gesprochen: „Wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat“ (Mt. 10, 16). Wahre Gottesfurcht ist unzertrennlich verbunden mit der Achtung vor den göttlichen Werkzeugen. In einem Atem gebietet die Heil. Schrift: „Fürchte den Herrn von deiner ganzen Seele und halte seine Priester in Ehren!“ (Sir. 7, 31.) Gotterleuchtete Heilige hatten deshalb stets eine hohe Ehrfurcht vor der Würde der Diener des Neuen Bundes. Der hl. Franz von Assisi pflegte zu sagen: „Wenn ich einen Engel und einen Priester gleichzeitig treffen würde, so würde ich den Priester zuerst grüßen“. Die heil. Katharina von Siena, eine europäische Autorität, auf

deren Worte Päpste und Kardinäle, Kaiser und Könige hörten, die Tausende des Volkes bekehrt hat,*) pflegte sogar oft den Erdboden zu küssen, wo ein Priester ihn betreten hatte. —

Daraus folgt endlich, daß die Gläubigen oft für die Priester beten müssen; denn so hoch ihre Würde als Werkzeuge Gottes ist, so schwer wird auch ihre Rechenschaft sein. Der hl. Chrysostomus hat deswegen am Tage seiner Priesterweihe gesagt: „Ich brauche jetzt viele Tausend Fürbitten, damit ich am Tage des Gerichtes nicht in die äußerste Finsternis verstoßen werde.“ O Christen, betet viel und eifrig, daß Gott die Priester in unseren schweren Zeiten recht tüchtig mache, tüchtige Diener des Neuen Bundes dem Geiste nach zu sein! Je größer diese Tüchtigkeit aus Gott, desto größer die Herrlichkeit der Kirche, der Braut Christi.

II.

Nun stellt der Apostel die Lehre der Kirche dem todbringenden Buchstaben des Alten Testaments gegenüber. Welch eine neue Herrlichkeit! Hier ist lebendigmachender Geist, so daß er dieses Behramt kurz „Das Amt des Geistes“ nennt. „Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig“, so lautet der Denkspruch über der Scheidewand der beiden Testamente — eines der bekanntesten und bedeutsamsten Apostelworte, unsterblich fortklingend durch die Jahrhunderte.

Das Alte Testament sagt: „Du sollst nicht töten!“ Das ist der Buchstabe. Doch was nützt dieser, wenn das Herz voll Groll und Feindschaft ist? Groll und Feindschaft müssen also hinweg. Das ist der lebendigmachende Geist. „Wer wider seinen Bruder zürnt, ist des Gerichts schuldig,“ so lehrt die Kirche mit Christus. — „Du sollst nicht ehe-

*) Weger und Welte II, 7, 346 ff, Weiß, Weltgesch. 6, 694.

brechen!" Das ist wiederum der Buchstabe. „Wer ein Weib mit Begierlichkeit ansieht, der hat die Ehe gebrochen in seinem Herzen". — Das ist der Geist. — Gedenke, daß du den Sabbath heiligst!" „Ruh'n sollst du und keine Arbeit verrichten, du und dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd . . . dein Vieh, der Fremdling" — so lautete der Buchstabe, bei dem das Alte Testament so oft stehen blieb, ohne in den Geist des Gesetzes einzudringen. Welche Todesstarre! Sogar Kranke zu heilen, wollte man ja dem Heiland am Sabbath verbiethen. Die Kirche Jesu Christi erfüllte diesen toten Mechanismus mit lebendigem Geist: Gottesdienst, Sorge für das Seelenheil, Übung guter Werke — das ist der Zweck der Sonntagsruhe, der Kern der Sonntagsheiligung. — So war es noch in vielen andern Stücken. Buchstabendienst war es, wenn die Pharisäer streng auf genaue Verrichtung der vorgeschriebenen Anzahl der Gebete zur genau bestimmten Zeit achteten, dagegen die Andacht bei ihrem Beten, die Übereinstimmung ihres Gebetes mit ihrem Tun außer acht ließen — wenn sie die üblichen Waschungen streng beobachteten, während ihr Inneres voller Verunreinigung, „voll Moder und Totengebein" blieb. — Buchstabendienst, wenn sie die Beschneidung so streng verlangten, während sie „an Herz und Ohren unbeschnitten" blieben — hohles Buchstabenwesen, wenn sie zur Zeit des Fastens ihr Gesicht nicht wuschen, ihr Haupt mit Asche bestreuten, um als strenge Büsser in die Augen zu fallen, indes sie jeder gründlichen Befehrung abhold blieben . . .

So war der steinerne Buchstabe ohne den belebenden Geist einem toten Leibe gleich, dem die Seele fehlte. Anders die Lehre der Kirche, „das Amt des Geistes". In ihr lebt seit dem Pfingsttage der Heilige Geist, der sie erleuchtet und regiert, der Geist der unfehlbaren Wahrheit,

der sie vor falschen Auslegungen des Buchstabens, vor Verdunkelungen, Einseitigkeiten und Irrwegen der menschlichen Beschränktheit schützt. Der Hl. Geist „erinnert die Kirche an alles“, was Christus gelehrt hat, dessen Worte „Geist und Leben“ sind, „Worte des ewigen Lebens“. Er erleuchtet auch jeden einzelnen, daß er das, was recht ist, verstehe, den Buchstaben mit dem rechten Geiste erfülle und der erkannten Wahrheit nachstrebe. Der Geist ist es, der in ihr alles lebendig macht.

Doch das Wort hat noch eine tiefere Bedeutung. Der Gesezesbuchstabe verkündete nur die Gebote, brachte aber nicht die Kraft, sie zu erfüllen. Er predigte nur: „Du sollst!“ aber nicht: „Du kannst!“ Er war nur einem toten Wegweiser gleich, der den Weg zeigt, den Wanderer aber dann sich selbst überläßt. Er brachte den Menschen zum Bewußtsein seiner Schuld, ohne sie von ihm zu nehmen. Ja, durch das Gesetz wurde das Böse, weil bewußte Übertretung der Gebote, erst zur Sünde. Und diesem Zustande des geistigen Todes wurde der Mensch nun überlassen. Der Alte Bund brachte weder Gnade, noch Erlösung, noch übernatürliches Leben. So wirkte der Buchstabe in der That tötend. Selbst die Opfer des Alten Bundes hielten nur das Schuldbewußtsein wach, das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, brachten aber keine Befreiung von der Schuld, keine Erlösung, da sie dem heiligen Gott keine Genugthuung leisten konnten. So verwalteten die Prediger des Alten Bundes, wie der Apostel sagt, ein Amt der Verurteilung, der Verdammnis, weil sie nur auf Schuld und Strafwürdigkeit, Gerechtigkeit und Gericht hinweisen konnten, aber nicht auf die Barmherzigkeit, die Tilgung der Schuld durch Christi Blut.

Anders der Neue Bund. Er brachte nicht bloß die Wahrheit, sondern auch die Gnade und Kraft zu ihrer Befolgung.

Er brachte die Befreiung von der Schuld und die Erlösung. Der Hl. Geist, der in der Kirche lebt, ist der Gnadenspender und Lebendigmacher, der den Seelen das übernatürliche Leben eingießt, es nährt und vermehrt. Ja, welch ein Lebensspender, der alles mit Licht und Kraft und Gnade, Wärme, Eifer, Vollkommenheitsstreben erfüllte!

III.

Damit liegt die Herrlichkeit der Kirche im Vergleich zum alten Gesetzesbund greifbar auf der Hand. Von Moses, dem großen Diener Gottes, sagt der Apostel, daß „die Söhne Israels sein Angesicht nicht schauen konnten wegen des Glanzes“, der von ihm ausging. So herrlich war die Nähe Gottes auf jenem Gesetzesberge Sinai, daß das Antlitz des Moses jedesmal einen leuchtenden Widerschein gab, sooft Gott mit ihm geredet hatte (Exod. 34, 29 ff), derart, daß Aaron und die Söhne Israels sich fürchteten, ihm zu nahen, und daß Moses genötigt war, sein Angesicht mit einem Schleier zu verhüllen.

Meine Lieben, was war diese vergängliche Herrlichkeit, dieser äußere Glanz gegen die Herrlichkeit des Neuen Bundes, der vom hellsten Lichte des Hl. Geistes dauernd erfüllt ist? Nur vorübergehend nahte sich damals Gott. Jetzt aber heißt es: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt“. „Ich sende euch den Geist der Wahrheit, daß er in Ewigkeit bei euch bleibe“. — Unter jener „Herrlichkeit“ des Alten Bundes verstanden die Israeliten nach ihrem Sprachgebrauch auch die Offenbarung ihres Bundesgottes in der Wolke, die vor ihnen hergegangen war und über der Bundeslade im Allerheiligsten sich niedergelassen hatte, die Offenbarung Gottes in so manchem andern Wunderzeichen. Doch was war das alles gegen die Herrlichkeit der Kirche, in welcher sich der Herr

selbst dauernd niedergelassen hat und täglich seine Gnadenwunder wirkt? Was ist all dieser Glanz des Alten Bundes gegen den Heil. Geist, den die Kirche besitzt, der „alles neu erschaffen und das Angesicht der Erde erneuert hat“ (Ps. 103, 30)? „Finsternis bedeckt ringsum die Erde, aber über ihr ist die Herrlichkeit des Herrn aufgegangen“. Welch eine Herrlichkeit! „Es wandeln die Völker in ihrem Lichte und die Könige in dem Glanze, der ihr aufgegangen“ (Ps. 60). Wie herrlich ist das Sonnenlicht im Frühling mit seiner befreienden, erlösenden Kraft! Welch eine Fülle übernatürlichen Lichtes ist erst durch die Kirche über den Erdball geflossen! Welch ein Frühling, der Millionen Lebenskeime weckte, ein neues Zeitalter heraufführte, neues Lebensblut in die Adern der Menschheit leitete (Veo XIII.)! Sie war ja das Salz der Erde, das von Fäulnis befreite, der Sauerteig, der alles durchsäuerte und aus Todesstarre erlöste. Sie hatte ja zunächst das Zaubermittel, von dem schweren Druck der Sündenschuld, dem Schlimmsten, was die Erde kennt, der Wurzel aller Übel, zu befreien. Das Zaubermittel nennt der Apostel: „Das Amt der Rechtfertigung“. Welch ein herrliches Amt, aus der Knechtschaft des Satans zu befreien, die Sklavenketten der Leidenschaften zu lösen! Das Bußsakrament besonders ist der Quell jener Rechtfertigung, Befreiung und Erlösung. Hier ist das „Ventil für Lebensunlust und Lebensüberdruß, für den furchtbaren Druck der Schuld“. (v. Keppler). „Man kann nicht leugnen, daß diese Einrichtung (die Beichte) nur das Werk der Weisheit Gottes ist, und gewiß hat das ganze Christentum nichts Lobenswerteres aufzuweisen“, so lautet ein berühmtes Wort des protestantischen Philosophen Leibniz am Ende des 17. Jahrhunderts. Ja, nichts Lobenswerteres als dieses Amt, zu

befreien von dem Riesendruck der Schuld, von jenen gefährlichen Lasten, die das Wohl der Gesellschaft unterminieren, geheimen Sünden der Unlauterkeit, Entweihung der Ehe, dieser Quelle der Völkerwohlfahrt, Trunksucht, Feindschaften, Schädigung des Eigentums, sozialen Schäden, Umsturz . . Die ganze Welt kennt keine Anstalt von so heilsamer Wirkung, „kein Gericht von solchem Einflusse, das so die verborgene Tat erreicht, mit solcher Gewalt die Gewissen lenkt“ (Hettinger). O herrliches Amt der Rechtfertigung von unvergänglichem Glanze!

Wohin wir auch schauen, die glanzvolle Geschichte der Kirche ist die eines herrlichen Befreiungskrieges der Menschheit. Die Abschaffung der Sklaverei, des verrohenden Gladiatorenwesens, die Emporhebung der Frau, des Kindes, des Arbeitsstandes aus Verachtung, Entrechtung, Knechtung ist ihr Werk. — Daß Europa nicht von den Hunnen, Tartaren, Türken, Mongolen vielleicht für immer verschlungen wurde, ist unbestritten das Werk der Kirche und ihrer Päpste. Als ganze Reiche zur Zeit der Völkerwanderung in Trümmer sanken, wandelte die Kirche mit dem Zauberstabe des Kreuzes die wilden Horden um und befreite die Welt. Als ganz Europa vor dem Islam zitterte, war es der Einfluß der Kirche, der Kultur und Zivilisation von dem Verderben erlöste. — Als im Mittelalter die Herrschaftsgelüste der Kaiser die Religion zu verweltlichen und die Völker zu knechten drohten, brachte nach dem Urtheil selbst protestantischer Geschichtsforscher die Kirche allein Rettung und Befreiung. — Wie oft war die Gotteskraft, die sie in sich barg, in Zeiten großer Ummälzungen, als alles wankte und schwankte, und innere Feinde an Mark der Menschheit fraßen, die Retterin in der Not! —

Wie ein segnender Engel ist die Kirche über die Erde hingeschritten durch die Übung der Caritas an den Kranken, Siechen, Aussätzigen, Verlassenen, Leidenden aller Art, überall aus Not und Tod befreiend und erlösend. Millionen und aber Millionen von Anstalten der Caritas blühten in allen Ländern unter ihren segnenden Händen empor: Wahrlich, ein Amt lebendigmachenden Geistes, das sie verwaltet, wahrlich ein herrlicher Glanz, der da leuchtet von Jahrhundert zu Jahrhundert und leuchten wird bis ans Ende der Zeiten!

Darum lieben wir die Kirche, verteidigen wir sie, arbeiten und kämpfen wir für sie mit allen unsern Kräften! Amen.

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten. Der Glaube und die Werke.

... damit die Verheißung durch den Glauben an Jesum Christum zuteil werde denen, die glauben. Gal. 3, 22. (16—22.)

„Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen!“ Das ist das trostreiche Wort, das am Ende des heutigen Evangeliums steht, ein herrliches Wort, von dem ich wünsche, daß es der Heiland einmal zu einem jeden von euch am Ende eures Lebens sprechen möge: „Gehe getrost hin in die Ewigkeit; dein Glaube hat dir geholfen!“

Auch aus der heutigen Epistel leuchtet uns die Kostbarkeit des Glaubens trostreich entgegen. Die Worte scheinen uns zwar schwer verständlich, um so klarer aber ist der Sinn, wenn wir sie im ganzen Zusammenhange der paulinischen Beweisführung betrachten. Der Apostel bekämpft die Behauptung jüdischer Irrlehrer, daß die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, besonders der Beschneidung, zur Seligkeit notwendig sei, daß der christliche Glaube nichts nütze, wenn man nicht die jüdischen Gesetzeswerke übe. Demgegen-

über sagt Paulus: Gott hat schon mit Abraham einen Bund der Verheißung geschlossen, daß in seinem Namen alle Völker der Erde gesegnet werden sollten (B. 8). Dieser Segen, die große „Erbenschaft“ des Neuen Bundes, kommt also nicht von dem mosaischen „Gesetz, welches erst 430 Jahre später gegeben wurde“, sondern „kraft der Verheißung.“ „Wozu nun aber das Gesetz?“ „Der vielen Übertretungen wegen ist es gegeben worden“ als ein Zuchtmeister (B. 24), der die Kinder der Verheißung immer wieder zur Treue gegen Gott erziehen sollte, damit sie der Verheißung nicht unwürdig werden. Es glich einem Gewahrsmann, in dem das auserwählte Volk „verschlossen“ (22) und gegen Gefahren gehütet wurde bis zur Fülle der Zeit. Das Gesetz, welches dem Moses, dem „Mittler“ zwischen Gott und dem Volke, von den „Engeln“ als Boten Gottes, auf Sinai gegeben wurde, ist also nur Mittel zum Zweck. Es mußte daher aufhören, als der Zweck erreicht war, als die Erfüllung der Verheißung durch Christus gekommen war. Nun braucht man keine verschiedenen Mittler und kein vermittelndes Gesetz mehr, sondern von dem „einen“ Gott wird nun „die Verheißung durch den Glauben an Jesum Christum allen denen zuteil, die glauben“.

Meine Lieben! Der Glaube an Christum, das Ziel der Verheißung, war also der Heilbringer, der Seligmacher für die Juden, er ist es erst recht für uns. Das leuchtet hell und klar jedem ein. Wie steht es nun aber mit den Werken im Neuen Bunde? Welches ist das Verhältnis zwischen Glauben und Werken? Das ist die große Frage, die sich uns allen aufdrängt. Wir antworten:

- I. Der Glaube ist es, der uns selig macht;
- II. Er muß aber lebendig sein in den Werken.

I.

Der Glaube also ist es, der uns selig macht — das ist der Satz, der wie in Erz gegossen in der Epistel und im ganzen dritten Kapitel des Galaterbriefes vor uns steht. Wie eindringlich lautet schon der erste Vers des Kapitels: „O ihr unverständigen Galater, wer hat euch bezaubert, der Wahrheit nicht zu gehorchen, euch, denen Jesus Christus vor die Augen gezeichnet ist, als wäre er unter euch gekreuzigt?“ Heilige Erregung, tiefer Ernst durchzittert die Worte des Apostels. In glühenden Farben hatte er ihnen Christum, den Gekreuzigten, gezeichnet. Zum Greifen hatte er ihnen Leben und Tod Christi vor Augen gerückt, besonders das blutige Schauspiel von Golgatha, als hätten sie dieses Geheimnis des Glaubens selbst erlebt — und jetzt? Welch ein Unverstand: Den Glauben an Christum wollen sie gegen die Werke des alttestamentlichen Gesetzes eintauschen! Wie ein blitzendes Schwert gegen die dämonischen Gewalten, welche seine Galater so betört und bezaubert haben, faust das Wort ihnen entgegen: „Die Verheißung wird durch den Glauben an Christus zuteil denen, die glauben, und nicht durch das Gesetz“. Oder wie es einige Verse später heißt (B. 26): „Ihr alle seid Kinder Gottes durch den Glauben, der in Christus Jesus ist“.

Meine Andächtigen! Auch heute noch ist dies eine wichtige, ernste Wahrheit. Auch heute noch sollte dieses Schwert der Wahrheit denen entgegenblitzen, die den Glauben an Christus entbehren zu können meinen und allerhand Ersatzmittel anpreisen wollen. Wer hat nicht schon gehört von jenen Verfechtern einer glaubenslosen Moral, die da meinen, man könne die sittlichen Grundsätze des Christentums annehmen, jedoch ohne den Glauben an den anzu-

nehmen, der sie verkündete; es genüge, ein „rechtschaffenes Leben“ zu führen, ohne dem christlichen Glauben zu huldigen? Wir leben ja in einer Zeit, der es immer wieder öffentlich gepredigt wird, daß die Simultanschule das Ideal der Zukunft sei, daß die Kinder der verschiedenen Konfessionen in der Schule gemeinsamen „Religionsunterricht auf biblischer Grundlage erhalten sollen, unter Ausschluß der Glaubenslehren . . .“ „Glaubenslose Schule“ sagt man, und glaubensfeindliche Schule meint man. Diese und ähnliche Bestrebungen haben sich ja geradezu zu einer modernen Gefahr ausgewachsen . . . — Statt des Glaubens an Christus predigen manche den Glauben an den „Allvater“ oder Wodan, an Stelle der kirchlichen Gotteshäuser wollen sie den „Tempel der Natur“ setzen, an die Stelle des sonn- und festtäglichen Gottesdienstes „Wandern, Spiel und Sport“, allenfalls „Waldbandachten“, an die Stelle des Katechismus „naturgeschichtliche, populärwissenschaftliche Aufklärung“. Nur hinweg mit dem Kreuze Christi aus den Schulen, von Wegen und Stegen . . .! Kurzum, aus allen diesen Bestrebungen klingt heraus: Der christliche Glaube, besonders die Dogmen der katholischen Kirche sind ein entbehrlicher, ja, schädlicher Überrest aus überwundenen Zeiten und gehören nicht in die „Religion der Zukunft“.

Allen diesen Fälschmünzern gilt es, das Wort des Apostels zuzurufen: „Die Verheißung wird denen, die glauben,“ oder jenes andere desselben Apostels: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen“ (Hebr. 11, 6). Auch der Mund des Herrn, der so gern von Liebe, Milde und Segen überfloß, verkündete ein Wort, ernst und drohend, klar und entschieden, daß es Mark und Bein scheidet (Hebr. 4, 12): „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden“ (Mt. 16, 16).

„Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet“ (Jo. 3, 18). — Auch die Vernunft predigt diese Wahrheit von der unbedingten Notwendigkeit des christlichen Glaubens. Wozu haben die Apostel dann, wie Paulus, ihren Gemeinden Jesum Christum vor die Augen gezeichnet, wozu mit so lebhaften Farben das Bild des Gefreuzigten ihnen vorgestellt, wenn der Glaube an ihn nicht notwendig war? Wozu sind sie für diesen Glauben in den Tod gegangen? Wozu ist Christus überhaupt auf die Erde herabgestiegen, wozu hat er Wunder an Wunder gereicht, wozu hat er mühsam gepredigt und gewirkt, wofür ist er nach drei Jahren öffentlicher Tätigkeit in den blutigsten und schändlichsten Tod gegangen? Bloß um eine neue Sittenlehre aufzustellen? Nein, überall verlangt er den Glauben. Sein ganzes Wirken zielt darauf ab, denen, die nicht an ihn glauben wollen, gleichsam diesen Glauben abzurufen. Dazu seine Wunder, dazu der beständige Hinweis: „Wollt ihr nicht meinen Worten glauben, so glaubet doch meinen Werken“ (Jo. 10, 38). „Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen!“ (Evang.) „Wahrlich, solch Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“ „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“ . . .

Mit lauter Stimme rief Jesus: „Wer an mich glaubt, der glaubt . . an den, der mich gesandt hat“ (Jo. 12, 44). Kann jemand entschiedener den Glauben an sich verlangen? Geradezu blickhell aber beleuchten unsere Wahrheit die Worte des Herrn: „Wenn ihr nicht glaubet, daß ich es bin, so werdet ihr in eurer Sünde sterben“ (Jo. 8, 24). Unglaube gegen ihn ist also ein Vergehen und führt in den Tod. Den ganzen Zweck seiner Ankunft, seines Wirkens auf Erden faßt der Heiland kurz und klar zusammen: „Das ist das Werk Gottes, daß ihr an den glaubet, welchen er gesandt hat“ (Jo. 6, 29). Nur soll einer

noch die Stirn haben, zu behaupten, der Glaube an Christus sei entbehrlich! Nein, ohne diesen Glauben keine Verheißung, keine Seligkeit.

Die erhabene Sittenlehre Christi preisen, an seine Gottheit aber nicht glauben, ist also ein Unding. Dem „großen Weisen von Nazareth“, „dem edelsten Reformator der Menschheit, im Tempel des Genies und der Humanität den ersten Platz einräumen als dem unübertrefflichen Ideal sittlicher Größe“ (David Strauß), zugleich aber den Glauben an ihn verwerfen, ist der ärgste Widerspruch; denn dieses Ideal sittlicher Größe hat sich eben oft und öffentlich als Gottes Sohn bezeichnet und den Glauben an sich verlangt. Er ist also entweder wirklich der anbetungswürdige Gottsohn, oder er ist ein Lügner, Gotteslästerer — oder ein Wahnsinniger, der nicht wußte, was er redete. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.

Was nützt ferner die schönste Sittenlehre, wenn der Glaube die Menschen nicht an sie bindet, wenn der die Neuerer verkündende Lehrer keine Autorität hat, solche Gebote zu geben? Dann ist die ganze Sittenlehre nichts als ein schönes, unverbindliches Beispiel, etwa wie wenn ein Sittenroman ein schönes Idealbild eines Menschen zeichnet. Hat man es gelesen, klappt man das Buch zu und sagt: „Das war ja ganz schön, aber was geht das mich an? Mir ist die Sünde lieber, einträglicher.“ Ganz anders bei der Sittenlehre Christi. Hier steht einer vor uns, der nicht bloß lehrt, sondern der gebietet wie einer, der Macht hat. Hier gibt einer mit göttlicher Autorität Gebote, die über eine Ewigkeit entscheiden.

Nein, meine Andächtigen, jener Glaube allein ist vernünftig, er ist notwendig, er ist unser Heil. Nur durch den

Glauben an Jesum Christum wird uns die Verheißung der ewigen Erbschaft zuteil. „Es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, durch welchen wir selig werden sollen. Es ist in keinem andern Heil“ (Apg. 4, 12). Der Glaube an Christus war schon im Alten Bunde das Heil, wie der Apostel ausführt, erst recht im Neuen Bunde. Da gibt es keinen Ersatz, weder das Gesetz, noch sonst einen. Entweder selig durch Christus oder verdammt und gerichtet. Von Abraham sagt der Apostel wenige Verse vor unserer Epistel: „Er glaubte, und dies ward ihm zur Gerechtigkeit angerechnet“ (R. 6; 1. Mos. 15, 6). Er glaubte der Verheißung von „dem Samen, welcher ist Christus“. Dieser Glaube an den verheißenen Samen schien schon durch das Dunkel des Sündenfalles hindurch wie ein Morgenstern. Auf diesen Messias-Glauben beziehen sich alle Verheißungen und Offenbarungen des Alten Bundes. Auf die Gestalt des Messias deutet die ganze Geschichte Israels, zahllose Sinnbilder, Zeichen, Gleichnisse, Geschehnisse hin. Alles dient dazu, die einzelnen Züge seines Bildes vorzuzeichnen und den Glauben an ihn zu wecken, wie Stern an Stern den nächtlichen Himmel erhellt. Im (11. Kap. des) Hebräerbrie(f) zeigt der Apostel ganz ausführlich, wie dieser Glaube das Heil des Alten Bundes war, das Heil Abels, Noas, Isaaks, Jakobs, Josephs, Moses', Davids. . . „Im Glauben sind sie alle gestorben und haben das Verheißene nur von fern angeblickt und begrüßt“ (R. 13). Immer und immer wieder heißt es von allen: Im Glauben haben sie gelebt, im Glauben gewirkt, im Glauben, durch den Glauben gesiegt und überwunden. Und dann fügt er als herrlichen Schlußstein des Beweises das Wort hinzu: „So laffet uns denn hinblicken auf den Anfänger und Vollen der des Glaubens, auf Jesus“. Jesus.

ist also das A und das O, der Anfang und das Ende (Off. 21, 6) alles Glaubens und aller Religion, der Eckstein, an dem sich die Geister scheiden, das Zeichen entweder des Glaubens oder des Widerspruches, der Auferstehung oder des Falles. Entweder selig durch den Glauben an ihn oder verdammt und gerichtet.

Und was von diesem Glaubenssag, das gilt auch von den übrigen, welche die von Christus gestiftete unfehlbare Kirche uns vorstellt, sie, „die Säule und Grundfeste der Wahrheit“ (1. Tim. 3, 15). Glauben wir alles freudig, was sie lehrt; denn ihr Wort ist Christi Wort, der das Haupt der Kirche ist, ihr Wort ist das Wort des Heil. Geistes, der in Ewigkeit bei ihr wohnt, es ist das Wort der Felsenkirche, für die Gott in den Stürmen der Jahrhunderte gesprochen, es ist das Wort der heiligen Kirche, für die Millionen Märtyrer zeugten, für die Gott selbst in seinen Heiligen Zeugnis abgelegt hat! — Glauben wir fest! Welch eine Beleidigung: Gott spricht, und der Mensch leugnet! Er glaubt täglich den Menschen, die da irren und lügen, und will Gott, der ewigen Wahrheit, nicht glauben. Ja, der Unglaube ist eine schmählische Verunehrung und Verachtung der Majestät Gottes.

Seien wir auch nicht gleichgültig gegen den Glauben. Wo Gott spricht über die höchsten, heiligsten, wichtigsten Dinge, da darf es keine Gleichgültigkeit geben. Es handelt sich beim Glauben um die Grundlage deines Lebens und Seins, deiner Ewigkeit, von der du nur durch eine ganz dünne Wand, deinen hinsäfalligen Leib, getrennt bist, der jeden Tag zusammenbrechen kann. Merk es wohl: Die Verheißung wird nur denen zuteil, die glauben.

Von nun an sei der Glaube uns allezeit das erhabene Zeichen des Heiles. Es sei unser Glück, unser Stolz, unser Trost, unsere Hoffnung, mit diesem „Zeichen“ zu leben und zu sterben. (Can. Missae, Mem. mort.) Das Wort des hl. Bischofs Tacianus sei unsere Losung: „Christ ist mein Name, Katholik mein Zuname“.

II.

Meine Andächtigen! Wenn der christliche Glaube der Heilbringer ist, sind dann die guten Werke unnütz? Ist Luthers Lehre wahr: „Der Glaube allein macht selig“? Bekanntlich hat dieser „Reformator“ zu dem Worte des Apostels Paulus (Röm. 3, 28): „Wir halten dafür, daß der Mensch gerechtfertigt werde durch den Glauben, ohne des Gesetzes Werke“ — fälschlich das Wort „allein“ hinzugefügt. An jener Stelle, wie auch in der heutigen Epistel, spricht jedoch Paulus — wie wir bereits gesehen haben — einzig und allein von den jüdischen Gesetzeswerken, Beschneidung, Reinigungen . . . Dieses mosaische Zeremonialgesetz stellt er dem christlichen Glauben gegenüber und lehrt: Durch den christlichen Glauben werden wir gerechtfertigt, nicht durch das Gesetz. Er spricht aber keineswegs von den guten Werken des Christen. Von allen unbefangenen Auslegern der Heil. Schrift, auch protestantischen, wird heute zugegeben, daß jene Stelle nur so verstanden werden kann. Luther hat in diese Stelle also etwas hineingelegt, was gar nicht darin liegt. Es fällt dem hl. Paulus nirgends ein, dem toten Glauben rechtfertigende Kraft zuzuschreiben. Im selben Galaterbriefe, wenige Verse vor unserer Epistel, schreibt er: „Der Gerechte l e b t aus dem Glauben“ (11). Also l e b e n d i g, nicht tot muß der Glaube sein. Noch klarer spricht er dies zwei Kapitel später aus: „In Christo

Jesu gilt nicht Beschneidung . . . , sondern der Glaube, d e r d u r c h d i e L i e b e w i r k s a m i s t" (Gal. 5, 6). Deutlicher kann man den ganzen Fragepunkt nicht lösen: Nicht die Gesetzeswerke gelten mehr im Christentum, sondern der Glaube, der sich in den Werken der Liebe betätigt. Ja, zu allem Überfluß: Derselbe Weltapostel, der so häufig und so entschieden den jüdischen Eiferern gegenüber den Glauben als Heilbringer preist, derselbe verkündet: „Wenn ich auch alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die L i e b e nicht, so wäre ich n i c h t s" (1. Kor. 13, 2). Also der Glaube allein macht nicht selig, er muß sich in Werken der Liebe auswirken. Und wie er hier die Werke der Liebe verlangt, ebenso entschieden verlangt er an anderer Stelle die Werke der A n d a c h t, der A b t ö t u n g, Selbstüberwindung, wie wir schon oft genug gehört haben. Anders konnte auch ein Jünger des Herrn nicht lehren. Hat der Heiland nicht sonnenklar gelehrt, daß er im Gericht nach den guten Werken eines jeden entscheiden wird: „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist . . ." (Mt. 25)? Als ihm selbst erwiesen will er ansehen, was man dem geringsten Bruder getan. Welche Bedeutung müssen diese Werke in Gottes Augen haben, wenn sogar ein Trunk Wasser, das Scherflein der Witwe Lob und Lohn verdient, wenn jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, ausgehauen und ins Feuer geworfen wird! Wenn man verächtlich von katholischer, papistischer Werkgerechtigkeit spricht, welche sich selbst, anstatt den Verdiensten Christi, die Rechtfertigung zuschreibe, so hat man nie einen katholischen Katechismus in der Hand gehabt. Jeder katholische Christ weiß, daß alle guten Werke ihre Verdienstlichkeit nur von den unendlichen Verdiensten Jesu Christi haben, dessen lebendige Glieder wir durch die heiligmachende

Gnade werden. Christus ist der Weinstock, wir sind die Reben. Aus dem Weinstock zieht die Rebe die Kraft, gute Trauben hervorzubringen, nicht aus sich selbst . . . — Daß nicht bloß der Glaube, sondern auch die aus ihm fließenden guten Werke durchaus notwendig sind, sagt vollends die Heil. Schrift, die doch in allen Theilen Gottes Wort ist, so auffällig bestimmt, daß man meint, der Heil. Geist habe jene verwüstende Irrlehre zum voraus mit aller nur erdenklichen Entschiedenheit ausschließen wollen: „Was nützt es, wenn jemand sagt, er habe den Glauben, aber die Werke nicht hat? Kann etwa der Glaube ihn seligmachen? . . . Der Glaube ist, wenn er keine Werke hat, in sich selbst tot . . . Aus den Werken will ich dir meinen Glauben zeigen. Du glaubst? Auch die Teufel glauben und zittern. Willst du einsehen, o eitler Mensch, daß der Glaube ohne die Werke tot sei?“ (Jak. 2, 14, 17 f.) So wenig also der Glaube ohne Betätigung den Teufeln nützt, so wenig auch uns. Welche Klarheit, die nur vorgesezte Böswilligkeit und Verblendung verkennen konnte!

Danken wir Gott für diese Klarheit, die unser ganzes Leben erhellt und in die richtige Bahn lenkt! Den Glauben wollen wir immer mehr in uns befestigen. Er ist das **Fundament**, auf dem die guten Werke ruhen, eine Grundlage, so fest und so breit, daß das ganze Leben darauf aufgebaut werden kann, und wäre es noch so lang, eine Grundlage so stark, daß man die höchsten Höhen darauf bauen kann, wie so schön der Apostel Judas Thaddäus sagt: „Geliebteste, bauet euch fest auf eueren allerheiligsten Glauben!“ (B. 20.) — Der Glaube ist das **Licht**, das unser Leben erhellt. Aber das Licht kann nicht leuchten, ohne zugleich zu wärmen. Löscht die Kerze

aus, so ist beides verschwunden: Licht und Wärme, Glauben und Werke. Dagegen „das vom Glauben erfüllte Herz gleicht einem gottgeweihten Altare, auf welchem ein beständiges Feuer brennt, das seine Flammen unaufhörlich aufsteigen läßt“, sagt der hl. Gregor d. Gr. Wir können hinzufügen: „das eine beständige Wärme um sich verbreitet in den aus ihm fließenden Werken“. — Der Glaube ist die Wurzel, die Werke sind der Baum mit Blättern, Blüten, Früchten. Stirbt die Wurzel ab, so auch der Baum. Wird die Wurzel gepflegt, lebendig und gesund erhalten, so sproßt aus ihr der Baum herrlicher Tugendwerke auf, das arme Erdenleben lieblich zu schmücken. Wie schlicht und schmucklos, unscheinbar und trocken sieht solch eine Wurzel aus! Doch welch ein herrliches Leben, welch prangende Schönheit, welche Fülle der Kraft wächst aus ihr hervor! So ist auch der Glaube schlicht, demüthig, voll Einfalt, von vielen verachtet. Wie reizlos erscheint manchem der Katechismus und seine Lehren! Pflanze diese Lehren aber tief in dein Herz, so sind sie die Wurzel alles Großen und Schönen, das im Leben der echten Christen uns so erfreut, rührt, zur Bewunderung hinreißt (Bischof. Eberhard)!

Wohlan, mein Christ, nach solchem Glauben strebe fortan mit allem Eifer! Allen, die so glauben, wird die herrliche Verheißung durch Jesus Christus zuteil. Amen.

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Der Sieg des Geistes über das Fleisch.

Wandelt im Geiste . . . Die, welche Christi sind,
haben ihr Fleisch gekreuzigt.

Gal. 5, 16. (16—24.)

Einen Rahmen von lauterem Gold und kostbaren Edelsteinen sollte man suchen, um die heutigen Epistelworte darein zu fassen, einen Rahmen, würdig, so goldene Worte zu umkleiden, um sie dann allen Christen als ein Kleinod von unbezahlbarem Wert vor Augen zu stellen, daß sie darin lesen alle Tage ihres Lebens, sie zur Seite haben wie einen Talisman in der Stunde der Versuchung, wie einen Wegweiser auf der Reise in das Gelobte Land des Jenseits, sie umklammern wie einen Rettungsanker in den Stürmen des Todeskampfes. —

Es gibt Völker, die besitzen uralte Verfassungsurkunden, die sie als ihre Magna Charta, als den großen Freiheitsbrief bezeichnen, der ihre heiligsten Rechte verbürgt. Mit großer Verehrung umgibt die ganze Nation diese wertvolle Urkunde, dieses Staatsgrundgesetz und beruft sich darauf im Kampf um ihr Recht.

Meine Andächtigen! Wir haben in der heutigen Epistel vor uns die Magna Charta der vielverkannten kathol. Kirche, die Hauptgrundsätze der kathol. Moral- und Erziehungslehre, wichtige Artikel der Verfassungsurkunde der katholischen Kirche, das Grundgesetz des katholischen Vollkommenheitstrebens, den Freiheits- und Adelsbrief der katholischen Religion!

Noch mehr! Unsr Epistel enthält das Richtwort für die große Scheidung am Tage des Gerichtes. Auf kirch-

lichen Darstellungen des Weltgerichtes (Brev. Rom. Adv.) hält ein Engel denen auf der linken Seite ein aufgeschlagenes Buch entgegen mit dem Schreckenswort der heutigen Epistel: „Opera carnis, die Werke des Fleisches“, denen auf der rechten Seite das Segenswort: „Fructus spiritus, die Frucht des Geistes“. Die heutige Epistel enthält in der That die kürzeste Formel des Gerichtsurtheils, das Scheidewort der Gerichteten.

Geliebteste! Sollen wir also diese apostolische Urkunde nicht mit Ehrfurcht und Andacht betrachten? Möge uns der Heil. Geist heute zur Seite stehen, daß diese Stunde entscheidend, heilbringend werde für unser ganzes Leben! Wir erwägen die einzelnen Artikel unserer heil. Urkunde:

- I. Die Begierlichkeit des Fleisches,
- II. die Kreuzigung des Fleisches,
- III. den Wandel im Geiste.

I.

Kurz und klar, mit wenigen Strichen zeichnet der Apostel das Bild des gewaltigen Krieges, der sich vom Paradiese an durch die ganze Weltgeschichte hinzieht, des Krieges, der in jeder Menschenseele tobt von früher Jugend an bis zum Grabe: „Das Fleisch gelüstet gegen den Geist und der Geist gegen das Fleisch; denn diese sind einander entgegen“. Dieser Kampf im Innern des Menschen zwischen Geist und Fleisch, zwischen den besseren Regungen und den niederen Trieben hat zu allen Zeiten das menschliche Forschen und Grübeln beschäftigt. Falsche Schlüsse aus der Macht der bösen Begier in uns waren oft genug der Ausgangspunkt zu tiefgreifenden Irrlehren. Man sagte die Menschennatur sei von Grund auf verdorben; jegliche Regung in ihr, jeder ihrer Willensakte sei etwas an sich,

Böses und Verdammenswerthes; der menschliche Wille, von dieser Begierlichkeit getrieben, sei unfrei und unfähig zum Guten (Jansenisten, Reformatoren). . .

Der Apostel und mit ihm die Kirche lehrt nur, daß „das Fleisch gelüstet wider den Geist, so daß wir nicht alles tun dürfen, was wir wollen“. Trotz Taufe und Gnadenstand, trotz Heiligung der Christenseele durch den Heil. Geist bleibt die böse Begierlichkeit im Menschen zurück, beständig zurück und muß daher beständig bekämpft, abgetödtet, gekreuzigt werden. Doch sie kann überwunden werden, so daß wir „die Gelüste des Fleisches nicht vollbringen“. Die menschliche Natur ist zwar durch die Erbsünde verdorben, zu Sünde und Leidenschaft geneigt. Aber durch den Heil. Geist, der in der Christenseele wie in einem Tempel wohnt, werden die Seelenkräfte des Menschen gestärkt, gehoben und geadelt, so daß der in diesem Geiste wandelnde Christ obsiegen kann und muß, wenn er seine Pflicht erfüllt.

Gewiß, meine Lieben, von allen Feinden unseres Heiles ist diese Begierlichkeit unsrer verdorbenen Natur der gefährlichste, gefährlicher als die Welt und ihre bösen Beispiele, gefährlicher als die dämonischen Mächte der Hölle. Denn alle diese können nichts ausrichten, ohne daß jener Feind in unsrer Brust ihr Bundesgenosse wird und Thür und Thor der Seele aufthut.

Wie groß die Gefährlichkeit dieses Feindes ist, steht schon mit unverlöschlicher Schrift für alle Zeiten über den Pforten des Paradieses geschrieben. Denn die Begierlichkeit der ersten Menschen nach der verbotenen Frucht zog die unheilvolle Wolke des Fluches über dem Orte des Glückes zusammen. — Mit eindringlicher Stimme predigte Gott weiter

die Gefährlichkeit des Feindes in unsrer Brust, als die zweite Untat aus Kains Herzen ihre finsternen Schatten über die Erde warf: „Die Begier aber soll unter dir sein, und du sollst über sie herrschen“ (1. Mos. 4, 7).

Die furchtbare Gefahr des Fleisches tönt heraus aus den brausenden Wassern der Sündflut, den rollenden Donnern, zuckenden Blitzen, krachenden Trümmern, tobenden Elementen jenes gewaltigen Gottesgerichtes, das durch die Verderbtheit des Fleisches heraufbeschworen war. Denn also rief wie Donnergrollen die Stimme der zürnenden Gerechtigkeit: „Alles Fleisch hat seinen Weg verderbt auf Erden. . . Alles Denken ihrer Herzen ist immerdar auf das Böse gerichtet. . . Mein Geist kann nicht bleiben im Menschen; denn sie sind Fleisch geworden“ (1. Mos. 6).

Und welche erschütternde Sprache redet das Feuer und der Schwefel über Sodom und Gomorrha von dem Gellüsten des Fleisches! — Klingt es nicht auch von dem flammenden, bebenden, rauchenden, von Blitz und Donner umtobten Sinai zweimal so eindringlich: „Du sollst nicht begehren! Du sollst nicht begehren!“? Das war der Schluß jener Gottespredigt vom Sinai, die in den Klüften und Felschluchten der Bergkolosse ein so gewaltiges Echo fand.

Doch wozu noch weiter die Stimmen Gottes anführen, die wie ein Menetekel durch alle Jahrhunderte vor den Gefahren der Fleischestriebe warnen? Der Apostel sagt: „Offenkundig sind die Werke des Fleisches?“ Ach, so offenkundig, daß sie greifbar vor aller Augen liegen. Die Welt ist erfüllt von jenen giftigen Früchten, die aus der ungezügelten, unbeherrschten Begierlichkeit herauswachsen. Es ist ein ganzes Sündenregister, das der Apostel anführt: „Offenbar sind die Werke des Fleisches: Hurerei, Unreinigkeit, Un-

zucht, Heilheit — Abgötterei, Zauberei — Feindschaft, Haß, Neid, Born, Hader, Uneinigkeit (Spaltungen), Kezerei, Mißgunst, Todschlag, Völlerei, Schwelgerei.“ Und noch ist die unheil schwere Liste nicht abgeschlossen. Noch heißt es weiter: „Und was dergleichen ist.“ Wer zählt und beschreibt all den Unsegen, Fluch, den diese schwarzen Gestalten der Sünden und Laster durch alle Zeiten verbreitet haben? Wie ein Chor der Rache schreiten sie über die Erde hin, diejenigen schon im Diesseits verfolgend und verderbend, die des Fleisches Gelüsten nicht bekämpfen. Wie viel Niedriges, Gemeines, Menschenunwürdiges, Tierisches, wie viel Bitterkeit, Jammer, Tränen, Not wäre der Erde erspart geblieben, wenn jene Fleischestriebe nicht so ungezügelt ihr tyrannisches Regiment führen dürften! Offenkundig sind zunächst die Sünden der Unlauterkeit und Unmäßigkeit Werke des Fleisches im größten und eigentlichsten Sinne. Aber auch die Sünden des Bornes, Hasses . . . mit ihrem großen Gefolge sind nichts anderes als das ungezügelte Aufbegehren von Fleisch und Blut, Mangel an Geistes Herrschaft. Und daß Unglaube, Irrglaube, Aberglaube oft nicht aus dem Kopfe, sondern aus dem leidenschaftserfüllten Herzen entspringen, lehrt der Herr selbst: „Die Menschen lieben die Finsternis mehr als das Licht; denn ihre Werke waren böse“ (Jo. 3, 19).

Und ist es heute wirklich, wie man rühmt, durch den „Triumph der Geisteskultur“ besser geworden? Ja, man sucht wohl nach allerhand Feigenblättern, die Schmach der Fleischeswerke zu verhüllen, man rühmt wohl „Europens übertünchte Höflichkeit“, aber ach, es sind nur zu oft übertünchte Gräber, die wir unter der glitzernden Hülle entdecken. Die verfeinerte Form, der Firnis der Kultur überdeckt oft nur eine um so größere Bosheit und Verderblichkeit der Fleisches-

werke. „Sie sind Fleisch geworden“, das gilt trotz aller Beschönigungen mehr als je von der Sündflut unserer Zeit.

Wehe, auf dem Hintergrund dieses traurigen Gemäldes stehen die schaurigen Worte: „Daß die, welche solches tun, das Reich Gottes nicht erlangen werden. Nachdrücklichst betont der Apostel, daß er dies den Galatern „schon gesagt“ habe und nun mit allem Ernste wiederhole. Auf Erden also so viel Weh und Jammer, die aus jenen giftigen Früchten entspringen — denn „die fleischliche Gesinnung ist der Tod“ (Röm. 8, 6), „vom Fleische erntet man Verderben“ (Gal. 6, 8) — und dahinter flammt das prasselnde Feuer des ewigen Abgrundes auf, das jene Werke des Fleisches erwartet!

II.

1. Was ist also zu tun bei dieser großen Gefährlichkeit der Begierlichkeit? Der Apostel sagt es uns: Wir müssen das Fleisch kreuzigen samt seinen Lasten und Gelüsten. Das ist freilich ein hartes unverständliches Wort für die Kinder unsrer genußsüchtigen, verweichlichten Zeit. Das Wort von der Selbstkreuzigung ist ihnen eine Torheit und ein Ärgernis, wie das Wort vom Kreuze den Juden und Heiden. Man spottet und höhnt über „diese Ausgeburt des finsternen Mittelalters, des überspannten Mönchtums“. Selbstkreuzigung, Askese? Beim bloßen Hören des Namens überläuft es viele kalt. Dann müssen sich diese Scheinschriften aber auch mit unserm Herrn und Heiland auseinandersetzen, der ebenso klar und entschieden sagt: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich. . .“ (Mt. 9, 23). Also ohne Selbstverleugnung kein Christ. Ebenso sagt der Apostel:

„Die, welche Christi sind, haben ihr Fleisch gekreuzigt“. Selbstverleugnung ist also das Kennzeichen, Unterscheidungsmerkmal des Christen.

Ein Kreuzigen ist diese Selbstverleugnung, also eine eigene Tätigkeit des Christen. Der alte Mensch in uns stirbt nicht von selber ab durch die Einwirkung der Gnade allein, sondern wir müssen durch eigenes Bemühen ihn abtöten, bis wir abgetötet, der sündhaften Begierlichkeit möglichst abgestorben sind.

Die Kreuzigung ist ein langsamer Tod; man erwarte ihn also nicht plötzlich und mühelos. Sie ist ein schmerzlicher Tod, der Opfer fordert.

2. Schmerzlich, aber vernünftig ist die Selbstverleugnung. Ein Leben ohne Beherrschung der niederen Triebe ist menschenunwürdig, verächtlich, bringt Unheil. Wilde Rosse müssen am Zügel, das Feuer im Ofen, Wasserfluten durch Dämme . . . „Laster und Gelüste“ durch Selbstverleugnung beherrscht werden, wenn sie nicht Schaden anrichten sollen. Ein verweichlichter Mensch ist zudem fürs Leben unbrauchbar, fällt sich und anderen zur Last. Selbstverleugnung ist schön, veredelnd, befreiend. Sie bringt Charakterbildung, Willensstärke, Herrschaft über sich selbst. Jener fromme Schafhirt, der auf die Frage: „Wer bist du?“ antwortete: „Ich bin ein König. Mein Königreich ist mein Herz, und meine Untertanen sind meine Begierden, Neigungen, Leidenschaften“ — hat nicht bloß ein schönes, sondern ein tiefwahres Wort gesprochen. Die Selbstbeherrschung gibt der Seele einen hohen Adel, eine königliche Würde. Nicht umsonst wird bei der Taufe der Scheitel des Christen gesalbt, wie bei einer Königskrönung die Salbung des Scheitels üblich ist. Nicht umsonst nennt die Schrift die Christen „ein königliches Geschlecht“.

3. Diese Selbstkreuzigung ist allen Christen ohne Ausnahme notwendig, den Sündern zur wahren Bekehrung und Besserung, den Gerechten zur Vervollkommenung.

a) Soll der Sünder sich wahrhaft bekehren, so muß er das bekämpfen, was Anlaß zur Sünde war. Die aus der Begierlichkeit hervorgegangene Sünde muß an der Begierlichkeit bestraft werden. Nur durch die Abtötung geht man dem Übel der Sünde an die Wurzel. Sonst wird das giftige Unkraut nur obenhin entfernt und wächst bald wieder nach. Daher so viele Rückfälle in die Sünde, weil jeder ernste Versuch der Abtötung unterbleibt. Zur wahren Bekehrung gehört ferner Meidung der Gelegenheit, Trennung von liebgewordenen Gewohnheiten, Schadenersatz, Versöhnung, Genugtuung, alles Dinge, die ernste Selbstverleugnung verlangen.

b) Ohne Selbstverleugnung ferner keine Vervollkommenung. Der Apostel sagt so bezeichnend: „Die, welche Christo angehören, haben ihr Fleisch gekreuzigt“. Er sagt nicht: sie kreuzigen, spricht nicht in der Gegenwart, sondern in der Vergangenheit. Erst nachdem man sich in der Selbstverleugnung geübt hat, wird man ein vollkommener Christ, wie erst der ein rechter Soldat ist, der im Waffengebrauch geübt ist. „Du bist so weit in der Tugend fortgeschritten, als du gelernt hast, dich zu überwinden“ (Hieron.). Tägliche Übung macht den Meister. Tägliche Überwindungen in kleinen Dingen rüsten aus zum Siege in großen Prüfungen.

Töte deine Augen und Ohren ab! Laß sie nicht alles sehen und hören, was sie wollen! Versage ihnen auch manchmal eine erlaubte Freude! Beherrsche die Neugier! Wer in seinem Hause Ruhe und Ordnung haben will, muß die Türen bewachen, schließen. Die Augen und Ohren sind Türen der Seele.

Töte ab deine Zunge! Bekämpfe Raschhaftigkeit, gieriges, unzeitiges Essen, das Verlangen nach Leckerbissen! Meide Vielreden, Geschwätzigkeit, Rechthaberei, Wichtigtuerei! Übe dich im goldenen Schweigen! Hast du deine Zunge so abgetötet, wirst du sie vor zahllosen Sünden bewahren und Christo wahrhaft angehören, der in keinem Worte fehlte.

Töte ab dein Gefühl durch Beherrschung der Sinnlichkeit, geduldige Ertragung der Berufsbeschwerden, Vermeidung der Weichlichkeit, Bequemlichkeit! Vergiß nie das Wort: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, so daß ihr nicht alles tun dürft, was ihr wollet.“ Gestattest du der Sinnlichkeit alles, was sie will, so wird sie sich bald als Herr fühlen, und du bist der Knecht. Bekämpfst du sie, so bleibst du Herr im Hause und hast Frieden. Wer sich dann und wann Erlaubtes versagt, wird das Unerlaubte um so sicherer meiden. Wer sich alles gestattet, was ihm erlaubt ist, wird bald auch im Unerlaubten „die Gelüste des Fleisches vollbringen“. Ist es also nicht gut, notwendig, schön, das Fleisch zu kreuzigen, um wahrhaft Christo anzugehören? Welch eine herrliche Rechtfertigung der kath. Glaubens- und Sittenlehre, die allein von allen Religionen eine Abzese in diesem Sinne kennt, ist also die heutige Epistel! Wahrlich, wir halten mit ihr die Magna Charta der kath. Religion, ihren Adelsbrief in der Hand. Und die unzähligen Heiligen, die nach diesem Grundgesetz zum ewigen Triumphe gelangt sind, sind der glänzendste Beweis für den Goldwert dieser Wahrheit.

III.

1. Doch noch eines dürfen wir nicht vergessen, soll unser Sieg über das Fleisch ein vollständiger sein. Als Überschrift setzt der Apostel über die ganze Epistel das Wort:

„Wandelt im Geiste, so werdet ihr die Gelüste des Fleisches nicht vollbringen!“ Nicht bloß (negativ) durch Bekämpfung der Begierlichkeit müssen wir den Sieg über das Fleisch erstreben, sondern (positiv) durch Stärkung des Geistigen in uns, durch Benutzung all der Quellen, die unserem Geiste die Siegeskraft sichern. Dadurch wird unsere Seele gleichsam immun gegen die Angriffe der niederen Triebe des Fleisches, gefeit gegen seine giftigen Pfeile, wie durch einen undurchlässigen Panzer geschützt. Das heißt „geistig sein“, „im Geiste leben“, „im Geiste wandeln“, wie der Apostel so oft mahnt. (Gal. 6, 1; 5, 25. .)

a) Erhebet euren Geist ohne Unterlaß zu Gott, im Gebet! Das Gebet ist Verbindung mit Gott, dem unendlich vollkommenen Geist, von dem alles Gute, alle Gnade, alle Siegeskraft kommt. Das Gebet ist ein Atemholen des Geistes aus der reinen Luft des Ewigen. „Es macht uns himmlisch gesinnt,“ sagt der Katechismus, es hebt, verklärt, adelt unsere fleischliche Natur.

b) Besonders das betrachtende Gebet. Da wird die Seele den Niederungen des Fleischlichen entrückt und schwebt in höhere Regionen empor. Betrachtung ist der Todfeind der Oberflächlichkeit, Außerlichkeit, Sinnlichkeit, Niedrigkeit. Je häufiger sich die Seele in die Einsamkeit zurückzieht, um mit Gott zu verkehren, desto sieghafter wird sie den Gelüsten des Fleisches gegenüberreten.

c) Erst recht wird der Geist zum Siege geführt durch die Kraft der heiligen Sakramente. Da eint sich Gottes Geist mit unsern Geisteskräften. Da gilt das Wort: „Das Beste ist, das Herz mit der Gnade zu stärken“ (Hebr. 13, 9). Das Bußsakrament richtet uns immer wieder auf, wenn wir im Kampfe mit der Begierlichkeit eine Niederlage erlitten

haben, es gibt uns die besonderen Gaben zu einem besseren Leben und Streiten. Die Firmung hat ja den ausdrücklichen Zweck, uns zu stärken im geistigen Kampfe. Die heilige Communion ganz besonders ist ja die Nahrung des Geistes, das Gegenmittel gegen die Begierlichkeit des Fleisches. Das schönste Juwel in der Gnadenkrone dieses erhabensten Sakramentes heißt ja: „Es schwächt unsere bösen Neigungen und gibt uns Lust und Kraft zum Guten“.

2. Wohl dem, der so im Geiste wandelt! Er wird gewappnet sein gegen die Gelüste des Fleisches. Die Frucht dieses Wandels im Geiste aber ist: „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte (Wohlwollen), Langmut, Treue, Mäßigkeit, Enthaltensamkeit, Keuschheit“. Wie an goldener Kette die herrlichsten Kleinodien, sind hier die Früchte des Geistes vom Apostel aneinander gereiht. O seliger Wandel im Geiste! O herrlicher Sieg über das Fleisch! Wie ein Baum, behangen mit den herrlichsten Früchten, wie ein Weinstock, beladen mit den edelsten Trauben, steht der Gerechte da, der aus dem Heiligen Geiste seine Kraft zieht. Wo solche Früchte reifen, da „bedarf es keines Gesetzes“ mehr, keines äußerlichen Antriebes. Der Geist treibt von innen zu ihnen an.

Mein Christ, wie steht es mit dir? Gleichst du schon dem guten Baume mit den Früchten des Geistes? Oder siehst du an dir selbst noch so manche von den giftigen Früchten des Fleisches? Wenn jener Engel Gottes, der Diener des göttlichen Gerichtes, jetzt vor dich hinträte, welche Seite des großen Gerichtsbuches würde er aufschlagen, die mit den *opera carnis* oder mit den *fructus spiritus*? — Beeile dich! Führe tapfer den geistigen Kampf, ehe es zu spät ist!

Amen.

Fünftehnter Sonntag nach Pfingsten.

Wie die Saat, so die Ernte.

Was der Mensch sät, das wird er auch ernten.

Gal. 6, 8. (7—10.)

Es gibt Wahrheiten, die braucht man nicht zu beweisen. Man kann sie mit Händen greifen. Gott der Herr hat sie mit Riesenlettern in das große Buch der Natur vor uns aufgezeichnet, er hat sie seinen Kindern in der großen Volksschule des Lebens an die Wandtafel der Schöpfung gemalt, damit dieser Anschauungsunterricht sich ihnen tief einpräge. Zu diesen Wahrheiten gehört das Wort: „Wie die Saat, so die Ernte.“ Seitdem das große Schöpfungswort gesprochen ist: „Es spresse die Erde Pflanzen hervor, die da grünen und Samen tragen nach ihrer Art“ (Gen. 1, 11), seitdem hallt alljährlich durch die Natur die große Gottespredigt wider: „Wie die Saat, so die Ernte.“ Und nachdem einmal der Herr vor Noes Dankaltar die Worte gesprochen: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte“ (Gen. 8, 22), wird diese Predigt weiter durch die Jahre klingen bis ans Ende der Zeiten. Überall, wohin unser Auge schweift, sind wir umgeben von dieser Predigt. Jeder Baum, jeder Halm, jede Blume, jedes Saatkörnlein verkündet sie uns: Wie gesät, so geerntet — ein großes, lehrreiches Gleichnis des vielgestaltigen Menschenlebens.

Auch der Apostel schlägt heute das große Buch der Natur mit diesem Textspruch Gottes aus dem Anfange der Zeiten vor uns auf über jene ernste Wahrheit, die er auf das sittliche Leben anwendet: „Was der Mensch sät, das wird er auch ernten.“

Und einst, wenn das Ende der Zeiten gekommen sein wird, an jenem großen Tag der Ernte, wenn der Weizen von dem Unkraut geschieden wird, dann wird es noch ein letztes Mal durch das Weltall tönen: O Mensch, wie deine Saat, so deine Ernte!

Meine Lieben! Mit heiliger Andacht wollen wir daher heute die drei Beilen jenes Textspruches lesen:

- I. Schlechte Saat, schlechte Ernte.
- II. Gute Saat, gute Ernte.
- III. Reiche Saat, reiche Ernte.

I.

Willst du wissen, was das heißt: „Schlechte Saat, schlechte Ernte,“ so frage den erfahrenen **L a n d m a n n**. Er wird dir sagen: Ist das Saatkorn minderwertig, verdorben, voll von Krankheitskeimen, tierischen Schädlingen (Eiern, Larven), Unkrautsämlingen, so habe ich eine mißlungene Ernte zu erwarten. Schlechtes Saatkorn ist nicht keimkräftig, wurzelstark. Die pflanzlichen und tierischen Schmarotzer schwächen und zerstören die Kulturpflanzen, indem sie ihnen Raum, Nahrung, Licht, Luft, Wasser nehmen. Von der Saat hängt alles ab. Deshalb gibt es sogar besondere Prüfungsanstalten für Saatgut. Auch sonst ist noch manches zu beachten, die Zeit der Aussaat, die Beschaffenheit und Vorbereitung des Bodens, die Sortenwahl im Verhältnis zu Klima, Art des Bodens . . . Welche gewaltige Bedeutung hat das Wort: Wie die Saat, so die Ernte! Wie mancher hat schon traurig vor einer verdorbenen Ernte gestanden und geseufzt: Ja, hätte ich nur besser gesät, auf die Aussaat und Bodenbereitung mehr Sorgfalt verwendet!

Willst du wissen, was das heißt: Schlechte Saat, schlechte Ernte, frage jene Eltern, die ihre Kinder schlecht erzogen haben, auf ihre körperliche und geistige Entwicklung keine Sorgfalt verwendet haben, welche bei der Wahl der Schule, des Berufes, der Werkstatt, der Arbeitsstätte, des gesellschaftlichen Verkehrs ihrer Pflegebefohlenen jede Vorsicht außer acht gelassen haben, denen es gleichgültig war, ob die Schule katholisch, der Meister glaubenslos, die Herrschaft unreligiös, der Arbeitsort eine Brutstätte des Umsturzes war, ob der Beruf schwere Gefahren für das Seelenheil bot . . . Frage sie, welch' schreckliche Früchte sie aus dieser Saat geerntet haben! Wie oft hat solch ein Kind, statt die Stütze ihres Alters zu sein, ihnen den Sarg gezimmert, das Grab geschaufelt! Was da in der Saatzeit der Jugend versäumt und verfehlt wurde durch die Schuld der Eltern und Erzieher, das läßt sich später oft nie mehr gutmachen. Wehe, wenn soviel Unkraut gesät, soviel minderwertiger Samen gestreut, so schlechter Boden gewählt wird! Da kann die junge Menschenpflanze nicht gedeihen, da müssen die schädlichen Einflüsse zerstörend wirken. Da heißt es: Unkrautsaat, Tränenernte.

Willst du diese Wahrheit noch handgreiflicher sehen: Geh in die Idiotenanstalten, Krüppel- und Siechenheime, in die Gefängnisse, Buthäuser und andere Stätten des Elends und stelle fest, in wie vielen Fällen all das Elend auf die Rechnung trunksüchtiger Väter zu setzen ist! Die Statistik erfahrener Ärzte, die viele Jahre die Kinder in Trinkerfamilien beobachtet haben, malt uns schreckliche Bilder mit der Überschrift: Wie die Saat, so die Ernte. —

Frage jene Väter, die sich durch Unsittlichkeit schwere ansteckende Krankheiten zugezogen und dann ihr

Weiß und ihre Kinder vergiftet haben, welch furchtbare Ernte diese finstere Saat gebracht hat! Welch ewige Würfe, welche Gewissensqualen muß der Anblick jener unglücklichen Geschöpfe ihnen verursachen, die, mit mannigfachen Gebrechen behaftet, ein Jammerdasein führen! —

Willst du wissen, was das heißt: Wie die Saat, so die Ernte, frage jene verlorenen Söhne, die in der Jugend auf das Fleisch gesät haben, ihr kostbares Erbgut, ihre Gesundheit, ihre goldene Jugendzeit, den Frühling des Lebens, die Tage der Blüte und Frische, der Begeisterung für alles Gute und Edle, die besten Kräfte vergeudet und verpraßt haben! Dann, wenn sie beim Troge der Treber angelangt sind, Hab und Gut, Ehre und guter Name, Leib und Seele ruiniert sind, wenn sie einem frühen Grabe entgegenstehen und keine Kraft mehr haben, sich aufzuraffen, nicht einmal die Kraft, auf dem Bußwege zum Vater zurückzukehren, dann werden sie dir mit Entsetzen sagen: Ja, ja, wie die Saat, so die Ernte. Wer im Fleische sät, wird vom Fleische Verderben ernten. Wer in den Sumpf sät, dessen Saat verfault. Wer in den Sand sät, dessen Saat verdorrt. „Sammelt man denn Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln?“ — so fragt auch mit allem Ernste unser Herr. Täuschet euch nicht! Gott läßt seiner nicht spotten! Was der Mensch sät, das wird er auch ernten. —

Oder wenn ein Mädchen seine Jugendzeit vertändelt in eitlem Putz und Tand, leichtfertigen Vergnügungen, gefährlichen Bekanntschaften, wenn es vom Leichtsinn in Sünde, von der Sünde in die Schande, von der Schande ins Elend gerät und nun dasitzt in Tränen, verlassen von der Welt, die ihr einst goldene Berge versprochen, eine

düstere Zukunft vor Augen, ja, dann brennt es mit Flammenschrift in ihrer Seele: Wie die Saat, so die Ernte! Mit tausend Tränen schreibt sie es auf ihren Lebensweg: Was der Mensch sät, das wird er auch ernten. —

Wenn der Müßiggänger, der das liebe Fleisch verzärtelte, sich nie recht anstrengen wollte, der in der Schule nichts gelernt, in der Lehre, im Geschäfte nichts geleistet hat, auf dem Gymnasium nicht gestrebt, auf der Hochschule mehr in das Glas als in die Bücher geschaut hat, nun dem Mangel, der Not, der Verachtung, Zurücksetzung anheimfällt, dann schreibt es ihm wohl die Erfahrung mit ehernem Griffel vor die Augen: Ja, hätte ich nur anders gesät! —

Wenn der Jähzornige, der seine Leidenschaft trotz aller Mahnungen nicht zügeln, sein hitziges Blut nicht zähmen wollte, nun in der Wut eine That begangen hat, die ihn dem eisernen Arm des Gesetzes ausgeliefert hat, hämmern ihm die traurigen Folgen seiner Torheit die bittere Wahrheit immer und immer wieder ein: Wie die Saat, so die Ernte. Wer giftiges Unkraut sät, kann nicht gute Früchte ernten. Wer Wind sät, wird Sturm ernten. —

Wer im Streben nach Geld und Gut, nach Ehren und Titeln, Volks- und Herrngunst aufgeht, ohne Sinn für die höheren Güter, wem kein Mittel zu schlecht ist, seine ehrsgeizigen, habfüchtigen Ziele zu erreichen, der wird früher oder später merken, daß auch das eine Saat ins Verderben war. Plötzliche Unglücksfälle, allerhand unvorhergesehene Verluste beweisen immer wieder, daß die Welt ein trügerischer Grund ist, der keine gute Ernte bringt. Glück und Glas, wie leicht bricht das!

Herrngunst und Verchensang

Klinget wohl und währt nicht lang.

„Die reich werden wollen, fallen in die Fallstricke des Teufels“ (1. Tim. 6, 9). „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden“ (Lk. 18, 14).

Und wenn das Verderben der schlechten Saat auch nicht immer so bald an den Tag tritt, wenn du auch den verborgenen Jammer des Herzens, die geheimen Vorwürfe des Gewissens, die friedlose Öde deines Inneren Jahre lang betäubst, liebe Seele, es kommt ein Ende. Es kommt ein Herbst im Leben, wo du die schlechte Saat verfluchen wirst, früher oder später, es kommt endlich die Stunde der Gottesernte, wo es heißen wird: „Sammelt das Unkraut und bindet es in Bündel zum Verbrennen!“ (Mt. 13, 30.) O liebe Freunde, täuscht euch nicht! Lasset euch nicht verführen durch leichtsinnige Stimmen, die da sprechen: „Da hat's noch gute Weile. So bald kommt jene Ernte nicht.“ Gott läßt seiner nicht spotten. Sein heiliges Wort behält zuletzt doch recht. „Gottes Zeiger geht langsam, aber richtig,“ sagt das Sprichwort. „Gott läßt seine Uhr von keinem Menschen stellen.“ — So spottete auch ein leichtsinniger Bursche über die Mahnungen seines Gewissens, die Tränen seiner guten Mutter: „Ach was — Tränen! — Nichts als Wassertropfen, die zur Erde fallen! Ich will kein Mucker sein!“ — Er sank tiefer und tiefer, bis zum Zuchthaus herab. — Jetzt aber ging er doch in sich. Auf Knien wollte er der Mutter abbitten. Er eilte nach Haus. — Zu spät. Im Zimmerchen der Mutter wohnten andere. Die Mutter hatte ihre letzte Wohnung auf dem Kirchhof bezogen. Er eilte ans Muttergrab. — Mit dem Verzweiflungsschrei: „O Mutter! Zu spät! Zu spät!“ sank er hin. — Erhängt hat er sich dann an einem Baum am Muttergrab!! Man hätte ihm die Grabinschrift

setzen können: „Wie gesät, so geerntet.“ So hat's schon über manchem Lebensende, über manchem Grab, über manchem Eingangstor zur Ewigkeit gestanden.

Darum täuschet euch nicht, liebe Freunde! Und mögen noch so viele die Wege des Fleisches, der niederen Begierden gehen, sie bleiben Wege des Verderbens.

Daß viele unrecht gehen,

Das macht den Weg nicht recht.

Drum merke es wohl: Gott läßt seiner nicht spotten. Was der Mensch sät, das wird und muß er auch ernten.

II.

Fortan halte also gute Saat, so wirst du auch gute Ernte halten. Frage wiederum den B a n d m a n n! Er wird dir sagen: Nicht bloß von allen Schädlingen muß das Saatgut frei sein, sondern ich muß ausgesuchte, möglichst große, schwere, vollgerundete, gut ausgekeimte, unverletzte Körner streuen. Solche Saat keimt kräftiger, entsaltet von vornherein ein stärkeres Wachstum, enthält mehr Nährstoffe, bildet ein größeres, besser verzweigtes Wurzelnetz, ist widerstandsfähiger gegen schädliche Einflüsse, entwickelt sich schneller, kräftiger.

Gute Saat, gute Ernte: Das gilt besonders von der J u g e n d saatzeit. Eine möglichst gute Standeswahl, durch Gebet und vorsichtige Beratung bei erfahrenen Sachverständigen vorbereitet, und eine möglichst gute A u s b i l d u n g in dem gewählten Berufe sind die ersten Erfordernisse einer guten Jugendsaat. Nicht den ersten besten Meister, die erste beste Schule, Arbeits-, Ausbildungsstätte, sondern die möglichst beste wählen, sei der Grundsatz. Sonst kann die junge Menschenpflanze keine gesunden Wurzeln

bilden, nicht kräftig und widerstandsfähig sich entwickeln. Ach, wie schnell ist die Saatzeit vorüber — die Ernte aber dauert oft das ganze Leben, ja, eine Ewigkeit. Ein wenig Vorsicht hätte oft vor den traurigsten Erfahrungen bewahren können. Jeder junge katholische Mann, jedes Mädchen muß dem Wahlspruch folgen: Ich will und muß in dem einmal gewählten Berufe möglichst Tüchtiges leisten, meinen Posten ganz ausfüllen, in den vordersten Reihen meiner Fachgenossen stehen. Was ich bin, will ich ganz sein. Im Gericht wird ja auch Gott nicht so sehr fragen, was einer gewesen, sondern wie er es gewesen ist. Wie ergreifend mahnt die Schrift: „Wie willst du im Alter etwas finden, was du in der Jugend nicht gesammelt hast?“ (Sir. 25, 5.) „Mein Sohn, nimm Lehre an von Jugend auf, so wirst du bis ins Alter Weisheit finden. Nahe dich ihr wie einer, der pflügt und sät, und erwarte ihre guten Früchte!“ (Sir. 6, 18.) Gute Jugendsaat also, edle Weisheitsfrüchte.

Noch mehr gilt das von der Erwerbung der notwendigen religiösen Kenntnisse. Da heißt es erst recht gute Saat halten. Ohne ein gründliches religiöses Wissen gibt es später keinen festen Halt in den Stürmen des Lebens, keine Charakterstärke, kein treues Pflichtbewußtsein. Groß sind die Gefahren, die dem Glauben drohen, Gefahren durch glaubenslose Schriften, die überall skrupellos verbreitet werden, Gefahren durch Umgang mit schlechten Menschen, die das Gift des Unglaubens austreuen, denen von den glaubensfeindlichen Führern scharf geschliffene Angriffswaffen in die Hand gespielt werden. Da gilt es, durch fleißige Lectüre glaubenstreuere Schriften in den Mußestunden, durch Schulung in den katholischen Vereinen, durch regelmäßiges Anhören der Predigt gute Saat

zu streuen, die da hundertfältige Frucht bringe. Bei allem Säen aber darf nicht der Segen Gottes durch seine Gnade vergessen werden. „Nicht der ist etwas, der da pflanzt und begießt, sondern Gott, der das Gedeihen gibt“ (1. Kor. 3, 7); das Wort gilt auch hier. Fleißiger Gebrauch der heiligen Gnadenmittel ist daher von größter Wichtigkeit. „Da ich noch jung war, ehe ich irre ging, suchte ich die Weisheit ohne Scheu im Gebete“ (Sir. 51, 18) — das ist so recht eine Parole für die katholische Jugendbewegung. Ohne Scheu vor Lästerzungen Weisheit suchen im Gebet, ehe man irre geht! Das ist eine herrliche Saat in den jungen Ackerfeldern Gottes. . . . Dazu die heiligen Sakramente, jene Gnadenströme, die alles befruchten müssen. O wie reich muß die Ernte einer jungen Seele werden, die von früh auf diese Ströme des Segens über sich fließen läßt! Ja, kommet und kostet, wie süß und reich der Herr ist! Das heißt im Geiste säen, um ewiges Leben zu ernten.

Das gilt besonders auch dir, christliche Jungfrau! Statt den Leib mit eitlen Putz zu behängen, strebe nach dem Schmuck des inneren Menschen! Bedenke wohl: Die Lebenszeit ist Saatzeit für die Ewigkeit. Über den Martha sorgen vergiß nicht den Anteil Maria's, der zu den Füßen des Herrn zu finden ist, und der in Ewigkeit dir nicht genommen werden kann.

Haben manche von uns die schöne Jugendzeit nicht so, wie sie sollten, als Saatzeit benutzt — nun, auch der Landmann muß manchmal, wenn eine Saat durch Schädlinge, Frost . . . gelitten hat, umpflügen, einsäen, nachsäen, damit ihm noch eine gute Ernte reift. Uns allen gelte also: Mit allem Eifer im Geiste säen, damit wir

vom Geiste ewiges Leben ernten. Die Werke der *U n d a c h t*, *S e l b s t ü b e r w i n d u n g*, *N ä c h s t e n l i e b e* sind jene herrliche Saat, deren Früchte „bleiben zum ewigen Leben“, die nie verwelken, die in die ewigen Scheuern eingebracht werden. Das sind jene Garben, die uns nachfolgen, wenn uns sonst alles verläßt.

III.

In dieser Saatarbeit für die goldenen Erntefelder der Ewigkeit gilt es nun, unermüdlich fortzufahren, nachdem wir einmal ihre große Bedeutung erkannt haben. Der Apostel sagt so eindringlich: „Lasset uns also Gutes tun und nicht ermüden; denn zu seiner Zeit werden wir ernten, wenn wir nicht ermüden.“ Also nicht bloß säen, sondern unermüdlich säen müssen wir, wenn wir ewig ernten wollen. Nirgends ist die Erde so reich, daß sie mit einer Saat viele Jahre uns ernähren könnte. Unermüdlich muß der Landmann seine Saat streuen, *r e i c h l i c h* säen, damit er reichlich ernte. Ist die Arbeit auch noch so mühsam, die Saat vorzubereiten, zu schützen, zu pflegen — er tröstet sich bei allem Schweiß immer wieder mit der kommenden Ernte.

Unermüdlich säen, reichlich säen — das gilt erst recht im sittlichen Leben auf dem schwer zu bebauenden Ackerfelde unserer verunkrauteten Herzen, wo der böse Feind immer wieder die Saat zu stören sucht, wo er umhergeht, Unkraut zu streuen mitten unter den Weizen. Je mehr er uns von der Saat wegstiehlt und schädigt, desto reichlicher müssen wir säen. „Wer reichlich sät, der wird auch reichlich ernten,“ sagt der Apostel (2. Kor. 9, 6). Niemals also müde werden, immer mit der kommenden großen Ernte uns trösten bei allem Schweiß, das sei unsere Devise für unsere Saat-

arbeit! Wollen dir die Hände matt und schlaff in den Schoß sinken, denkst du: Ach, man sieht ja doch keinen Erfolg, es scheint alles umsonst gesät — vergiß nicht: „Zu seiner Zeit werden wir ernten.“ Keine Saat reift über Tag und Nacht. Alles braucht Zeit. Die Saat scheint zu verwesen, und doch keimt sie für die spätere Ernte.

Auf Gottes Saatfeld ist erst recht nichts umsonst gesät. Der Herr gibt getreu seinen Ernteseegen. Ach, wie vielen fehlt es an der Beharrlichkeit! Wie viele brauchen das Wort von dem unermüdlichen Säen und dem späteren Ernten zu seiner Zeit! Wie viele möchten morgen ernten, wo sie heute gesät haben! Wie viele bringen keine Früchte, weil die Geduld fehlt! „Früchte bringen in der Geduld“ (Rf. 8, 15), so heißt es auch im Gleichnis des Herrn. „Darum ihr, meine Brüder, werdet nicht müde, Gutes zu tun!“ (2. Thess. 3, 13.) Das gilt von allen Werken. Von den Werken der Andacht: „Betet ohne Unterlaß!“ Von den Werken der Selbstüberwindung: „Nehmet täglich euer Kreuz auf euch!“ Nicht in einigen Tagen erringt man den Sieg des Geistes über das Fleisch. Erst recht von den Werken der Nächstenliebe, die uns täglich durch das Leben begleiten müssen bis ans Grab. Denket an den geduldigen Job und seine Tränensaat mit der Freudenenernte! Denket an die Helden der christlichen Liebe und ihre goldene Ernte, die kein Auge gesehen . . ! Denket an die heiligen Martyrer und ihre Beharrlichkeit bis ans Ende! Welche Ernte aus blutiger Saat! Ja, Beharrlichkeit ist das A und Z des christlichen Tugendstrebens. Ohne sie gibt es keine Ernte. „Besitzt der Mensch Beharrlichkeit, so ist ihm fast nichts unmöglich,“ sagt ein (chinesisches) Sprichwort. Das gilt schon für alles irdische Streben, erst recht leuchtet das Wort wie ein Hoffnungsstern über unserer Ewigkeitsaat.

„Wer ausharrt bis ans Ende, wird gekrönt,“ das ist das Panier unserer Erntehoffnungen im Jenseits.

Wohlan, christlicher Säemann, halte gute Saat, werde nicht müde, reichlich zu säen! Immer denke an die große Erntestunde zu seiner Zeit, da wir werden ernten, wenn wir nicht ermüden!

Amen.

Sechzehnter Sonntagnachpfingsten.

Eine Schule des Gebetes.

Darum beuge ich meine Knie vor dem Vater
unseres Herrn Jesu Christi . . .

Eph. 3, 14. (13—21.)

Die heutige Epistel ist ein Gebet. Schon beim bloßen Lesen und Hören wird uns ganz eigen zumute. Es ist, als wollte die Andacht auch unsere Knie beugen, daß wir neben dem betenden Apostel die Hände falten. Vor uns betet einer der größten Heiligen, der Westapostel, das auserwählte Gefäß der Gnade. Es betet einer, den der Herr selbst beten gelehrt hat, nachdem er ihm wunderbar erschienen war, einer, von dem der Herr selbst nachher gleichsam bewundernd sprach: „Ecce orat! Siehe, er betet!“ (Apg. 9, 11.)

Wer von uns hat nicht schon gesagt: O daß ich doch die heil. Kunst des Betens besser verstünde, daß ich doch beten könnte mit solcher Andachtsglut wie die Heiligen, denen Gott im Gebete so nahe war! Heute sehen wir einem Heiligen beim Beten zu. Wie die Apostel einst, als sie den Heiland beten sahen, riefen: „Herr lehre uns (auch so) beten!“ — so möchten wir rufen: „St. Paulus, großer Meister des Gebetes, lehre uns beten! Nimm uns in deine Schule des Gebetes!“

Der Weltapostel betet. Wo betet er? Im Gefängnis zu Rom, wohin ihn der Haß seiner Feinde gebracht hat, fern von seiner geliebten Herde, getrennt von ihr durch Land und Meer, gefesselt wie ein Verbrecher. Welch ein Anblick! Siehe, der Apostel hat eben voll Liebe und Trost an seine Epheser geschrieben. Aber das ist ihm nicht genug. Jetzt unterbricht er das Schreiben, kniet nieder im Gefängnis, hebt die Hände mit den rasselnden, klirrenden Ketten hoch und betet — betet mit einer Inbrunst aus der Fülle des Herzens, daß die Engel Gottes sicher entzückt zuschauen. —

Auch wir wollen zuschauen und hören und lernen in dieser erhabenen Schule des Gebetes! Betrachten wir:

- I. Des Gebetes Einleitung,
- II. Inhalt.
- III. Schluß.

I.

Befetzen wir uns, Andächtige, in die Lage des Apostels: Im dunklen Kerker derjenige, dessen Arbeitsfeld die ganze Welt war; gefesselt die Hände, die Gottes Samen auf das riesige Ackerfeld der Erde ausstreuen sollen! In dumpfen Mauern eingeschlossen das Herz, das mit allen Fasern der Liebe an den jungen Gemeinden hing! Und das alles wider Fug und Recht in Folge von Haß, Rachgier, Bosheit der Juden und Heiden.

Was wird der Apostel erbitten? Für wen wird er auf die Knie sinken? — Sicher wird sein eigenes großes Anliegen Gegenstand seiner Bitten sein: „Zerreiße, Herr, meine Fesseln, um deines Namens willen, um deiner Sache willen! Laß mich nicht in dieser Schmach und Schande, schon wegen des Argernisses, das die Schwachen

daran nehmen können! Sende mir deinen Engel, wie du ihn dem Petrus in Jerusalem gesandt hast!" So und ähnlich wird der Apostel gewiß beten.

Weit gefehlt, meine Lieben! Nicht für sich betet er, sondern für seine Herde. Nicht an sich denkt er, sondern nur an die Seinen. Nicht als drückende Schmach bezeichnet er sein Leiden, sondern als Ehre. Nicht zähneknirschend trägt er sein Los, sondern mit einer guten, heiligen Meinung: Er opfert sein Leiden auf für seine Brüder. Höret die Anfangsworte der Epistel, auf denen sich wie auf dunklem Hintergrunde das herrliche Apostelgebet in leuchtenden Farben abhebt! „Brüder, ich bitte euch, daß ihr nicht mutlos werdet wegen der Drangsale, die ich für euch leide, was euch zur Ehre gereicht.“ Wahrlich, solch einen Märtyrer mit so heiliger Gesinnung zum Lehrer und Führer gehabt zu haben, ist eine Ehre, ein Ruhm für eine Christengemeinde. Das ist die Gesinnung des Meisters, der auch auf seinem bitteren Kreuzweg noch andere getröstet, für andere gebetet hat, die weinenden Frauen, den Schächer, Maria, Johannes.

Meine Christen, wie verhalten wir uns in den dunklen Stunden des Leidens? Ach, manche vergessen überhaupt auf das Beten. Manche denken wohl an Gott, aber indem sie ihm Vorwürfe machen. Viele vergessen die gute Meinung beim Leiden und verlieren so viele Verdienste. Viele haben keinen Sinn mehr für anderes Leid, und wäre es hundertmal größer als das eigene. Sie meinen, alles müsse sich jetzt um sie drehen, verlangen alle Rücksichten, machen eine Menge Ansprüche, als müsse jetzt alles verschwinden vor ihrem Beh. Lernen wir vom Apostel selbstlos, gottergeben dulden, den eigenen Schmerz beherrschen, lernen wir im Leid an andere denken, fürbitten für sie: das ist gottgefälliges Dulden und Beten.

Der Apostel betete für die Seinen; denn sie waren in großer Glaubensgefahr. Die Menschen urteilen ja nach dem äußeren Scheine. Mancher konnte Anstoß nehmen, wenn ein Apostel der neuen Lehre wie ein Verbrecher im Kerker schmachtete. Mancher konnte denken: „Warum läßt Gott das zu? Vielleicht ist das Evangelium doch nur Menschenwerk? Hilft unsere Fürbitte für den Apostel nichts?“ Es war ja eine junge Gemeinde in der größten Handelsstadt Kleinasiens, Ephesus, dem Hauptsitz heidnischer Magie und jüdischer Sektierer. Was tut der Apostel, sie in der Gefahr zu schützen? Gewiß, er schreibt ihnen einen Brief und belehrt und ermahnt sie eindringlich. Aber er läßt es damit nicht genug sein. Er weiß, alles Lehren und Ermahnen nützt nichts ohne die Hilfe von oben. Er weiß, das Gebet ist der mächtigste Schutz, die stärkste Waffe in Versuchung und Glaubensgefahr. Darum sinkt er, der Gefangene des Herrn, auf die Knie und betet für sie, die Schäflein unter den Wölfen.

Welch ein Wink für uns! Alles Ermahnen und Belehren der Eltern, Erzieher, Vorgesetzten ist vergeblich ohne das Gebet. Beten muß auch der Seelsorger für seine Gemeinde, beten müssen recht viele für die im Glauben Gefährdeten, die schwer Versuchten. Aufklärung, Presse, Kolportage . . . ist gut und notwendig. Aber das Gebet muß hinzukommen und alles unterstützen, fördern. Betet ohne Unterlaß!

Betrachten wir das Schauspiel des betenden Apostels weiter! „Er beugt seine Knie.“ Er betet in tiefer Demut, auch äußerlich durch seine ganze Haltung seine Andacht bekundend.

Zu wem betet er? Vor wem beugt er die Knie? Höret die herrlichen Worte, würdig eines heiligen Paulus: „Deshalb beuge ich meine Knie vor dem Vater unsers Herrn

Jesu Christi, von welchem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden herkommt.“ Die Worte mögen sich jene merken, welche die Gottheit Christi leugnen wollen und meinen, die Lehre von der Gottheit Christi sei erst später entstanden; die ersten Christen hätten davon nichts gewußt. Der Apostel nennt Jesum vor aller Welt unsern Herrn. Er nennt ihn Gottes Sohn, ihn, von dem er auch sonst sagt, daß „in ihm die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte“ (Kol. 2, 9), daß „er ist über alles“, Gott, hochgelobt in Ewigkeit“ (Röm. 9, 5), daß sich „in seinem Namen alle Knie beugen sollen“ (Phil. 2, 10). Er weiß, daß Jesus sein Mittler ist im Gebet; denn niemand kommt zum Vater, außer durch ihn. Nicht aber zum „Mvater“ betet er — wie man es so gerne verlangt — „unter Ausschaltung des Gottessohnes,“ sondern zum Vater unsers Herrn Jesu Christi.

Wie herrlich stimmt dieses Gebet zum Vater unser! Es ist ein Gebet im Geiste Christi, in dem wir rufen: „Abba, Vater!“ Keinen schöneren Namen wußte der Heiland uns zu lehren als „Vater unser“. Keinen schöneren weiß auch der Apostel als den süßen Vaternamen. Welch ein Vater, von dem alle Vaterschaft kommt! Sonst sorgte der Apostel selbst wie ein Vater für die Seinen, nun er von ihnen fern ist, wendet er sich an den, der wie ein treuer Vater nicht schläft noch schlummert, der da doppelt sorgt, wo sein Werkzeug in Fesseln liegt. Er, der beste Vater, soll seine milde Hand austun mit seinen Gaben für seine Kinder in Ephesus.

II.

Und was für Gaben sind das nun? Was ist der Gegenstand des Apostel-Gebetes? O meine Lieben, es sind herrliche Gaben. Jetzt treten wir erst recht ein in eine:

Hochschule des Gebetes, in ein Heiligtum der Andacht. Mit seinen betenden Händen greift der Apostel gleichsam hinein in den „Reichtum der Herrlichkeit“ Gottes und schöpft und schöpft die kostbarsten aller Gaben. Kraft ist es, Kraft des Geistes für den inneren Menschen. Also keine natürlichen, irdischen Gaben, Gaben für das leibliche Leben und die alltäglichen Dinge, nein, hoch empor schwebt das Gebet des Apostels. Er weiß, was der Herr gesagt: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!“ Er weiß: Von dem irdischen ängstlichen Sorgen sagte der Herr: „Nach allem diesen trachten die Heiden.“

Meine Andächtigen! Wollen wir gut beten, beten im Namen Jesu, im Geiste Christi, im Geiste des Apostels, im Geiste der Heiligen, so müssen auch wir zuerst und vor allem um die Gaben für den inneren Menschen, um die ewigen Güter beten. Nun aber schaut euch die Gebete so vieler Christen an! Man kann wohl sagen: In neunzig von hundert Fällen beten viele zuerst um die armseligen Dinge der Erde, um Beseitigung der Krankheit, Sorge, Not, um Schutz vor Gefahr, Tod, um das Gelingen irdischer Unternehmungen . . ., vielleicht gar um das Obliegen über den feindlichen Nachbar, um Befriedigung der Rachgier oder anderer ungeordneter sündhafter Neigungen. . . Wie selten aber und ganz hinterdrein um Kraft und Gnade, um Geistesgaben für den inneren Menschen, Besiegung der bösen Neigungen, Leidenschaften. . . Meine Andächtigen, das ist ein schlechtes Beten. Wir dürfen wohl auch um das Zeitliche beten, aber nicht in erster Linie, sondern in Unterordnung solcher Dinge unter die ewigen, übernatürlichen Gaben.

„Daß er nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit euch verleihe, mit Kraft gestärkt zu werden durch seinen Geist am inneren Menschen!“ O Wunderwirkung der reichen Gnade Gottes! Ja, der Apostel kennt sie: Er weiß es, daß er alles vermag in dem, der ihn stärkt (Phil. 4, 13), daß Gott es ist, der in uns sowohl das Wollen als das Vollbringen bewirkt (Phil. 2, 13). Darum Gnadenkraft, Geisteskraft aus dem Reichtum der Herrlichkeit Gottes: Das ist sein Flehen. Das ist auch das, was wir brauchen in schwerer Stunde, in der Versuchung, im Leiden. Das ist das größte Anliegen des Lebens: Kraft für den inneren Menschen; denn wer die hat, der ist wahrhaft stark in allen Stürmen. O suchen wir diese Kraft! Ringen wir nach ihr! Bitten wir um sie: Führe uns von Kraft zu Kraft!

Vor allem gilt dies von den wichtigsten Seelenkräften, dem Glauben und der Liebe. Ohne Glaube ist es unmöglich, Gott zu gefallen, und wer nicht liebet, der bleibt im Tode. Ohne Glauben kann Christus in den Herzen nicht wohnen. Ohne die Liebe kein rechter Grund, keine starken Wurzeln christlichen Lebens. Darum blühet der Apostel besonders um Glauben und Liebe für die Seinen.

Und hier schauen wir so recht in die Tiefen der apostolischen Seele. Wie die Sonne im klaren Bergsee, so spiegelt sich in diesem Gebete das tiefe Innenleben, die hohe Begnadigung dieses auserwählten Gefäßes der Gnade. Höret, wie das „Rauschen vieler Wasser“, wie ein Hymnus der Liebe klingt es: „Auf daß Christus durch den Glauben in euren Herzen wohne, und ihr in Liebe Wurzel und Grund fasset, damit ihr mit allen Heiligen begreifen möget, welches die Breite und Länge, die Höhe und Tiefe sei, und erkennet die Liebe Christi, die alles Erkennen übersteigt, damit ihr mit der ganzen Fülle Gottes erfüllet.“

werdet." Durch die Liebe muß ja der Glaube erst wirksam werden. Die Liebe ist ja die Erfüllung des Gesetzes, das Band der Vollkommenheit, sie bringt uns die Fülle der Gnaden. Erst wer liebt, kann sagen: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ Erst wer in der Liebe Christi fest gegründet ist, den vermag nichts, keine Trübsal, keine Angst, keine Gefahr zu scheiden von Gott. Sagt doch auch der Herr selbst so schön: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen“ (Jo. 14, 23). O selige Wohnung des Herrn, die das christliche Herz ist, das im Glauben und in der Liebe festgewurzelt ist! Vor allem aber in der Liebe. Darum muß die christliche Liebe sich entzünden an der Liebe Christi. Der kleine Funken in unserm Herzen muß genährt werden durch das Flammenmeer des heiligsten Herzens. Ja, wie ein Meer — so groß ist diese Liebe. Der Apostel steht gleichsam vor diesem Meere, und wie er auch schaut und schaut, er sieht kein Ende in der Länge und Breite, in der Tiefe und Höhe. Diese Liebe übersteigt alles Erkennen, so sehr es auch in sie eindringen möge.

Unsere Liebe ist nicht „breit“, sondern eng und schmal, erstreckt sich nur auf wenige Personen unserer näheren Umgebung, Verwandtschaft, Freundschaft. Darüber hinaus wie viel Kälte, Härte, Lieblosigkeit — besonders wenn es sich um Übernatürliches handelt! — Gottes Liebe, Christi Liebe ist weit, unendlich breit, umfaßt alle Nationen und Völker, von einem Ende der Welt bis zum andern, jeden einzelnen der Millionen mit derselben Wärme und Innigkeit. Für alle hat er sein Blut vergossen. Alle überhäuft er mit seinen Gaben. Wahrlich, diese Liebe soll der Christ anbetend erkennen, an dieser Liebe seine arme Liebe entzünden und weiten, seine Liebe zu Gott, seine Liebe zu den Menschen.

Unsere Liebe ist von Natur nicht „lang“, sondern kurz. Ach, wie schnell löscht der Funken aus! Heute Liebesbe-
teuerungen, morgen schwere Beleidigungen Gottes. Ein
unfreundlicher Blick, ein unüberlegtes Wort — und die
Nächstenliebe erkaltet. — Gottes Liebe ist lang, unend-
lich lang. Mit ewiger Liebe hat er uns schon geliebt
(Jer. 31, 3). In alle Ewigkeit will er uns liebend um-
fassen. Langmütig erträgt er allen Undank, alle Frevel
menschlicher Bosheit. Wahrlich, diese Liebe soll der Christ
anbetend erkennen, an dieser Liebe seine arme Liebe ent-
zünden, daß sie kein Strohfeuer mehr sei.

Unsere Liebe ist nicht „tief“. Sie haftet an der Ober-
fläche, liebt das Äußere, Gott wegen seiner Wohlthaten, nicht
wegen seiner selbst — an den Menschen ein schön Gesicht,
eine gefällige, gepuzte Gestalt. Sie sieht nicht in die
Tiefe, nicht das Ebenbild Gottes, die unsterbliche, zu
Großem berufene Seele. — Gottes Liebe, Christi Liebe
ist unergründlich tief wie das Meer, sieht noch in dem
Gefallenen das Bild und Gleichnis der Dreifaltigkeit,
sieht noch im Schmutze einer Magdalenen-, einer Schächer-
Seele das göttliche Diadem ewiger Berufung funkeln.
Sie ruft und lockt unermüdlich den gefallenen Sohn, das
verlorene Schäflein. Bis zur tiefsten Erniedrigung liebte
uns der Herr. — Willst du, mein Christ, diese Tiefen der
Liebe nicht erkennen und lieben, nicht nachahmen?

Unsere Liebe ist nicht „hoch“. Sie begnügt sich mit
niedrigen armseligen Gaben; ein wenig Geld, ein wenig
Zeit für Gott, ein kleiner Dienst, eine irdische Freude für
den Nächsten — und man glaubt schon viel gegeben und
geleistet zu haben. — Gottes Liebe, Christi Liebe ist
hoch, unendlich hoch, sie reicht hinauf in die höchsten
Höhen des Himmels, sie übersteigt alle menschlichen Be-
griffe. Sie spendet Güter von unendlichem Wert.

Oh, wer sollte sich an dieser Liebe nicht erwärmen? Wie kalt sind unsere Herzen, weil sie die Liebe Gottes nicht begreifen! Ja, die Heiligen verstanden sie. Ganze Nächte rief ein heiliger Franz von Assisi: „Mein Gott und mein alles!“ Fortwährend trug der heilige Felix (von Kantalizio) sein „Deo gratias!“ auf den Lippen. Andere riefen in heiligem Schmerz: „Die Liebe wird nicht geliebt!“ . . .

Möchten wir also auch „mit allen Heiligen begreifen, welches die Breite und Länge, die Höhe und Tiefe jener Liebe“ ist! Möchten wir unaufhörlich rufen: „Herr, vermehre, entzünde meine Liebe!“ Denn diese Liebe bringt die Fülle Gottes, die Fülle der göttlichen Gnaden, die Vollkommenheit.

III.

Meine Andächtigen! Wir stehen am Schluß des Apostelgebetes. Würdig des erhabenen Inhaltes ist der herrliche Schluß; er ist der Höhepunkt dieses unvergleichlichen Gebetes, der feierliche Abschluß des ersten Theiles des Epheserbriefes: „Dem aber, der überschwenglich . . . von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“ Welch eine Ergebung in Gottes Willen, welch ein Vertrauen, welch andachtsvoller Lob- und Preisgesang! Ja, mehr als wir bitten und verstehen, kann der Herr geben in seiner überschwenglichen Güte. Darum sollen wir ihm vertrauen, seinem Willen uns unterwerfen, ihm überall die Ehre geben. Welch erhabene Weisheit! Sehen wir sie nicht allenthalben vor Augen? St. Monika betet, der Herr möge die Reise ihres Sohnes nach Italien verhindern. Sie gelingt trotzdem. Aber in Italien findet Augustin einen heiligen Ambrosius, der den Grund legt zu seiner Bekehrung. Gott verstand es besser, und er gab dann überschwenglich mehr. Nur um die Bekehrung hatte Monika gefleht. Augustinus aber wurde ein Bischof,

ein Kirchenlehrer, einer der größten Heiligen aller Zeiten. — Wie oft ist ähnliches geschehen! Gott erfüllte die Bitte nicht, weil er's besser verstand. Er gab den Stein, die Schlange nicht, um die die törichten Kinder baten. — Zwei Liebende beten ungestüm um Vereinigung in der Ehe. Vergebens: Die Ehe kommt nicht zustande. — Später sehen sie ein, diese Ehe wäre eine Tränensaat gewesen. Dagegen eine anfangs ungeeignet scheinende Verbindung erweist sich als eine Segensquelle. — Einer sehnt sich nach einem bestimmten Stand und fleht innig — aber umsonst — Gott möge ihm dazu verhelfen. Später sieht er ein: Dieser Beruf wäre sein Unglück gewesen. In einem anderen, anfänglich verachteten findet er sein Glück. — Ein Vater betet heiß: „Laß mein todkrankes Kind nicht sterben! Erfülle meinen Willen, o Gott!“ — Das Kind wird gesund, bekommt verbrecherische Anlagen, wandert ins Zuchthaus, stirbt als Verbrecher. — — Beten wir daher, aber machen wir Gott niemals Vorschriften, wann und wie er uns erhören soll! Ergeben wir uns stets in den Willen dessen, der alles überschwinglich geben kann, mehr, als wir bitten und verstehen! Was auch sein Wille sei, geben wir ihm überall die Ehre!

So hab denn Dank, heiliger Lehrer des Gebetes, Apostel des Herrn! Dein Gebet soll uns eine Schule des Gebetes sein und bleiben! Sie soll uns führen zu Gott, dem Ehre sei durch alle Geschlechter von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Amen.

Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Das Hohelied der Einigkeit.

Wandelt würdig . . . beflissen, Einigkeit zu erhalten . . .
Eph. 4, 1. 3. (1—3.)

Abermals sehen wir heute den Apostel als Gefangenen vor uns. Feierlich beginnt er seine heutige Ermahnung an die Epheser: „Ich, der Gefangene im Herrn, bitte euch“, ich, der um des Herrn und seiner Sache willen Gefesselte. Abermals ein rührendes Bild: Alles eigene Leid vergißt er, um ganz aufzugehen in der Fürsorge für seine Schäflein.

Und was liegt nun dem Apostel vor allem am Herzen? Den Grundton der vorhergehenden und folgenden Lehren und Ermahnungen bildet die Einigkeit der Christen untereinander. Ja, die heutige Epistel ist so recht das Hohelied der Einigkeit, ein Lied in so überzeugenden und eindringlichen Tönen, daß es wert ist, durch alle christlichen Länder und Zeiten fortzuklingen.

Als unser Herr von seinen Jüngern Abschied nahm in jener Nacht, da er gebunden und gefesselt den Weg der Leiden antrat, da war die Mahnung zur Einigkeit das größte Anliegen seines heiligsten Herzens: „Vater, ich bitte dich, daß alle eins seien!“ — so flehte er rührend im hohepriesterlichen Gebete.

Sein Apostel handelt ähnlich. Der Gebundene des Herrn mit den klirrenden Ketten kennt kein größeres, heiligeres Anliegen für die Seinen als die Bitte um die Einigkeit. —

Auch der Gefangene im Vatikan stellt uns beständig als Hauptanliegen des Gebetes die Einigkeit vor (Abläß).

Geliebteste, was wäre uns heute nötiger als die Einigkeit der Christenheit? Ist nicht Unfriede, Zerrissenheit der

Völker und Nationalitäten das Brandmal der Zeit? War der Weltkrieg nicht eine wahre Weltherrschaft aller bösen Geister des Hasses und der Feindschaft? Ist nicht die Uneinigkeit der verschiedenen Stämme, Stände, Parteien, Berufsklassen, der Familien und nächsten Verwandten immer und überall der Störenfried allen Volks- und Staatswohls, der Verderber des Glücks im öffentlichen und privaten Leben? Ist das der Christen würdig? Nein, tausendmal nein! Christen sollen dem Panier folgen, das die heutige Epistel vor uns hinstellt, den Signalarufen, die der Apostel ertönen läßt. O lauschen wir diesen Tönen, lassen wir unsere Herzen erfüllen von seinen heiligen Klängen! Wohlan:

I. Warum und

II. wie sollen wir nach Einigkeit streben?

I.

„Ich der Gefangene des Herrn, bitte euch: „Wandelt würdig des Berufes, wozu ihr berufen seid.“ Was das für ein Beruf ist, hat der Apostel bereits vorher erklärt (2, 19). Die Christen sind berufen, „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes zu sein“. Welch ein erhabener Beruf! Wie sollten sie aber wahre Mitbürger der Heiligen, würdige Hausgenossen Gottes sein, wenn sie nicht in Liebe, Eintracht und Frieden mit einander leben? Darum heißt es weiter: „Bemühet euch, die Einheit des Geistes zu erhalten!“ Mühen und anstrengen sollen sie sich also, das kostbare Gut der Einigkeit zu erhalten. Welcher Art dieses Bemühen sein soll, werden wir im zweiten Teil unserer Betrachtung sehen, zunächst betrachten wir, warum diese Einigkeit ein so kostbares, der Mühe werthes Gut ist.

1. Denn wohlgemerkt: Der Apostel sagt nicht: Bemühet euch, die Einheit des Geistes zu erlangen, sondern zu erhalten, bewahren. Sie ist ein von Christus uns geschenktes Kleinod, ein Schatz, den die Menschen aus eigener Kraft nicht hätten finden und erwerben können. „Friede auf Erden!“ so lautete ja die Verheißung in Bethlehem. „Es ist vollbracht!“ so hieß die Erfüllung auf Golgatha, „Friede mit euch!“ der Auferstehungsgruß. „Christus ist unser Friede, da er aus allen eins gemacht und die Scheidewand niedergerissen hat,“ so jubelt der Apostel im selben Epheserbrieфе (2, 14). Ja, die Scheidewand zwischen Judentum und Heidentum nicht bloß, sondern zwischen allen Völkern, allen Zungen und Zonen, allen Ständen und Geschlechtern ist in der Tat niedergerissen, alles ist zu einer großen Gemeinschaft zusammengeschweißt worden in Christus. Was das ganze heidnische Altertum für unmöglich gehalten hätte, das ist durch Christus in seiner Kirche Wahrheit und Wirklichkeit geworden. Alle sind geeint wie die Glieder eines Leibes. „Ein Leib“ — die zwei mächtigen, ausrufartig aneinander gefügten Worte sind die ersten Granitsteine*) jenes Fundamentes, auf dem die christliche Einheit aufgebaut ist. „Gleichwie wir viele Glieder an einem Leibe haben . . ., so sind wir viele ein Leib in Christo“ (Röm. 12, 4). Zwei kleine Worte, aber welch ein Inhalt! Alle Glieder eines Leibes bilden ja eine innige Gemeinschaft. Alle durchströmt dasselbe Blut. Alle wirken zusammen, daß es dem ganzen Leib wohl gehe. Eins schützt und stützt das andere, eins nützt und hilft dem anderen. Aug' und Ohr machen, die Hände schaffen, die Füße tragen, das Haupt denkt, alle arbeiten zum Besten

*) Cf. von Steppeler, Hom. u. Pred., Freib. 1912, 136.

des Ganzen. Es ist kein Streiten unter den Gliedern. Kein Finger tut dem andern wehe, kein Glied läßt das andere im Stich, legt dem andern Hindernisse in den Weg. Welch eine Einigkeit, welch ein Frieden unter den Gliedern eines Leibes! So soll es auch unter den Christen sein: Bemühet euch, Einigkeit zu erhalten; denn ihr seid ein Leib. Auch hier alle geschart um dasselbe Haupt, alle geeint und verbrüdert durch dieselben Ideen und Interessen. Welch ein einträchtiges Zusammenarbeiten aller Nationen, z. B. in den Missionen, im Peterspfennig, in der Unterstützung der Nothleidenden anderer, selbst feindlicher Nationen, wenn der Papst dazu aufruft! Kein noch so ausgedehnter Weltverkehr, keine Schienen- und Wasserwege, keine Ideen- und Interessengemeinschaft anderer Art vermag eine solche Verbrüderung der Völker und Länder zu schaffen, wie sie Christus in seiner Kirche geschaffen hat. Aber leider, nicht alle Glieder dieses einen Leibes in Christo bemühen sich, diese Einigkeit zu bewahren. Ach, diese Glieder Christi arbeiten einander entgegen, befehdn, bekriegen einander, kränken, schaden, schmähen einander! Wie schön wäre es auf Erden, wenn der Wahlspruch: „Viribus unitis!“ überall Geltung hätte wie bei den Gliedern eines Leibes! Da würden alle Arbeiten erleichtert, alle Schwierigkeiten besiegt, allem Schaden vorgebeugt, da würden die großartigsten Unternehmungen gedeihen, da würde ein gut Theil des Paradieses auf Erden zurückgewonnen. Ach, sind nicht diese herrlichen Schriftstellen, die von dem einen Leib in Christo reden, vielen nur noch leere Deklamationen? Sind Gottes Worte „ein Spottlied in unserem Munde geworden“ wie zur Zeit des Propheten (Ez. 33, 31)? Sind sie nicht mehr jenes heilige Wort, das da bleibet in

Ewigkeit (Ps. 118, 89; 1. Petr. 1, 25)? O Christen, bemühet euch wieder alle, die Einigkeit zu erhalten, denn ihr seid ein Leib!

2. „Ein Geist.“ Wiederum zwei wichtige Granitsteine des Einheitsfundamentes. Der Leib ist nichts ohne die Seele. Die Seele ist es, welche die verschiedenen Glieder zu einem Ganzen eint. Der Leib Christi soll also auch von seinem Geiste belebt und regiert werden, der alle Glieder durchdringt und durchwirkt. Die äußere Zugehörigkeit zur Kirche, dem geheimnisvollen Leibe Christi, nützt nichts, wenn wir nicht auch von Christi Geist durchdrungen sind. „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein,“ sagt die Hl. Schrift. „Wer dem Herrn (wahrhaft) anhängt, der wird ein Geist mit ihm“ (1. Kor. 6, 17). Der Geist Christi ist aber vor allem der Geist der Liebe. Wären alle von ihm erfüllt, dann würden die Geister der Bosheit, des Hasses, Neides, Streites immer mehr auf Erden gehannt werden, dann würden alle verbunden sein zu einer großen Harmonie wie ein herrlicher Lob- und Preischor zur Ehre Gottes, trotz aller Verschiedenheit der hohen und tiefen Töne, der starken und schwachen Stimmen, doch alle zusammenklingend in dem einen Geiste.

3. „Sowie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung eures Berufes“ — wieder ein mächtiger Beweggrund zur Einigkeit. Was die Menschen hier auf Erden zu Vereinigungen, Verbänden, Gesellschaften aller Art zusammenschließt und einig erhält, ist der gemeinsame Zweck, den sie verfolgen. Diesen Zweck, dieses Ziel schreiben sie als Devise auf ihre Fahne. Jeder, der dieser Vereinigung beitrifft, weiß es, dieses Ziel gilt es zu fördern, dieses Band schließt alle fest zusammen. — Nun, meine Lieben,

haben nicht alle Gläubigen samt und sonders das eine Ziel, die ewige Hoffnung? Wozu sind wir auf Erden, wozu ist das Christentum gegründet, die Kirche gestiftet, wozu leben und wirken wir, wenn nicht um das eine Notwendige zu erreichen? Die eine ewige Glückseligkeit ist das große Ziel, der große Daseinszweck aller Erdenpilger. Alle sind wir Reisegefährten auf der großen Reise ins Jenseits. Bient da nicht Einigkeit? Es gibt nur einen Himmel für alle. Dort droben sollen wir im ewigen Frieden zusammenwohnen — und auf Erden wollen wir uns nicht vertragen? Dasselbe Ziel aller Christen und tägliches Streiten und Hadern — wie reimt sich das zusammen? Die hier nicht einträchtig zusammenleben können, die können es auch nicht im Jenseits, können nicht eingehen in den Ort des Friedens. Die Hölle nur ist der Ort ewigen Fluchens und Hassens. O Christen, ihr Mitbürger der Heiligen, Hausgenossen Gottes, wandelt würdig eures gemeinsamen Berufes, wandelt einträchtig! Fördert euch gegenseitig im Streben nach dem einen Ziel und macht euch den ohndies sauren Pilgerweg nicht durch Uneinigkeit noch schwerer!

4. „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ — wiederum ein dreifaches Band der Einigkeit, das uns umschlingt. Vorher wurde auf unser gemeinsames Ziel hingewiesen, jetzt auf unsern gemeinsamen Ursprung. Derselbe Herr hat uns alle geschaffen und in seinen Dienst genommen. Halten nicht die Diener eines und desselben Herrn fest und treu zusammen? Derselbe Herr hat uns alle erkaufte mit demselben heiligen Blute. Alle trug und trägt er mit gleicher Liebe in seinem heiligsten Herzen. Für alle ist dieses eine Herz durchstoßen worden, für alle opfert es sich täglich auf dem Altare. Er ist gekommen, alle zu

suchen und selig zu machen. Für alle bittet er droben zur Rechten des Vaters. Diesem einen Herrn sind wir alle dienstpflichtig. Umschlingt uns alle also nicht ein unzerreißbares Band der Einheit? Soll das Feuer der gemeinsamen Jesusliebe uns nicht alle unzertrennbar zusammenschweißen? Sind nicht alle Untertanen mit verschiedenster Gesinnung einig im Bekenntnis zu König und Vaterland? Scharen sie sich nicht einmütig Mann für Mann um seine Fahne? Mit welchen Blicken muß Jesus uns anschauen und fragen: Bin ich König und Herr von euch allen — wo ist euer einmütiger Dienst?

5. „Ein Glaube.“ Dieselbe Überzeugung, dieselben Abzeichen, dieselbe Uniform einigt uns. Stolz und freudig nennen wir uns alle „Glaubensgenossen“. Kein innigeres Band kann Menschen umschließen als die gemeinsame Begeisterung für die höchsten und heiligsten Dinge. Wie leuchtet dein Auge auf, wenn du in der Fremde nach langer Trennung von der Heimat inmitten von Andersdenkenden einem Glaubensbruder die Hand drücken kannst! Wie schlägt dein Herz höher, wenn einer deine Glaubensideale verteidigt, wenn sich an seinem Glaubensfeuer deine Überzeugung erwärmt! Sollten wir Glaubensgenossen nicht sein: ein „einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennend noch Gefahr“? Einig in der großen Hauptsache, sollen wir uns wegen kleiner Nebensachen entzweien? Und haben wir nicht auch mit den andersgläubigen Christen so vieles gemeinsam, daß wir besseres zu tun wissen sollten, als uns gegenseitig zu befehlen?

6. „Eine Taufe.“ Ja, ist jener Prinz aus edlem Geblüt nicht mit demselben Taufwasser getauft wie jenes Bettelkind? Und gilt dasselbe nicht auch von den übrigen

Gnadenquellen? Am selben Bußstuhl stehen hoch und niedrig, arm und reich nebeneinander; derselbe Leib, dasselbe Blut nährt sie an der Kommunionbank. Welch mächtige Bande der Eintracht, Liebe, Friedfertigkeit! Können Menschen, die an derselben Quelle trinken, am selben Tische essen, einander feindlich sein?

7. Und endlich das letzte Band: „Ein Gott und Vater aller.“ Kinder eines Vaters, Verwandte, die aus derselben Wurzel ihren Stammbaum ableiten, bilden eine Familie, ein Geschlecht, das sich naturgemäß eng zusammenschließt. Auch wir haben alle einen Vater, bilden eine Familie. Für alle sorgt dieser Vater, über allen waltet er. Er gibt für alle seinen Regen und Sonnenschein. Er gibt und erhält allen die Kräfte des Leibes und der Seele. Wie wird dieser Vater betrübt und erzürnt sein, wenn seine Kinder sich nicht vertragen!

Meine Geliebten! Bedarf es noch eines Wortes? Welche gewaltigen, geradezu überwältigenden Beweggründe zur Einigkeit hat uns der Apostel vor Augen geführt! In welchem Lichte erscheint uns jetzt Zank, Haß, Streit der Christen, wenn wir bedenken: Ein Leib, ein Geist, eine Hoffnung, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller! Wahrlich, ein Hohelied der Einigkeit, das jeden ergreifen muß!

II.

Doch die Gefahren der Uneinigkeit sind trotzdem groß. Der Teufel geht umher und sucht das Unkraut der Zwietracht überall auszustreuen. Darum ist auch die zweite Frage bedeutungsvoll: Wie sollen wir die Einheit bewahren? Der Apostel sagt es uns: „Wandelt würdig des Berufes, wozu ihr berufen seid, mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld ertragend einander in Liebe.“ Demut,

Sanftmut, Geduld sind also die drei kostbaren Mittel zur Erhaltung des Friedens, die drei mühevollen, aber segensreichen Wege zur Bewahrung der christlichen Einigkeit. Wie tief hat der Apostel auch hier in das menschliche Herz, in die verschlungenen Pfade des Menschenlebens hineingeschaut! Der Gefesselte des Herrn sendet uns helles Licht aus dem Dunkel seines Gefängnisses.

1. Mit Recht beginnt der Apostel mit der Demut. Hoffart ist der tiefste Grund aller Uneinigkeit. Satan, der Zwietrachtstifter, ist durch Hochmut gefallen und verleitet zum Hochmut. Christus, der Friedensfürst, ruft: „Vernet von mir; denn ich bin sanft und demüthig von Herzen!“ Der Hochmütige denkt von sich groß und gering von anderen. Er will alles besser wissen, überall vorgezogen werden. Nichts kann man ihm recht machen, überall fühlt er sich verletzt, überall findet er Steine des Anstoßes. Anders der Demüthige. Seine Losung ist nach der Nachfolge Christi: Nichts von sich halten, von anderen gut und hoch denken. Darum ist mit ihm stets gut auszukommen.

Er hält sich nie für unfehlbar, bleibt sich seiner eigenen Fehler und Schwächen bewußt und kehrt vor seiner eigenen Thür. Geschieht ihm ein Unrecht, so ist er nachgiebig und trägt es im Bewußtsein seiner Schuld vor Gott. Freilich muß es die echte Demut sein. Mancher beugt sich nur vor den Höhergestellten, Reichen, Mächtigen; gegen Niedriggestellte, Arme, Unbedeutende ist er dagegen hochfahrend und aufgeblasen. Der wahrhaft Demüthige sieht in jedem Mitmenschen eben das Glied Christi, das Kind desselben Vaters, den Mitbürger der Heiligen, den Miterben des ewigen Lebens. Er denkt stets: Wer weiß, wieviel höher jener Mitchrist in den Augen Gottes steht? Was wäre ich ohne Gottes Gnade? Wer weiß, wie unser Ende sein

wird, am Sterbebette, im Gerichte? Solche wahre Demuth ist in der That ein starker Panzer gegen alle Uneinigkeit, Unfriedlichkeit.

2. Der Demuth Tochter ist die Sanftmut (Corn. a Lap.), abermals ein wahrer Schutzpanzer der Einheit. Der Sanftmütige weiß ruhig Blut zu bewahren auch bei Unfreundlichkeiten, Beleidigungen, Unbilden. Tausend große und kleine tägliche Anstöße und Gefahren des Unfriedens räumt er still aus dem Wege. Er fährt nicht gleich rechthaberisch drein, läßt sich gern etwas gefallen, dämpft seine Empfindlichkeit, Reizbarkeit, Heftigkeit. Ja wahrlich, wer Frieden und Einheit erhalten will, muß sich in der Sanftmut üben: das ist eine goldene Wahrheit. Ohne Sanftmut wird das zarte Band des Friedens gar schnell zerrissen sein. Da ist kaum ein Tag ohne Anlaß und Gefahr dazu. Nie in Hornesaufwallung reden, handeln! An den Kaiser Augustus schrieb sein Freund Athenodor: „Kaiser! Solltest du dich erzürnen, sage nichts und tue nichts, bevor du nicht die 24 Buchstaben des (griech.) Alphabets still vor dich hingesprochen hast.“ Wir wollen lieber dafür setzen: Sage nichts und tue nichts, bevor du nicht wenigstens ein Vaterunser still gebetet hast. — Ein erfahrener Seelsorger gab einem Brautpaar folgendes „Hochzeitsgeschenk“: „Liebe Brautleute! Meine Hochzeitsgabe ist sehr unscheinbar und klein, aber vielleicht die wertvollste von allen euren Gaben; denn sie wird euch glücklich machen. Es ist folgender Rath: Sobald es zwischen euch zu irgend einem Wortwechsel kommt, dann sprecht: Wir wollen die Angelegenheit auf morgen verschieben.“ Das heißt in der That das Band des Friedens erhalten durch die Sanftmut; denn am kommenden Tage sieht man ein, wie kleinlich die Ursache des Streites war und vergißt darauf.

3. Die Schwester der Sanftmut ist die Geduld oder besser Langmut, eine gleichfalls unerläßliche Mitgift für das Leben. Wir müssen nun einmal zusammenleben nicht mit Engeln, sondern mit Menschen, die voller Gebrechen, Fehler, Unvollkommenheiten sind. Täglich zeigen sich im Verkehr scharfe Ecken, Kanten, Rauheiten, täglich gibt es Reibungen, unsanfte Berührungen, Meinungsverschiedenheiten, die das kostbare Band des Friedens zu verletzen, zerreißen drohen. Da ist die Geduld das kostbare Mittel, alles zu glätten, zu ertragen, auch wenn es Opfer kostet. Geduld macht opferstark, auch Verkernungen, Schmähungen, Mißhandlungen zu ertragen. Mit Geduld einander ertragen in jener Liebe, die alles glaubt, hofft, duldet (1. Kor. 13, 7) — ist ein Talisman für das Leben. Muß nicht auch täglich Gott der Herr Geduld mit uns und unseren großen Schwächen haben?

Meine Lieben! Fragen wir uns also: Wie oft haben wir gegen das hohe Himmelsgut des Friedens gefehlt durch Ungeduld, Mangel an Sanftmut und Demut! Wie mancher spricht: „Ich lasse mir nun einmal nicht alles gefallen; ich kann das nicht auf mir sitzen lassen.“ Ist dies nicht meistens Mangel an Demut? — Ein anderer sagt: „Ich bin nun einmal so. Wenn ich auch aufbrause, ich bin doch gleich wieder gut.“ Aber wieviel Schaden richtet dieser Mangel an Sanftmut im Leben an! — Oder sprichst du vielleicht: „Ach, da müßte man ja keine Nerven haben, wenn man so ein geduldiges Lamm sein sollte!“? O, versuche es nur ein wenig mit der Geduld; das wird in tausend Fällen dem Frieden und auch deinen Nerven zuträglich sein.

Denken wir alle stets an den Apostelruf aus dem Kerker: Seid einig, einig, einig! Ein Leib, ein Geist, eine Hoff-

nung, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller. Im hellen Lichte dieses Wortes wollen wir unser verblaßtes Christentum neu orientieren, revidieren, reformieren. Müßte uns sonst nicht bangen, wenn dieser eine Gott Richter über unser Christentum sein wird? — Darum auf zur Einigkeit! Damit wir einst selig die Schlußstrophe unseres Hoheliedes singen dürfen: Ein Gott und Vater aller, der da ist über alle, durch alle, in allem: Er sei gebenedeit in die Ewigkeiten der Ewigkeiten! Amen.

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Reichtümer der Gnade.

Brüder! Ich danke meinem Gott allezeit euretwegen für die Gnade Gottes. 1. Kor. 1, 4. (4—8.)

Ein herrliches Dankgebet haben wir heute vor uns. St. Paulus, „der berufene Apostel Jesu Christi“, schreibt an „die Gemeinde Gottes zu Korinth, die in Christo Geheiligten“. Er grüßt sie „alle, die den Namen Jesu anrufen“, aus der Fülle des Herzens wie ein Vater seine geliebten Kinder in der Ferne grüßt. Was ist das erste Wort nach diesem Gruße? Unsere heutige Epistel ist ja der Anfang des ersten Korintherbriefes. Was liegt dem Apostel also vor allem am Herzen? Was läßt nicht nur heut, sondern allezeit sein Herz überfließen von heiligen Gefühlen? Es ist der Dank gegen Gott und zwar für die Gnade, die den Korinthern in Christo gegeben ist: Brüder! Ich danke meinem Gott allezeit euretwegen für die Gnade, die euch in Jesu Christo gegeben ist.“

Meine Geliebten! Welch ein Lichtstrahl aus der Tiefe eines apostolischen Herzens! Dank für die Gnade! Immerwährender Dank gegen Gott für die Gnade in Christo! Dank für die Gnade anderer! Welch ein ungewohntes Wort! Welchen Klang hat es für unsere Ohren! Undank ist ja der Welt Lohn, Undank vor allem gegen Gott, Undank schon für die sichtbaren Gaben, Undank ganz besonders für die unsichtbaren Schätze der Gnade in Christo. Wer dankt vollends für die Gnade, die anderen gegeben ist? Wer dankt immerdar, allezeit? Und reich sind die Korinther geworden in allem durch diese Gnade. Das ist ein anderer Reichtum als jene irdischen Schätze Korinths, einer der reichsten und üppigsten Städte der damaligen Zeit. —

Großes Apostelherz, lehre auch uns wieder dankbar werden, dankbar unserm Gott für den großen Reichtum der Gnade Christi, durch die wir in allem reich geworden sind, so daß es uns an nichts mangelt! Lehre uns heute diese Grundtugend eines echten Christenherzens, ohne die wir Gott nicht gefallen können: Dankbare Hochschätzung der göttlichen Gnade! Stimme unsre Herzen auf diesen Grundton, ohne den es keine Seelenharmonie in uns gibt, kein vereinstimmiges Einstimmen in die seligen Harmonien der Ewigkeit!

Mein Christ, preise auch du den Reichtum der Gnade; denn

- I. sie bringt die Fülle der Lehre und Erkenntnis,
- II. sie bekräftigt in uns Christi Zeugnis,
- III. sie macht uns beharrlich bis ans Ende.

I.

Meine Andächtigen! Als gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Augenheilkunde gewaltige Fortschritte machte, und berühmte, zunächst meist ausländische Ärzte durch die deutschen Lande zogen, um

den Erblindeten den Star zu stechen, da war der Jubel und Dank derer, denen das Augenlicht wiedergegeben wurde, unbeschreiblich groß. Mit königlichen Ehren überhäufte man die Ärzte. Die Dankbarkeit äußerte sich in der rührendsten Weise. Man küßte den lichtbringenden Rettern die Hände, ja die Füße.

Nun ist gewiß das Augenlicht eine der kostbarsten Gaben, für die wir tagtäglich Gott danken sollten, um deren Erhaltung bis ins hohe Alter wir nicht oft genug beten können. Doch noch weit höher einzuschätzen ist das Licht der Gnade, durch das Gott unsre Seelen erleuchtet. Ohne dieses Gnadenlicht ist es finster in den Menschen. Der Star hat ihr geistiges Auge geblendet. Sie „sitzen in Finsternis und Todesschatten“, wie die Heilige Schrift sagt (Luk. 1, 79). Von ihnen gilt das ergreifende Wort des Propheten: „Sie tappeln nach der Wand wie Blinde und tasten umher wie die, welche keine Augen haben . . . sie sind im Dunklen wie die Toten“ (Jes. 59, 10). Und ach, auf diese Finsternis auf Erden folgt die ewige Finsternis, der ewige Tod. Vergleichen wir uns doch mit den armen Heiden, denen das Licht der Gnade nicht leuchtet! Auch die weisesten unter ihnen waren im Dunklen über die Dinge, welche der Katechismus jedes Kind lehrt. Sie wußten keinen Bescheid über das Woher und Wohin des Menschen, über das Warum und Wozu des Lebens. Sie zerbrachen sich die Köpfe über die ersten und wichtigsten Lebensfragen und verzweifelte über ihrer Unwissenheit. Viele fanden in den Irrgängen der Lebensrätsel nicht aus und ein und nahmen sich das Leben. Wie glücklich sind wir Christen, denen „das Licht der Welt“ (Joh. 8, 12) erschienen ist in Christus, in ihm, von dem das Prophetenwort gilt: „Siehe, ich gebe

dich zum Lichte für die Heiden, daß du öffnest die Augen der Blinden . . . und aus dem Kerker führst die in Finsternis Sitzenden" (Jf. 42, 7)! O seliges Licht, das uns aufgegangen ist! Soll denn nun nicht jeder aus uns wie jene geheilten Blinden dem lichtbringenden Retter zu Füßen fallen und mit Paulus sprechen: „Ich danke allezeit meinem Gott für die Gnade, die mir in Jesu Christo gegeben ist, daß ich in allem durch ihn reich geworden bin in aller Lehre und Erkenntnis"? Ja, wahrhaftig, es gibt keinen größeren Schatz, keinen größeren Reichtum als die Lehre Christi, die uns reich macht in aller Erkenntnis. Korinth war freilich eine der reichsten Städte der damaligen Zeit, von Luxus und Üppigkeit erfüllt, auf seine Wissenschaften, Künste und Gelehrsamkeit stolz. Doch was war jener tote Reichtum, der so schnell in nichts zerfiel, was war jenes noch so gerühmte Wissen gegen die Reichtümer der Gnade in Christus, die die Seelen hell und rein und glücklich machen für Zeit und Ewigkeit? Jede Seite des Katechismus ist ja eine wahre Goldgrube der Lehre und Erkenntnis, die viele nur darum so wenig achten, weil sie ihnen so mühelos zuteil wird. Hier ist die Wissenschaft aller Wissenschaften zu finden, die Lösung der wichtigsten Lebensfragen, die Fundamente der Weltweisheit, die einzig wahre „Aufklärung“ durch „das Licht, das alle Menschen erleuchtet“. Das Bischofswort (Ketteler) bleibt wahr! „Der ganze Katechismus ist ein innerlich wunderbar zusammenhängendes System geoffenbarter Grundwahrheiten“ und ebenso wahr ist das Wort eines tiefen Denkers und großen Gelehrten (Troplong, Präsidenten des französischen Senats), das er angesichts des Todes (1869) sprach: „Nachdem man viel gelesen, viel studiert und lang gelebt hat, erkennt man,

wenn der Augenblick des Todes herannah, daß das einzig Wahre der Katechismus ist." Ach, daß doch so viele Christen von heute ihren Reichtum in Christus nicht mehr erkennen und schätzen wollen! Sie gleichen dem Besitzer eines Acker's mit einem verborgenen Schatz, den er nicht kennt, einem Grundeigentümer mit großen unausgebeuteten Bodenschätzen in der Tiefe, einem Loren, der einen Diamanten von Millionenwert wegwirft, weil er seinen Wert nicht kennt. Wir, meine Andächtigen, wir sinken mit St. Paulus auf die Knie und rufen mit gefalteten Händen: „Ich danke meinem Gott allezeit für die Gnade, die mir in Jesu Christo gegeben ist, daß ich in allem durch ihn reich geworden bin in aller Lehre und Erkenntnis.“ Lassen wir unser Innerstes nur immer mehr erleuchten von dem Lichte der Gnade, das uns alles erhellt, überall die rechten Wege weist! Vor diesem Himmelslicht der Gnade schwinden die armen Leuchten dieser Erde wie die Sterne vor dem Glanze der aufgegangenen Sonne. Öffnen wir unser Herz immer weiter dem Sonnenschein der Gnade!

Der Apostel jubelt über die Gnade, die uns „gegeben“ ist. Also ist sie eine Gabe, ein unverdientes Geschenk Gottes, um das wir oft beten müssen. Aber ach, die Menschen beten um alles mögliche, nur nicht um die Reichtümer der Gnade Gottes. — Sie ist uns gegeben „in Jesu Christo“, d. h. in der übernatürlichen Vereinigung mit Christus. Mit ihm vereint zu bleiben, immer mehr vereint zu leben, muß also unser Ziel sein, sollen wir immer reicher werden an Erkenntnis, Lehre und Licht von oben. Die Todssünde ist jene Finsternis, die das Gnadenlicht in uns auslöscht. Darum so viel Mangel an übernatürlichem Licht bei manchen Christen,

weil sie so oft, so lange von Christus losgerissen sind durch die Todsünde. Die Todsünde als Todfeind bekämpfen, ist also unsere erste Aufgabe, damit wir reich und immer reicher werden an Gnaden^schätzen. Mögen andere andere Reichtümer suchen, du, mein Christ, suche reich zu werden in Gott! Lassen wir uns nicht beschämen durch neubefehrte Heiden, die ihren Reichtum in Christus zu schätzen wissen. So jubelte eine alte Heidin in Uganda, die von der Last der Jahre ganz gebeugt war, als sie erfuhr, daß sie zur Taufe zugelassen sei: „Ich war alt, aber nun bin ich wieder jung; ich war krank, aber jetzt bin ich gesund; ich war arm, aber jetzt bin ich reich. Weg, meine Lieben, macht Platz, jetzt will ich tanzen und springen“ *). — Ein anderer Neubefehrter erfuhr von einem hartnäckigen Häuptling, daß er 1000 Gulden dafür haben wollte, wenn er Christ werden solle. „Oh, der hat wenig erbeten!“ war seine Antwort. „Ich könnte auf 1000 Booten nicht verladen, was ich Christus verdanke!“

II.

Die Gnade hat ferner das Zeugnis von Christo in den Korinthern bekräftigt. So hat sich das Evangelium in seiner Kraft und Wahrheit in den Gläubigen nach außen offenbart. Die Lehre und Erkenntnis wurde zur Tat, zum tatkräftigen Zeugnis von Christus. Die Gnade ist ja nicht bloß Licht, sondern auch Kraft. Gnade und Kraft steht so oft in der Heiligen Schrift nebeneinander. „Stephanus war voll Gnade und Kraft“ — so lautet die Grabinschrift, die die Apostelgeschichte dem ersten Zeugen Christi und Vorbild aller Christen widmet, ein Ruhmeswort für den Reichtum der Gnade in Christus.

*) Schwager, Die kath. Heidenmission, Steyl, 1912.

Die Gnade ist die erste Kraftquelle, wie sie die erste Lichtquelle ist. Schön und klar lautet die Lapidarschrift des Hebräerbriefes (13, 9): „Das Beste ist, das Herz mit der Gnade zu stärken“; d. h. suchst du Kraft und Stärke für dein Herz, tiefinnere, alles bewegende und treibende, Stürmen und Wettern trotzen Seelenkraft, suche sie nirgends anders als in den Quellen der Gnade! Das Auge, das Entferntes sehen will, bedarf des Fernrohres, die Hand, die Schweres heben will, des Hebels, der Mensch, der Hohes erreichen will, bedient sich der Leiter: die Seele, der das Weite, Schwere, Hohe gelingen soll, bedarf der Gnade. Daher so viel Charakterschwäche um uns, so viele Mißerfolge in der Erziehung, so häufiges Mißlingen unsrer Aufgaben, so häufiges Verfehlen des Lebenszieles, weil man die Gnade als Kraftquelle, als erste und wichtigste Kraftquelle vergißt, das Heil an falscher Stelle sucht.

„Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“ — lautet ein anderes Danklied des Apostels, das dieselbe Kraftquelle nennt. Auch hierin gilt von uns das Wort, daß es uns an keiner Gnade mangelt, daß wir in allem durch Christus reich geworden sind, reich an Kraft, für ihn Zeugnis abzulegen. Sind wir nicht so glücklich, täglich „schöpfen zu können aus den Quellen des Erlösers“? Täglich steht uns zur Verfügung die Kraftquelle des Gebetes im Namen Jesu mit seinen großen Verheißungen. Täglich fließen die Gnadenquellen der heiligen Sakramente für alle Lebenslagen und Bedürfnisse. Täglich können wir schöpfen aus dem Segensquell des heiligen Meßopfers. Wir besonders in unseren Tagen müssen unseren Reichtum preisen, nachdem uns durch den Statthalter Christi die erste und größte Kraftquelle der heiligen Kommunion so leicht zugänglich gemacht ist. Wahrhaftig, reich sind

wir geworden in allem, und es mangelt uns an nichts, wenn wir nur wollen. In der heiligen Kommunion empfangen wir ja den, der der Urheber aller Gnade ist. „Das Mark Gottes“ nennt die heilige Theresia mit Recht diese Quelle der Kraft. Die häufige, womöglich tägliche Kommunion muß also „das Lösungswort aller Guten“ werden, wie Pius X. (durch seinen Legaten Vanutelli auf dem Eucharistischen Kongreß in Tournai 1906) erklären ließ. Wodurch wurde denn das Zeugnis von Christo in den ersten Christen, den Helden der Martyrszeit so bekräftigt? „Sie verharrten in der Gemeinschaft des Brothbrechens“, sie empfingen womöglich täglich die heilige Kommunion. Ein starkes Geschlecht brauchen wir wieder im modernen Heidentum. Reich an Kraft müssen wir also wieder werden durch das „Mark Gottes“, daß es uns an keiner Gnade mangelt. Täglich braucht dein Leib Nahrung, daß er nicht kraftlos werde, also auch die Seele. — „Bist du denn aber wirklich schon so fromm, daß du so häufig kommunizierst?“ — fragte jemand einen braven Knaben. Die Antwort lautete licht und klar: „Ich kommuniziere häufig, nicht weil ich fromm bin, sondern damit ich fromm werde.“ Er wollte reich werden in allem durch Christus. — Ein Jüngling war von der Gewalt der Leidenschaften ganz gefnebelt. Der heilige Philippus Neri verordnete ihm zum allgemeinen Staunen als Heilmittel 14 Tage lang die heilige Kommunion. Der Jüngling kämpfte von einem Tage zum andern, um sich rein zu halten. Siehe, er wurde reich durch den Gnadenquell, reich an Kraft zum Siege, führte fortan ein erbauliches Leben und starb den Tod eines Heiligen. Das ist ein Beispiel für viele.

Meine Lieben! Wie steht es also mit uns? Ist unser Leben ein Zeugniß für Christus? Sind wir voll Gnade und Kraft? Suchen wir alles zu vermögen in dem, der uns stärkt? Oder gilt von uns das ergreifende Wort der Schrift: „Ihre Seele verabscheute die Speise — und so kamen sie nahe den Pforten des Todes“ (Ps. 106, 18)? Bleiben wir arm an den Quellen des Reichtums?

III.

Der Apostel dankt weiter seinem Gott, daß es seinen geistigen Kindern an keiner Gnade mangelt in der Erwartung der Offenbarung Christi, „welcher euch auch bis ans Ende befestigen wird“. Wiederum ein Hinweis auf den Reichtum der göttlichen Gnade, welche uns beharrlich macht bis ans Ende. Ach ja, was wären wir ohne die Gnade der Beharrlichkeit? Ist das nicht das Trauerlied, das durch alle Jahrhunderte klingt: von dem Wankelmuth der Menschen, die gut anfangen, aber das Angefangene nicht vollenden? „Siehe, die Gott dienen, sind nicht beständig“, so klagte schon der fromme Job (3, 18). „Veränderlich sind die Thoren wie der Mond,“ sagt der weise Sirach (27, 12). „Wie Meereswellen, die von jedem Winde hin- und hergetrieben werden“ — das ist das Bild, das der Apostel gebraucht (Eph. 4, 14). Was nützt aber all das Gute, das einer getan, wenn er nicht ausharrt bis ans Ende? Was nützt aller Reichtum, wenn er plötzlich gestohlen wird? Ist nicht so mancher Reiche schon an den Bettelstab gekommen? Wie gut hatte Salomon, der Weltberühmte, Saul, der stolze König, Samson, der Starke, angefangen! Doch sie waren nicht beharrlich. Wie traurig war das Ende des unter die Zwölf auserwählten Judas! Auch der Teufel kann

sagen: Ich war einst ein Engel. — Wenn einer nach dem Ziele läuft und verunglückt nur ein paar Schritt vor dem Ziele, er erlangt den Preis nicht. Wenn ein Schiff die weiteste Seereise glücklich bestanden hat, es scheitert aber kurz vor dem Hafen, so ist die ganze Reise umsonst. Steht die Ernte noch so schön auf den Halmen — bevor sie nicht eingebracht ist, ist sie nicht sicher. Ein einziger Hagelschauer kann alles vernichten. O gewaltige Gefahr der Unbeständigkeit, vor der die Heiligen gezittert haben!

Großer Gott, wo ist also das auserlesene Mittel, das uns bis ans Ende befestigen wird? Getrost, der Apostel ruft: Reich seid ihr an allem durch Christus, daß es euch an keiner Gnade mangelt; der euch auch bis ans Ende befestigen wird, so daß ihr ohne Sünde seid am Tage seiner Ankunft. Ja, in der That, an Gottes Gnade liegt es nicht, wenn wir unbeständig und wankelmütig sind. „Gott ist getreu,“ sagt der Apostel einen Vers später (9). Immer wieder weist er hin auf den treuen Gott und seine reiche Gnade: „Treu ist, der mich berufen hat, er wird es auch vollbringen“ (1. Thess. 5, 24). „Ich vertraue, daß der, welcher in euch das gute Werk angefangen hat, es auch vollenden wird“ (Phil. 1, 6).

Wie wunderbar sind oft Gottes Wege, um den Menschen bis ans Ende zu befestigen! Wie oft muß man da ausrufen: O Tiefe des Reichtums der Gnade Gottes! Da ist einer in die Sünde gefallen, tief gefallen, immer wieder gefallen. Aber die Gnade überläßt ihn nicht dem Satan als Beute. Sie ruft ihn, ruft ihn immer wieder, geht ihm nach, lockt ihn, schreckt ihn, um ihn zum Aufstehen zu bewegen, vor neuem Falle zu bewahren und dann auf festeren Grund zu stellen (1. Petr. 5, 10). Gott macht es wie ein Gärtner mit den jungen empfindlichen Gewächsen

seines Gartens. Er schützt sie vor kalten Nächten, er lockert den Boden auf, er begießt sie reichlich, er hält die versengenden Sonnenstrahlen von ihnen ab, er gibt ihnen Stützen, daß der Sturm sie nicht knickt, er ist bemüht, Schädlinge abzuwehren. Seine ganze Sorgfalt geht dahin, die Pflanze in der Entwicklung zu festigen, stark, gesund, wetterhart und widerstandsfähig zu machen. Der Herr hat diese Tätigkeit seiner reichen, langmütigen Gnade ja selbst geschildert unter den rührendsten Bildern: Des Gärtners, der den unfruchtbaren Baum nochmals umgräbt, der Henne, die unermüdlich ihre Küchlein sammelt, des Vaters, der den verlorenen Sohn nicht aufgibt, sondern seine Rückkehr sehnsüchtig erwartet, des guten Hirten, der das verlorene Schäflein sucht, der Frau, die das ganze Haus nach der verlorenen Drachme auskehrt. Hier schießt er eine Krankheit, weil er sieht, daß ohne diese Prüfung der Mensch nicht beharrlich bleibt. Dort nimmt er wie ein guter Arzt einen operativen Eingriff vor durch einen Verlust, einen Unglücksfall, eine schmerzliche Demütigung, selbst frühzeitigen Tod. Warum? Weil dies oft das einzige Mittel ist, den Menschen bis ans Ende zu befestigen, ihn vor dem ewigen Untergange zu retten, daß er ohne Sünde ist am großen Tage der Ankunft zum Gerichte.

Geliebteste! Schaut tief hinein in euer Leben, ihr werdet diese wunderbaren Wege der reichen Gnade erkennen, die den Zweck haben, euch beharrlich zu machen bis ans Ende!

Freilich müssen auch wir das Unsrige tun, um die kostbare Gnade der Beharrlichkeit zu erlangen. Beten müssen wir unaufhörlich um sie. — Treu mitwirken müssen wir mit jeder Gnade Gottes, ihr nie das Herz verschließen, nicht undankbar sein gegen sie. „Die Undankbarkeit ist ein glühender Wind, der den Quell der Huld und Gnade aus-

trocknet", sagte der hl. Bernhard. Dankbare treue Benützung der Gnade ist die beste Gewähr, daß sie uns immer reicher zuteil wird bis ans Ende unseres Lebens. — Sodann müssen wir auch wachsam sein auf uns selbst, ob nicht gefährliche Zeichen des Rückschrittes an unserer Seele sich zeigen. Der böse Feind weiß gar leicht, uns in Selbsttäuschung zu hüllen, uns eine Binde vor die Augen zu legen und so auf abschüssige Bahnen zu lenken. Frage dich also: Werden deine religiösen Übungen dir nicht allmählich zur bloßen Gewohnheit? Wirst du nicht immer fäster und träger im Guten? Schleicht sich nicht Lauheit ein. Gleichgültigkeit gegen diese oder jene, zunächst vielleicht nur läßliche Sünde, Scheu vor jeder Selbstüberwindung? Hütest du dich sorgsam vor der Gelegenheit zur Sünde? — Halte von Zeit zu Zeit eine ernste Gewissenserforschung; denn die Gefahr der Unbeständigkeit ist groß, gewaltig groß. Ehe wir es merken, können wir uns auf der Bahn des Rückschrittes befinden, von der Höhe des Eifers herabsinken und in Gefahr kommen, verloren zu gehen. Es gilt uns das Wort: „Bedenke doch, von welcher Höhe du herabgefallen bist! Tue Buße und übe wieder die ersten Werke! (Off. 2, 5.) Die Seele gleicht dann so bald dem Sichtbrüchigen des heutigen Evangeliums, der sich nicht mehr bewegen konnte und wie festgebannt auf seinem Lager lag.

Vor allem denke stets an den großen Tag der Ankunft unseres Herrn Jesu Christi! Mit diesen Worten nennt der Apostel das eine große Ziel aller Menschen: sündenrein, gut vorbereitet zu sein am Tage jener Ankunft. Das ist das Hauptziel, dem sich alles unterordnen muß. Darauf kommt alles an, wie du am

Tage jener Ankunft zum besonderen und allgemeinen Gericht bestehen wirst. Alles andere ist Nebensache. Wache und bete also um die Gnade der Beharrlichkeit! Sei bereit: Du weißt nicht den Tag noch die Stunde! „Der Tag des Herrn kommt wie ein Dieb in der Nacht“ (1. Thess. 5, 1). Benutze fortan alle Gnaden Gottes treu, so wirst du einst ewig reich sein bei Gott! Amen.

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten

Geisteserneuerung.

Erneuert euch im Geiste eures Gemütes . . . !

Eph. 4, 23. (23—28.)

Alle Welt seufzt nach Erneuerung. Neuorientierung auf allen Gebieten ist das Schlagwort der Zeit. Alles in der Tiefe erneuern, von Grund auf umgestalten und verbessern! ist der Sehnsuchtsruf der Menschheit. Wohlan, von der einzig wahren Erneuerung spricht auch das heutige Gotteswort in der Epistel: Erneuert euch im Geiste eures Gemütes! so ruft der Apostel. Es ist ein wahrer Heileruf an die Welt. Bessere Zeiten kommen nur von besseren Menschen. Neues Leben, Heilung der gesellschaftlichen Schäden, Reformierung der Völker und Staaten kommt nicht von äußeren Wandlungen, oberflächlichen Veränderungen, sondern nur von der christlichen Erneuerung in den Tiefen der Seelen, von der Wiedergeburt der Menschheit in Christus. Was Friedrich der Große gegen Ende seiner Regierung einst zu seinem Kultusminister sprach: „Schaffe er mir Religion ins Land, oder schere er sich zum Teufel!“ — war ein zwar unchristlicher, aber bezeichnender Hinweis auf jenen einzigen Weg der Erneuerung durch religiöse Wiedergeburt. Aber mit Wünschen und

Worten ist nichts getan, gehandelt muß werden. Erneuert euch also und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit! Nach Gottes Bild, nach Christi Bild wandelt eure Seele um! Das ist freilich ein großes, umfangreiches Programm. Nicht alle Stücke dieses Programms kann uns die Kirche heute vorlegen. Sie begnügt sich mit vier Stücken, die aber ganz besonders geeignet sind zur Erneuerung der Gesellschaft:

- I. Wahrhaftigkeit,
- II. Friedfertigkeit,
- III. Redlichkeit,
- IV. Mittheilbarkeit.

I.

„Darum leget ab die Lüge, redet Wahrheit ein jeder mit seinem Nächsten; denn wir sind Glieder untereinander!“ so lautet der erste Armeebefehl des großen Völkerhirten Paulus, ein wahrer Rettungsruf an die Menschheit. Ach, ist es nicht wahr, tausendmal wahr geworden das Prophetenwort: „Es ist keine Wahrheit mehr im Lande“ (Os. 4, 1)? Ist die Lüge nicht eine Großmacht, eine der gewaltigsten Großmächte auf Erden geworden, die überall ihre tyrannische Herrschaft übt? Treffen wir sie nicht überall im Leben der Völker und Staaten, im öffentlichen und privaten Leben, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Wandel, bei hoch und niedrig, bei reich und arm? Ist die Lüge nicht die Hauptanstifterin des Weltkrieges gewesen, der so viel Unheil brachte? Würden nicht ganze Ströme von Jammer und Elend, von Not und Tod eingedämmt werden, wenn im Völkerverleben nach außen und innen das Wort befolgt würde: Legt ab die

Lüge! ? Ich frage nur kurz: Wer war schuld, daß die Erde ein trauriges Tränental und ein großer Kirchhof geworden ist, wenn nicht jene Lüge, durch die unsre Stammeltern betrogen wurden? Wer hat Jesum, den Heiligsten und Reinsten, als Übeltäter an den Schandpfahl des Kreuzes gebracht? Wer hat es im Laufe der Jahrhunderte zuwege gebracht, daß die Kirche, die makellose Braut Christi, wie eine Verbrecherin verdächtigt und verfolgt wurde, indes so manche Irrlehre trotz anrüchigen Lebenswandels Ruhm und Anhang fanden? — Ja, man kann getrost mit dem hl. Augustin sagen: „Wo immer ein Schandwerk verübt wird, da ist die Lüge im Spiele“ (in Ps. 109).

Wie bezeichnend sagt der Apostel: „Redet Wahrheit ein jeder mit seinem Nächsten; denn wir sind Glieder untereinander.“ Keinem Gliede des Leibes fällt es ein, das andere zu betrügen. Alle sind gegeneinander ehrlich und treu. Alle geben der Wahrheit gemäß an, was sie gesehen, gehört, wahrgenommen haben. Wenn das Auge zu den Händen sagen würde: „Greif zu! Was da vor dir liegt, sind keine glühenden Kohlen, sondern liebliche Blumen . . .“ — wenn es zu den Füßen sagen würde: „Tritt näher, da ist kein Abgrund, sondern ebener Weg“ — wenn das Ohr lügen würde: „Was ich höre, sind nicht deine Feinde, sondern Freunde“ — der Geruch: „Was ich wahrnehme, ist kein tödliches Gift, sondern süßer Honig . . .“ — würde nicht der ganze Leib Schaden leiden? Also sollen auch die Menschen sich nicht belügen; denn sie sind Glieder untereinander. Die Lüge ist gemeingefährlich, zerstört Treue und Glauben, erzeugt Mißtrauen, Feindschaft, sie ist im höchsten Grade dem Gemeinschaftsleben schädlich. Was würde aus der menschlichen Gesellschaft werden, aus ihrem Handel und Verkehr, Geschäfts-

und Erwerbsleben, aus Erziehung, Gesetzesordnung, wenn die Lüge überall herrschen würde? Welch Idealbild würde andrerseits die menschliche Gesellschaft darstellen, wenn alle gegeneinander so aufrichtig, treu und wahr sein würden wie die Glieder eines Leibes!

Zur Erneuerung des Geistes gehört also, daß im Christen die Wahrhaftigkeit tiefe Wurzeln schlage. Der neue Mensch, der nach Gott geschaffen ist, muß Gottes Wesen, Vollkommenheit nachahmen, an sich tragen wie ein Abbild. Gott aber ist die Wahrheit. „Alle seine Wege sind Wahrheit, und alle seine Werke sind Treue“ (Ps. 32, 4; 116, 2). Christ sein heißt Christo nachfolgen, Christum anziehen. Christus ist aber wiederum die lautere Wahrheit (Joh. 14, 6). Seine heilige Forderung lautet: „Eure Rede sei: „Ja, ja, nein, nein“. Wehe also, wenn Christen sich so weit vergessen, die Lüge täglich zu trinken wie das Wasser, so daß Unwahrhaftigkeit statt Wahrhaftigkeit ihnen zur zweiten Natur wird!

Die Heiden könnten dann manchmal ihre Lehrmeister sein. Von den alten Römern wissen wir, daß sie einem entlarvten Lügner ein Brandmal auf die Stirn drücken ließen. Der römische Kaiser Claudius gab einst den Befehl, das Haus eines abgefeynten Lügners von Grund auf zu zerstören, sein Eigentum einzuziehen und seine Familie in die Verbannung zu treiben, damit das Andenken dieses Mannes für immer ausgelöscht werde. Hätten wir heute noch solche Sitten, wie viele würden jenes Schandmal auf der Stirn tragen, wie viele Häuser würden ein Raub der Flammen werden, wie viele Namen würden ausgelöscht werden! Vor Gott aber besteht dieses Schandmal in der Tat; denn er spricht: „Ein häßlicher Schandfleck am Men-

schon ist die Lüge" (Sir. 20, 26); „lügenhafte Lippen sind dem Herrn ein Greuel" — und sein Strafgericht wird in der That die Lügner treffen, wie einst Ananias und Saphira — früher oder später — vielleicht in ewiger Verbannung von seinem Angesicht, vielleicht im ewigen Feuer; denn „allen Lügnern wird ihr Anteil werden im Pfuhle von Feuer und Schwefel" (Off. 21, 8).

II.

„Bürnet ihr, so sündiget nicht! Die Sonne gehe nicht unter über eurem Borne", so lautet der zweite Paragraph der apostolischen Geisteserneuerung. Gibt es denn einen Born, der erlaubt ist? O ja, es gibt auch einen heiligen und gerechten Born, wie ihn der Herr selbst gegen die Tempelschänder, gegen pharisäische Bosheit geübt hat, wie ihn die Heilige Schrift sogar befiehlt: „Hasset das Böse!" (Röm. 12, 9.) Aber ach, wie leicht kann gerade der Born sündhaft werden, wenn er aus unreiner Quelle, wie Stolz, Neid, Selbstsucht entspringt, wenn er auf ein falsches Ziel sich richtet, auf den Menschen statt auf ihre Sünden, wenn die Art und Weise des Bünnens eine fehlerhafte ist, z. B. zu heftig ist, zu lange anhält. Deshalb sagt der Apostel so schön gerade von dem anhaltenden Borne: „Die Sonne gehe nicht unter über eurem Borne!" Lege dich nicht mit dem brennenden Funken im Herzen zur Ruhe, daß er nicht weiter frist! Dulde die Gifmwurzel nicht im Herzen, sondern reiße sie heraus, ehe sie weiterwächst! Die untergehende Sonne am Abend erinnert dich an die Vatergüte Gottes, die dich den ganzen Tag über mit so vielen Wohlthaten überhäuft hat, während du ihn so oft vergessen und beleidigt hast. Ja, er ließ seine Sonne

scheinen auch über die Bösen, auch über seine Feinde. Wie würde es uns ergehen, wenn Gottes Barmherzigkeit und Versöhnlichkeit nicht täglich neu wäre! Die scheidende Sonne ruft dir also zu: „Vergib auch du! Sonst wird auch dir Gott vielleicht einmal nicht vergeben“. — Wie willst du dich dem Schlase, dem Bruder des Todes, überlassen, wenn der giftige Stachel des Zornes in dir haften blieb? Wehe, wenn du als Unversöhnlicher vor einem unerbittlichen Richter erscheinen mußt! Welch ein Goldwort also: Die Sonne gehe nicht unter über eurem Zorne! Wie viel Unheil würde von der Erde verschwinden, wenn alle Menschen es befolgen würden, wenn alle den Tag über auflodernden Fackeln des Zornes am Abend erlöschen würden! Die ersten Christen befolgten es. Als der heilige Johannes, der Almosenspenden, Patriarch von Alexandrien, vom Statthalter Niketas bei seiner Fürsorgetätigkeit für die Armen schwer mit rohen Worten beleidigt worden war, ließ er des Abends ihm nur die wenigen Worte melden: „Die Sonne wird bald untergehen“. Der Beleidiger verstand die Worte, ließ um Entschuldigung bitten und versöhnte sich noch am selben Abend. — In manchen Ordensregeln ist die ausdrückliche Bestimmung getroffen, daß, wenn einer den andern beleidigt hat, er sich nicht zur Ruhe begeben darf, bis er sich mit dem Beleidigten ausgesöhnt hat. Mein Christ, handle auch du nach der heiligen Christenregel des Apostels! Alle sollen sich erneuern durch echte Friedfertigkeit. Der neue Mensch soll nach Gott geschaffen sein. Gott aber ist die Liebe. Wer dagegen dem Zorne sich überläßt, gibt „dem Teufel Raum“, dem Hasser von Anbeginn. Schrecklicher Widersinn! Das Herz, das Gott ganz angehören soll, ein Quartier des Bösen!

Ach, welch unheilvolle Gewalt übt er in der That gerade über die Bornigen aus! Zu welch schrecklichen Thaten hat er schon so manchen Menschen im Borne hingerissen! „Gebet nicht Raum dem Teufel“. Wer ihm den kleinen Finger gibt, von dem will er die ganze Hand. Wer ihm hier so leicht Raum gibt im Herzen, dem bereitet er dafür hohnlachend ein Dauerquartier in der Hölle. — Kampf gegen den Born! das sei also überall die christliche Erneuerungsparole!

III.

Ähnliches gilt von der Unredlichkeit. Wer nach Gott geschaffen sein will, muß sie meiden. Ist Gott nicht der gütige Spender der Gaben des Nächsten, die du ihm nimmst? Ist er nicht überall die mittheilende, segnende Güte? Wie soll sein Ebenbild raubende Habgier sein? Stehet also den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist, in wahrhafter Gerechtigkeit und Heiligkeit! „Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr!“

„Aber“, sagt mancher, „ich bin kein Dieb. Das muß ich mir schön verbitten, so tituliert zu werden.“ Doch hast du nicht deinen Nächsten am Eigentum geschädigt, ihn im Geschäfte überlistet, übervorteilt durch schlechte Ware, ungenaues Maß und Gewicht, unehrliche Arbeit, untreue Pflichterfüllung, unsaubere Amtsführung, Ausbeutung . . ? Wie viel hat man im schrecklichen Weltkrieg und nachher von derartigen Dingen, Ausbeutung, Höchstpreisüberschreitungen, Ungerechtigkeit aller Art . . . gehört und erlebt! An wie vielen Händen klebt diese Sünde der Unredlichkeit! Tausende haben hier ein dunkles Blatt ihres Lebens rein zu waschen. Tausende bedürfen da der Geisteserneuerung, wenn sie ihren Christennamen wieder in Ehren tragen

wollen. Das schöne Lied: „Üb' immer Treu und Redlichkeit . . .“ muß vielen wie ein Märchen klingen. „Lug und Trug“ ist der Welt Acker und Pflug“ geworden, wie das Sprichwort sagt.

Der Apostel gibt das Heilmittel an: Keine Unredlichkeit mehr, sondern „arbeite vielmehr und wirke mit deinen Händen Gutes!“ Ehrliche, redliche Arbeit und tatkräftiges Schaffen ist in der Tat ein probates Heilmittel gegen jene Untugend. Dieselben Hände, die zur Sünde mißbraucht wurden, sollen in fleißiger Arbeit Genugtuung leisten. War Dürftigkeit und Trägheit die Wurzel der Unredlichkeit, soll eifriges Schaffen diese Wurzel beseitigen. O wie wahr ist dieses Apostelwort! So viele geraten auf die schlüpfrigen Wege der Unredlichkeit, eben weil ihnen die Arbeit nicht mehr schmeckt. Sie wollen auf leichtere, bequemere, einträglichere Weise gewinnen. Sie vergessen aber, daß an dem unredlichen Gewinn der Fluch haftet: „Wie gewonnen, so zerronnen“. Unsere Vorfahren dachten anders. Sie sprachen von der „lieben Arbeit“, wie sie vom „lieben Brot“ sprachen. Ihr größter Stolz war es, wenn sie sagen konnten: Es klebt kein Fluch und keine Träne von anderen an meinem Gelde. Sie kannten das Wort der Schrift: „Der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fluge“ (Job 5, 7) und jenes Apostelwort: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ (2. Thess. 3, 10). Es war ihnen Erfahrungssatz: „Arbeit ist Balsam für das Blut“. Arbeit bringt Gesundheit und Heilung dem Leib; Arbeit ist auch Heil- und Schutzmittel für die Seele. „Sie ist der Tugend Quell“, wie „Müßiggang aller Laster Anfang“ ist. Möchten doch also auch jetzt wieder alle das köstliche Wort beherzigen: „Arbeite und wirke mit deinen Händen Gutes!“

IV.

Der Apostel weist noch auf eine andere Wurzel der Unredlichkeit hin, Geiz und Habgier, und darum lautet sein Heilmittel noch weiter: Er arbeite . . . , damit er habe, um dem, der Mangel leidet, mitzuteilen. Das heißt in der That eine Radikalkur gegen die Unehrlichkeit und Habgier anwenden, wenn man durch die entgegengesetzte Tugend die Sünde austreibt. Das heißt das Laster in Tugend verwandeln, das Unkraut mit Stumpf und Stiel ausrotten und an seine Stelle ein Edelpflanzchen pflanzen. So werden im Christentum, wie ein Gottesgelehrter (Theophyl.) sagt, aus Teufeln Engel gebildet. Das heißt den alten Menschen vollkommen ausziehen und den neuen anziehen, der nach Gott geschaffen ist. Gottes Wesen ist ja barmherzige Mittheilung unzähliger Güter und Gaben an die unwürdigen Menschenkinder. Wohl denen, die sein heiliges Bild an sich tragen! O herrliches Apostelwort: Schaffen und wirken mit den Händen, um mittheilen zu können! War es nicht die Feuergarbe, die Tausende Christenherzen für die tätige, schaffende Nächstenliebe, für die Werke der Barmherzigkeit entflammt hat? So lesen wir schon aus den allerersten christlichen Zeiten in der Apostelgeschichte (9, 36 ff.) von einer Jüngerin Christi Tabitha (Dorkas) in Joppe, welche mit ihren Händen zahllose Werke der Barmherzigkeit vollbracht hatte. Weinend umstanden die Witwen ihr Totenlager und zeigten dem Petrus die Kleider, welche ihnen Dorkas gemacht hatte. — Wieviel solche Tränen dankbarer Liebe sind seitdem geweint worden über solche im Tode erstarrten Hände, die nach dem Apostelwort gewirkt hatten, um den Armen zu helfen! Welch ein Segen ist geflossen durch die Hände

der Männer und Frauen der St. Vinzenzvereine, durch all die tätigen Helfer in den kirchlichen Wohltätigkeitsanstalten aller Art für Arme, Kranke, Kinder, Krüppel, Heiden, Diasporabrüder . . ! — Jene Tabitha stand wieder zum Leben auf. Um ihrer Werke willen wirkte Gott durch Petrus das Wunder der Wiedererweckung an ihr. Um ihrer Werke willen werden auch die Leben ewiglich, deren Totenhände durch solche dankbare Tränen geheiligt sind. —

Als der Diakon Laurentius einst nach den Schätzen der jungen Kirche in Rom gefragt wurde, die er den Heiden ausliefern sollte, da führte er die Scharen seiner hilfsbefohlenen Armen herbei und rief: „Da sind unsere Schätze!“ — Das Wort gilt auch dir. Die Nothleidenden aller Art sollen deine Schätze werden. Alle guten Werke, die deine Hände um Gottes willen an ihnen tun, sind herrliche Schätze für den Himmel. Welch ein Segenswort kann das Apostelwort also für unsere Zeiten werden, wenn alle Hände, an denen irgendwelche Unredlichkeit haftet, wenn alle Hände, die noch leer sind an guten Werken, sich fortan solche Schätze sammeln wollten! Gelegenheiten finden sich in schweren Zeiten an allen Ecken und Enden. Goldene Schätze von ewigem Wert werden einst deine Hände zieren, wenn du Gutes wirkst mit ihnen, um dem, der Mangel leidet, mitzuteilen. Selige Erneuerung; denn selig sind die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen. Amen.

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Christliche Weisheit.

Brüder! Sehet zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht wie Unweise, sondern wie Weise! Eph. 5, 15. (15—21.)

Die heutige Epistel enthält abermals hochbedeutsame Stücke für die sittliche Erneuerung, wie sie St. Paulus von den Christen verlangt. Sie ist so recht der Gipfelpunkt seines Erneuerungsprogramms, der uns auf die Höhen christlicher Weisheit führt und den neuen Menschen in Christo im schönsten Lichte zeigt. Der im Feuer mannigfacher Leiden und Prüfungen bewährte Apostel weiß, daß die Erdentage des Menschen oft gar böse sind, daß das Leben des Christen kein behagliches Wandern auf bequemer, gefahrloser Straße ist, er weiß, wie viele Menschen ihre kostbare Erdenzeit vergeuden, statt sie zu erkaufen, und gleich Toren blind ins ewige Verderben rennen. Darum will er die Seinen, die er mit glühendem Herzen liebt, warnen und sie mit christlicher Weisheit und Vorsicht erfüllen. Man fühlt die ganze Glut seiner Flammenseele, die aus den Worten herausstrahlt. Wie Warnungstafeln auf gefährvoller Wanderung, wie Leuchtfeuer auf dem stürmischen Meere der Zeit zeigen uns die Epistelworte den rechten Weg in den sicheren Hafen. Darum leben sie fort durch die Jahrhunderte, wie gesüllgelte Sprichwörter, den Christen wahre Weisheit verkündend. Wiederum sind es vier Punkte, die der Apostel in den Vordergrund stellt:

- I. Wachsamkeit,
- II. Mäßigkeit,
- III. Gottseligkeit,
- IV. Dankbarkeit.

I.

„Sehet zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht wie Unweise, sondern wie Weise!“ So lautet also die erste Mahnung. Mit wachenden, nicht mit schlafenden Augen soll der Christ durch das Leben gehen, wenn er nicht unweise, sondern weise sein will. Ach, der Toren sind viele, die es an Vorsicht, Umsicht, Wachsamkeit fehlen lassen. Schon wer am hellen Tage auf breiter, sicherer Straße wandelt, wird seine Augen offen halten müssen, damit er nicht irgendwo zu Falle komme oder Schaden leide. Wer aber auf schmale, steilem Pfade hinanstiegt, über schlüpfrigen Boden, Gletscherwege, bröckelndes Gestein hinweg, links und rechts an Abgründen entlang, der wird erst recht vorsichtig den Fuß setzen und seine Wachsamkeit anspornen müssen, daß ihn kein Unheil treffe. Wenn es vollends dunkel wird, wenn die Nebel steigen und die Sonne sinkt, dann gilt den Wanderern erst recht das Wort: Sehet zu, wie ihr vorsichtig wandelt! Vollendete Toren müßtet ihr sein, wenn ihr dann nicht alle Vorsichtsmaßregeln gebrauchen wolltet: Bergstock, Führer, Seil, sicheres Schuhwerk u. a. Meine Lieben! Ist unser Leben aber nicht mit dem Wandeln auf dem schmalen, steilen, schlüpfrigen Wege vergleichbar? Ist es nicht ein Bergsteigen hinauf auf den heiligen Berg des Herrn? Sind wir nicht auf allen Seiten von Gefahren, Versuchungen umgeben? Verdunkelt sich nicht oft über unserm Lebenswege die Sonne, steigen nicht so manchmal dunkle Nebel in Gestalt schwerer Prüfungen und Leiden herauf? Also Vorsicht, Wachsamkeit tut uns dringend not. Da gilt es: Die Augen offen halten, klar und scharf beobachten, um sich schauen, alle Vorsichtsmaßregeln gebrauchen. „Die Vorsicht ist die rechte Tapferkeit“, sagt schon ein uraltes Wort (Euripides). —

Wo gibt es einen Soldaten, der auf gefährvollem Posten schläft? Wo einen Steuermann, der an Klippen und Untiefen im Sturm vorbeifährt und nicht scharf ausspähet? Da würde überall gelten: Unvorsichtigkeit, Mangel an Wachsamkeit ist Torheit und Verderben. Ist aber der Christ nicht ein Soldat Christi? Ist unser Leben nicht ein Kriegsdienst? (Job. 7, 1.) Steuern wir unser Lebensschiff nicht an zahllosen Untiefen, Klippen mitten im Sturm vorüber? „Die Tage sind böse“, sagt der Apostel, um auf die mannigfachen Gefahren und Versuchungen seiner Zeit hinzuweisen. Wahrlich, sie sind auch in unseren Tagen nicht gering. Da gilt mehr als je das Sprichwort: „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit“. — Überall finden wir auf gefährlichen Wegen und Stegen Warnungstafeln mit der Aufschrift: „Vorsicht! Achtung!“ Keine Stadt, kein Industriewerk, kein größerer Fabrikbetrieb ohne zahlreiche Wachmannschaften, Vorsichtsmaßnahmen, Warnungssignale. Soll es allein auf dem Wege des Heiles ohne vorsichtige Wachsamkeit abgehen? Hat nicht Gott der Herr unzählige Rufe zur Wachsamkeit in der Hl. Schrift ertönen lassen: „Wachet und betet . . ! (Mt. 26, 41.) Wachet und betet allezeit! (Mk. 13, 33.) Sehet zu, wachet und betet! (Mk. 13, 33) . . . Lasset uns nicht schlafen, sondern wachen und nüchtern sein! (1. Thess. 5, 6.) Was ich euch sage, das sag ich euch allen: Wachet!“ (Mk. 13, 37.) Kann jemand noch so ernste Rufe überhören und weiter so unvorsichtig dahinleben? Meine Andächtigen, ich frage euch in allem Ernste: Ist es Vorsicht, wenn jemand, anstatt die Gelegenheiten zur Sünde zu meiden, dieselben vielmehr aufsucht? Gleichet ein solcher nicht dem Bergsteiger, der sich mutwillig auf die gefährlichsten Wege, an den Rand des Abgrundes begibt? dem Soldaten, der ohne Grund den gefährlichsten

Kugelregen aussucht? dem Steuermann, der das Schiff absichtlich an Klippen und Riffe heransteuert?! Hier handelt es sich um mehr als um das leibliche Leben, hier handelt es sich um die unsterbliche Seele, um eine Ewigkeit. O Weisheit, die mit einer Ewigkeit rechnet!

Darum heißt es so bedeutsam: „Erkaufet die Zeit!“ Sie ist so kostbar. „Zeit ist Geld“, sagt man. Nein, Zeit ist tausendmal mehr. Denn was gilt alles Geld in der Ewigkeit? Zeit ist Gnade, Zeit ist Heil, Zeit ist Ewigkeit. Zeit gewonnen, Gnade gewonnen; Zeit verloren, Gnade verloren, Heil verloren, ach, so oft Ewigkeit verloren! Würdest du einen Mann am Meeresufer stehen sehen, der unaufhörlich Geldstücke und kostbare Edelsteine ins Wasser wirft, du würdest ihn nicht bloß für töricht, sondern für geistesgestört halten. Aber wie viele handeln so mit der Zeit! Ihr Grundsatz scheint zu sein: „Vergeudet die Zeit! Schlagt sie tot!“ Kostbare Stunden, Tage, Wochen, Monate, Jahre, die eine Ewigkeit wert sind, werfen sie weg, verschlafen, verträumen sie. — Gehe an den Rand des ewigen Abgrundes und frage: Was würde der reiche Prasser, was würden alle Verdammten geben für einen einzigen Tag, eine Stunde der Gnade? Mit allen Schätzen der Welt würden sie diese Zeit erkaufen wollen. O Christ, willst du also nicht vorsichtiger, verständiger mit der kostbaren Zeit umgehen? Willst du nicht „verstehen, was der Wille Gottes ist“: Dein ewiges Heil?

II.

Die zweite Mahnung warnt vor einer der gefährlichsten Klippen: „Berauschet euch nicht mit Wein, worin Ausschweifung liegt.“ Diese Mahnung des Hl. Geistes

durch den Mund des Apostels war besonders in Ephesus angebracht, wo noch vielfach heidnische Sitten die Christen umgaben. Das Trinklaster der alten Griechen feierte auch dort seine Orgien. Wie sehr ist diese Mahnung aber auch in unseren Zeiten notwendig: Das Laster der alten Griechen ist ja noch heute als das „Laster der Germanen“ bekannt.

Der Apostel ruft kurz und bündig: „Im Wein liegt Ausschweifung.“ Mag die Welt andere Lieder singen: „Im Wein ist Wahrheit, im Trunk ist Freude; wer niemals einen Rausch gehabt . . .“ — der Apostel hat recht und wird Recht behalten. „Ausschweifung!“ — ein kleines Wort, aber tief wie ein Meer. Im Trunke liegt Unmäßigkeit, Sündengefahr aller Art, Zerstörung der Gesundheit, des Familienglücks, oft genug ewiges Verderben. Darum ist dieses Berauschen das gerade Gegenteil christlicher Weisheit. „Wein und Trunkenheit rauben den Verstand“ (Df. 4, 11); „der Wein macht unkeusch, die Trunkenheit aufrührerisch; wer immer seine Lust daran hat, wird nicht weise werden“ (Spr. 20, 1), so lauten die ausführlicheren Warnungstafeln, die der Hl. Geist in der Hl. Schrift aushängt. „Sie sind ertrunken im Wein“ (Jf. 28, 7); „der Wein hat schon viele zugrunde gerichtet“ (Sir. 31, 30), so steht es geschrieben, wie mit riesigen Ausrufungszeichen für alle Jahrhunderte. — Sage doch keiner: „Ich hüte mich vor Ausschweifung. Ich weiß, wie weit ich gehe. Ein kleines Räuschchen schadet mir nicht.“ Es ist zu oft wahr geworden: „Erst nimmt der Mann den Trunk, dann nimmt der Trunk den Mann“. — Meidet die Anfänge! Ein Sohn, den das Trinken ins Zuchthaus gebracht, schrieb an seinen Vater: „Mit dem Bissen Brot, den ihr mir, als ich noch Kind war, in Brantwein tauchtet, habt ihr mich auf den Weg ins Zuchthaus gebracht“. Solcher Wege ins Elend

gab es schon viele. — Ergreifend sagt Gottes Buch an die Menschheit: „Wer hat Weh? Wessen Vater hat Weh? Wer hat Streit? Wer fällt in Gruben? Wer hat Wunden um ein Nichts? Wer trübe Augen? Nicht die, welche beim Weine sitzen und fleißig die Becher leeren? — O sieh den Wein nicht an, wenn er im Glase funkelt . . . Unangenehm geht er hinein, aber dann sticht er wie die Schlange und gießt sein Gift aus wie ein Basilisk!“ (Spr. 23, 29 ff.) Seht ihr, im Wein liegt Ausschweifung mit tausendfachem Weh im Gefolge. Wer beschreibt den Jammer, die zahllosen Wunden um ein Nichts, die giftigen Schlangenbisse aus funkelnden Gläsern, die trüben Augen voll bitterer Zähren, die der Alkohol schon verursacht hat? Wer ermittelt die tiefen Gruben des Verderbens, in die er Tausende gestürzt hat? — —

Ein Fuhrmann holte einen anderen ein und fragte: „Was fährst du auf deinem Wagen?“ — „Rum und Branntwein“, lautete die Antwort. „Da bist du mit Recht mein Vormann: Ich fahre Grabsteine!“ — Ein Wort voll tiefer Wahrheit! Eine Totenschrift über alle jene Gruben und Gräber, die der Alkohol geschaffen hat!

In einer Schankstube hat ein Bettler um einen Trunk. Man erfüllt seinen Wunsch unter der Bedingung, daß er eine Rede halte. „Meine Herren!“ fing der Trinker mit bitterem Ernst an — „Auch ich besaß einmal Gesundheit und Manneskraft. Mein geschwollenes Gesicht war einmal jung und schön, meine gebeugte Haltung war einmal aufrecht und stolz. Ich besaß ein Heim, Freunde, Stellung, eine blühende Frau und Kinder, so lieb und süß wie die Blumen des Frühlings. Jetzt ist alles verloren. Ich bin ein Vagabund ohne Heimat, in dem jede Regung zum Guten erloschen ist. Ich sterbe an der Trunksucht!“ Da-

bei entfiel das Glas seiner zitternden Hand und zerbrach in unzählige Splitter. — Alle Becher verließen nach dieser Predigt erschüttert das Lokal. — Wie viele solcher Predigten könnten auf der weiten Welt gehalten werden mit dem schaurigen Amen: „Ich sterbe an der Trunksucht!“ Wie viele Predigten erst in der Hölle; denn die Säufer gehören zu denen, die nach der Hl. Schrift das Reich Gottes nicht besitzen werden (1. Kor. 6, 10)! Die Unmäßigkeit bringt Unzählige an den Ort, wo kein Lazarus ihre Zungen mit einem Tropfen Wasser kühlt.

O Christen, fürchtet die Unmäßigkeit! Seid weise! Übt euch in der Mäßigkeit, Enthaltbarkeit! Ohne Mäßigkeit würde an dem Bilde des erneuerten Christen ein Wesenszug fehlen. „Im Himmel wird niemand sein, der nicht durch die Pforte der Mäßigkeit eingegangen ist.“ (Hl. Cyprian.)

III.

„Berauschet euch nicht, sondern seid voll des Hl. Geistes!“ Das ist des Christen tiefe, beseligende Freude: Der Hl. Geist, der in ihm wohnt, ihn frohgemut macht allezeit, selbst inmitten des Leids, der ihn auffauchzen läßt in Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, singen und jubeln dem Herrn in seinem Herzen. Das ist eine ganz andere Fröhlichkeit als die jener Becher hinter dem Glase, das ist Freude in Gott, Gottseligkeit. Jene trinken aus ihrem Taumelkely mit der giftigen Gese, der Christ schöpft aus den reinen lebendigen Quellen des Hl. Geistes dauernde Freuden ohne bitteren Nachgeschmack. Dort ist verzehrende Glut, hier wärmendes, belebendes Feuer; dort Gewissensqual, Unfriede, hier tiefer Friede, Beseligung; dort betörender Sinnenrausch und die finsternen Wege des Verderbens, hier Licht und

Weisheit. Die törichte Welt sagte von den Aposteln am Pfingsttage: „Sie sind voll süßen Weines“ — es war der Hl. Geist, der sie mit Licht und Freude erfüllte.

Diese Gottseligkeit im Hl. Geiste muß des Christen sehnüchliches Streben sein zeitlebens. Daher gilt es, die Sünde zu bekämpfen, welche den Hl. Geist aus der Seele vertreibt. Daher gilt es, die heiligmachende Gnade beständig in uns zu nähren und zu vermehren durch Gebet, gute Werke, Sakramentenempfang, damit auch wir voll des Hl. Geistes werden. Der Christ, der die Weisheit sucht, muß eine ständige innige *Andacht* zum Hl. Geiste in sich tragen. Die *Gabe* der Weisheit ist ja die höchste und schönste seiner sieben Gaben.

Jene Gottfröhmlichkeit und Gottseligkeit bezeichnet die Hl. Schrift ausdrücklich als „Frucht“ des Hl. Geistes (Gal. 5, 22). Ja, sie ist ein Wesensmerkmal, ein Privileg echten Christentums. Die alten Kirchenväter sowohl wie die Missionare der Neuzeit berichten uns daher von Heidenvölkern, die von Natur zu Dürsterkeit, finsterner Grausamkeit neigten (Phönizier, Syrer, Indianer, Chinesen), nach ihrer Bekehrung aber jenes Merkmal auffallend annahmen. Der schönste Ausdruck dieser Gottseligkeit ist das fromme Lied, zu dem der Apostel ermuntert. Ist schon das Gebet ein wahrer Sorgenbrecher (Jak. 5, 12), eine Quelle echter Fröhmlichkeit, so erst recht das geistliche Lied. Selig die Stunde, da eine fromme Mutter mit ihren Kindern die ersten heiligen Wieder singt! Schon manch einer hat sich später durch solch ein Lied in dunkler Kammer Traurigkeit und Kummer vom Herzen heruntergesungen und ist wieder fröhlich geworden in seinem Gott. Vielleicht hat er auch andere, die ihn hörten, wieder mit Mut, Gottvertrauen, Frohsinn erfüllt.

Manch braver Handwerksbursche, manch braver Soldat, der sich nicht fürchtete inmitten leichtsinniger Kameraden ein kirchliches Lied anzustimmen, hat selige Jugenderinnerungen in verwilderten Herzen geweckt und dem hl. Geiste wieder den Weg zu verlassenen Seelen gebahnt. Ja, singet und jubelt dem Herrn in Psalmen und geistlichen Liedern! Das ist echte Christenart. So machten es die Heiligen, denen bei aller Strenge ihrer Lebensweise doch ungetrübte Fröhlichkeit aus dem Antlitz leuchtete. Der hl. Franz von Assisi bezeichnete sich und seine Brüder als des Herrn lustige Musikanten. Als rechte „Brüder Immerfroh“ mußten sie von ihren Bettelgängen singend heimkehren. Schwermut nannte Franziskus die „babylonische Krankheit,“ weil sie in Babel, der Welt, aber nicht bei den Kindern Gottes heimisch sei. „Laß die, welche dem Teufel angehören, mit hängendem Kopf herumgehen,“ sagte er; „uns gebührt es, im Herrn zu frohlocken und zu jubeln.“ So dachte noch manch ein Heiliger. Die hl. Katharina von Siena nennt die vollkommene Seele eine „Laute, welcher der hl. Geist liebliche Harmonien und fröhliche Arien entlockt“ (Dialogo c. 147). So singet und jubelt denn dem Herrn in Kirche und Haus, aber auch wirklich von Herzen, wie der Apostel mahnt; denn nicht die Kehle, sondern die Seele, nicht die Zunge, sondern das Herz, nicht der Ton, sondern die Gottesliebe bringt Wohlklang im Ohre Gottes hervor“ (hl. Augustin).

IV.

Noch ein Wesenszug darf am Bilde des erneuerten Christen nicht fehlen. Die Gesinnung der Dankbarkeit: „Danket allezeit und für alles Gott und dem Vater im Namen unseres Herrn Jesu Christi!“ Es

liegt auf der Hand, daß Undank gegen Gott Unverstand ist. Ein solcher Mensch ist auf Schritt und Tritt von den größten Wohlthaten Gottes umgeben und denkt nicht daran. Solchen ruft Gott selbst zu: „Vergilst du so dem Herrn, du törichtes, unverständiges Volk . . . deinem Vater, der dich auswählt, erschaffen und erhöht hat?“ (5. Mos. 32, 6.) Von tausend anderen möglichen Geschöpfen ausgewählt, aus dem Nichts ins Dasein gezogen, erhöht unter die Gotteskinder, mit vielen täglichen Gaben seiner Liebe überhäuft, ist der Mensch in der That zu stetem Dank verpflichtet. Wehe, wenn er nur noch den Zufall, seinen Glückstern, die günstigen Umstände preist, seine Geschicklichkeit, Klugheit, Umsicht, Tatkraft — und den vergißt, von dem jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk herabkommt (Jak. 1, 17)! Undank ist Torheit; denn er verstopft die Quelle weiterer Wohlthaten. „Der Undank errichtet eine Scheidewand zwischen Schöpfer und Geschöpf“ (S. Bern. serm. 51. in cant.). Darum danket allezeit und für alles Gott! Diese dankbare Gesinnung ist das Siegel christlicher Weisheit, ist ein Segensquell, ein Magnet, der neue Gottesgaben auf uns herabzieht. Danke allezeit! Danke am Morgen für Gottes treue Gut in der Nacht, danke am Abend, danke bei Tisch, danke nach der Predigt, nach der Beichte und Kommunion aus Herzensgrund! — Danke für alles; auch für das Leid lerne zu danken! Das bringt dich Gott nahe, das ist hohe, christliche Weisheit, das ist treuer Gotteskinder Art. — Danke Gott dem Herrn ehrfurchtsvoll, ehrerbietig; danke dem Vater kindlich, liebevoll; danke im Namen unseres Herrn Jesu Christi; denn auf Grund seiner Verdienste sind dir alle Gottesgaben zugeflossen! Nur durch ihn, in seinem Namen kannst du Gott einen wohlgefälligen Dank darbringen.

Wohlan, meine Lieben, streben wir nach dieser christlichen Weisheit — Wachsamkeit, Mäßigkeit, Gottseligkeit, Dankbarkeit — „sie ist kostbarer als alle Reichtümer und wird dich mit einer herrlichen Krone zieren“ (Spr. 3, 15; 4, 9). Amen.

Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Des Christen Waffenrüstung.

Beget an die Waffenrüstung Gottes, damit ihr bestehen könnet gegen die Nachstellungen des Teufels!

Eph. 6, 11. (10—17.)

Eine der schönsten Episteln ist eben in unsern Ohren verhallt: eine rechte Feldpredigt des Weltapostels an das Millionenheer aller christlichen Kämpfer aller Zeiten, ein Armeebefehl eines kampferprobten Heerführers zum großen Geisteskampfe, an dem jeder Christ beteiligt ist. Das klingt wie Alarmsignale, wie Trommelwirbel und Trompetenschmettern, wie der letzte anfeuernde Kommandoruf vor der Entscheidungsschlacht: „Brüder, seid stark im Herrn und in der Macht seiner Kraft! Ziehet an die Rüstung Gottes!“

Und schon sehen wir die Feinde aufmarschieren. Wer sind die gefährlichsten Widersacher, die einen so geharnischten Kriegsruf herausfordern? „Wir haben nicht bloß zu kämpfen wider Fleisch und Blut, sondern wider die Oberherrschaften und Mächte, wider die Weltbeherrscher dieser Finsternis, wider die Geister der Bosheit in der Luft“. Nicht gegen irdische Wesen von Fleisch und Blut, denen wir an Kraft gewachsen sind, steht die Front, sondern gegen ge-

waltige Großmächte des Jenseits, Oberherrschaften, ehemalige Fürsten der Engel, überirdische Geister, wegen ihres Ungehorsams zwar gestürzt aus Himmels Höhen, aber nicht beraubt der überragenden Kräfte des Geistes und Willens, noch jetzt „Fürsten dieser Welt“, Weltbeherrscher der Finsternis, auch an tückischer Bosheit alles Irdische überragend. Sie sind es, die die Erde zu einer blutigen Walstatt mit unzähligen Gefallenen machen.

Wollen wir bestehen „am bösen Tage“ heißen Kampfes und den Sieg erringen, so gilt es heute Heerschau zu halten und die Waffenrüstung zu mustern, die der Hl. Geist durch den Mund des großen Heerführers Paulus empfiehlt:

- I. Der Gürtel der Wahrheit,
- II. der Panzer der Gerechtigkeit,
- III. die Schuhe an den Füßen,
- IV. der Schild des Glaubens,
- V. der Helm des Heiles,
- VI. das Schwert des Geistes.

I.

Der Apostel zieht bei seinem Waffenruf die Kampfweise und Kriegsführung der damaligen Zeit zum Vergleiche heran. Die erste Bedingung der Kampfesbereitschaft war das Aufschürzen und Gürteln der langen, faltigen Gewänder des Morgenländers, welche sonst die Beweglichkeit und notwendige Gewandtheit verhindert hätten. Stehend und umgürtet soll also auch der christliche Kämpfer jederzeit den tückischen und hinterlistigen Feind erwarten, der da umhergeht wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge. Wehe dem, der da nicht auf der Hut ist, und sich bereit hält! Der Gürtel aber, den wir anlegen müssen, ist

die Wahrheit. Der Feind ist ja „der Lügner von Anbeginn, in dem die Wahrheit nicht ist“. All seine Angriffe sind Lug und Trug und Gaukelei. Nicht mit offenem Visier kämpft er. Er weiß allen Lastern die Gestalt und den Namen von Tugenden zu geben. Er weiß allen Irrlehren einen Wahrheitschein, eine Gloriole anzumalen. Er weiß durch falsche Vorspiegelungen zu täuschen und hinter's Licht zu führen. Er nennt die Finsternis Licht, den Hochmut Selbstbewußtsein und Kühnheit, die Ausgelassenheit Scherz, die Trunkenheit Fröhlichkeit und Lebenslust, den Geiz Sparsamkeit, den Zorn Gerechtigkeitsfönn . . . Alle kleinen Schwierigkeiten im Dienste Gottes weiß er als überwindlich groß vorzutäuschen, grobe Laster als kleine menschliche Schwächen und Forderungen der Natur zu bemänteln. Er weiß sich unter der Maske eines guten Freundes zu verhüllen, um im nächsten Augenblick den versteckten Dolch zum Todesstoß zu zücken. Wie die Schlange verbirgt er sich unter Blumen, um mit seiner giftigen Zunge plötzlich zu verwunden. Ja, er erscheint oft als „Engel des Lichtes“ (2. Kor. 11, 14), da er doch der Fürst der Finsternis ist. Ja, er bringt es mit seinen höllischen Kriegskünsten fertig, sich in dichten Nebel zu hüllen, daß gar viele ihn überhaupt nicht sehen, seine Existenz leugnen. So kann er sie um so leichter verderben, wie der Jäger den Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt. Es gilt dann das Wort: „Das Bölklein merkt den Teufel nicht, und wenn er's gleich am Kragen hätl'“.

Da heißt es denn, sich mit der Wahrheit zu umgürten, mit klaren, scharfen, ungetrübten Augen dem Feinde ins Angesicht zu sehen und all seine Gaukeleien sofort zu durchhauen und zu durchkreuzen: „Eure Lenden seien umürtet“, sagt auch der Herr, „und brennende Vampfen in

eueren Händen“, damit wir seine finsternen Wege erkennen und den Waffen der Finsternis die Waffen des Lichtes entgegenhalten. Hätten Adam und Eva und unzählige ihrer Kinder diesen Gürtel der Wahrheit gehabt, sie wären den Lügenkünsten Satans nicht zum Opfer gefallen. „So stehet denn, eure Lenden umgürtet mit Wahrheit!“

II.

„Und angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit“. Der Panzer diente dazu, den Krieger von allen Seiten, besonders im Rücken gegen die Angriffe der Feinde zu schützen. Aus Eisen und Stahl geschmiedet, umgab er den ganzen Leib des Kämpfers, eine oft mit großer Sorgfalt und teurem Aufwand hergestellte Wehr, die so manchen Hieb und Stoß, so manchen Speiß und Pfeil unschädlich machte.

Eines solchen Panzers bedarf auch der Christ in seinem geistigen Kampfe gegen die Feinde des Heiles. Und dieser Panzer ist die Gerechtigkeit.

Diesen Panzer trug Noe; denn von ihm rühmt die Schrift: „Noe war ein gerechter Mann und vollkommen unter seinen Zeitgenossen; er wandelte mit Gott (1. Mos. 6, 9). Dieser kostbare Panzer schützte ihn und seine Familie inmitten der „Verderbtheit alles Fleisches“ und der „Frevel, mit denen die Erde erfüllt war“, so daß er unbesiegt blieb, während alle anderen der Sintflut zum Opfer fielen.

Diesen Panzer hatte König David sich nach mancher anfänglichen Niederlage erworben, so daß er später in allen Prüfungen standhielt. — Diesen kostbaren Panzer rühmt die hl. Schrift an dem hl. Joseph, wenn sie ihm den

einzigen, aber vielsagenden Ehrennamen beilegt: „Er war ein Gerechter“ (Mt. 1, 19). Der Panzer schützte ihn in den schwersten Anfechtungen.

Dieser Panzer muß also auch beim Rüstzeug des echten Christen sich vorfinden: die christliche Rechtschaffenheit, das Leben nach der christlichen Wahrheit, das sich in treuer Pflichterfüllung, Frömmigkeit, Übung guter Werke betätigt. Dieser Wandel vor Gott und in Gott, dieses Tugendstreben soll den Christen wie ein eiserner Panzer umgeben, wie eine starke Schutzwehr umhüllen. Die tägliche Übung des Guten schließt Ring an Ring und pariert so manchen Angriff. Weil so viele diesen Panzer der Zucht und Frömmigkeit verachten und abwerfen, deshalb sind sie so wehrlos in den Kämpfen unsrer Zeit.

Freilich dieser Panzer muß aus echtem, festem Metall geschmiedet sein. Eine bloße Scheingerechtigkeit, wie die der Schriftgelehrten und Pharisäer und ihrer Nachahmer würde eher prunkendem Flitter gleichen, der im Kampfe wertlos ist.

Der hl. Hieronymus sagt: „Wie der Panzer von vielen Ringen durchwirkt wird, so wird auch die Gerechtigkeit durch die verschiedenen Gattungen der Tugenden zusammengeknüpft“. Die Übung der Demut schließt den Christen gegen die Versuchungen des Hochmutes, die Übung der Abtötung gegen die Anfechtungen der Unmäßigkeit, Unlauterkeit, die Sanftmut gegen die Regungen des Zornes, die werktätige Nächstenliebe gegen Geiz, Feindschaft . . .

Wohl dem Christen, der diesen Panzer sich erworben hat und durch beharrliche Übung immer fester und stärker um sich schließt! Wie ein gepanzerter Ritter wird er sogar ein Schutz anderer sein, eine Schanze gegen die Feinde

der Kirche. „Durch Rechthandeln wird er die Unwissenheit törichter Menschen zum Schweigen bringen“ (1. Petr. 2, 15). Durch sein Beispiel wird er andere eines Besseren belehren, vielleicht befehlen. Solcher Gerechtigkeit gebührt der Ruhmestitel der Hl. Schrift: „Der Gerechte ist wie eine Grundfeste für immerwährende Zeiten“ (Spr. 10, 25).

III.

Im Kampfe bedürfen auch die Füße eines besonderen Schutzes; denn sie tragen den ganzen Krieger und führen ihn vorwärts. Ohne Fußbewehrung könnte der Soldat nicht sicher auftreten, seine Füße nicht vor Verwundung schützen, nicht schnell und sicher voranschreiten. Das weiß jeder: Ein marschunfähiger Soldat ist auch ein kampfunfähiger Soldat. Bei den Römern, die sonst Sandalen trugen, war deshalb der Krieger mit festen Feldstiefeln und Beinschienen bewehrt; nur so konnte er sicher voranschreiten und stürmen.

Die Fußwehr des christlichen Kämpfers ist die Bereitschaft für das Evangelium. Er soll standhaft, fest und unerschrocken für die Sache Christi eintreten. Die Sache Christi will keine Leisetreter, sondern kampfbereite Helden, die rührig vorwärtstreben, auch über Dornen und Gestrüpp hinweg. Ihr Grundsatz ist: Die Sache Christi muß marschieren, vorwärtskommen. Wehe, wenn der Christ überall zögernd um sich schaut, ob er sich durch das treue Bekenntnis seines Glaubens nicht vielleicht Schaden zufüge, bei seinen Vorgesetzten anstoße und ihre Ungnade sich zuziehe! Nein, voll männlicher Entschiedenheit soll er seinen Heiland vor den Menschen bekennen, sich des Evangeliums nicht schämen (Röm. 1, 16), allezeit bereit sein, wenn es sein muß, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden.

Wie die Apostel voll Bereitschaft waren, für das Evangelium des Friedens in alle Welt hinauszumwandern, so sollen auch wir bereit sein, ganz besonders in unsern Tagen, für die Ausbreitung des Evangeliums durch unsre Gebete, Opfer, und tatkräftige Mitarbeit zu wirken. Welche Gelegenheit bietet sich uns dazu in Missionsvereinen, Bonifatiusverein . . .! So können wir das Glück des eigenen Friedens auch anderen verschaffen, so können wir mitwirken, daß die Sache Christi marschiere. Die Apostel sollten „weder Tasche noch Brot, noch Geld im Gürtel mit auf den Weg nehmen, aber Sohlen sollten sie als Schuhe tragen“. Freudig sollten ihre Füße bereit sein für die Ausbreitung des Evangeliums. Auf denn! Soldaten Christi, werdet auch ihr Apostel für unsere hl. Sache!

IV.

„Vor allem ergreift den Schild des Glaubens!“ Der Schild ist also von ganz besonderer Wichtigkeit für den Kampf. Er deckt den Krieger gegen alle Hieb- und Schußwaffen und läßt sie erst gar nicht an den Leib herankommen. Ja, er ist eine Schutzwehr für die Waffen und den Panzer selbst.

Was der Schild für den Krieger, das ist der Glaube für den christlichen Streiter. Er schützt und verteidigt die Seele gegen „alle Pfeile des Bösewichtes“, gegen alle Versuchungen, welcher Art sie auch sein, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Die gefährlichsten Pfeile waren jene, die mit feuerfangenden Stoffen umwickelt waren und brennend abgeschossen wurden. Auch die neueste Kriegsführung weiß ja von der Gefährlichkeit der Flammenwerfer zu berichten. Die gefährlichsten Versuchungen sind

jene zur Unkeuschheit, wahre Brandpfeile des Satans, mit denen er das flackernde Feuer der unreinen Lust, die brennende Begierlichkeit im Herzen entzündet. Gegen solche Versuchungen gewährt nur der stählerne Schild des Glaubens Schutz. Wer ihn wegwirft, ist ohnmächtig. Dagegen hilft nicht der hölzerne Schild der Bildung und Aufklärung, nicht der moderne papierene Ersatzschild der glaubenslosen Moral und „ethischen Kultur“. Nein, hier ist nur der Glaube, „die feste Überzeugung von dem, was man nicht sieht“, ein undurchdringlicher Schild, der Glaube an den Allgegenwärtigen und sein Gericht, der Glaube an den Adel der Christenseele und ihre ewige Bestimmung. — Wie sprach der keusche Joseph, als das schamlose Weib seines Gebieters Putiphar seine glühenden Pfeile auf ihn abschöß, und seine Seele in der größten Gefahr schwebte? „Wie soll ich ein so großes Übel tun und sündigen wider meinen Gott?“ (1. Mos. 39, 9.) Seht, der Gedanke an Gottes Heiligkeit, Gerechtigkeit, Allgegenwart hat ihn in der heißesten Versuchungsstunde geschirmt. Ohne diesen Glauben wäre er gefallen. — Standestreue, Herzensreinheit, Heiligkeit der Ehe, Unbeflecktheit der Familie, diese höchsten Güter des Lebens, sind hinter dem Schilde des Glaubens wohl geborgen. Nehmet diese feste Burg der guten Sitte weg — und trauriger Verfall der Gesellschaft ist die unausbleibliche Folge. O daß doch also jeder Christ diesen heiligen Schild mit starker Faust allen Angriffen entgegenhalte!

Mit ihm werden auch alle anderen Pfeile des Bösewichtes ausgelöscht. Nichts kann ihn durchbohren, wenn er recht gebraucht wird. Die schwersten Versuchungen anderer Art, Prüfungen, Leiden prallen an ihm ab. Der Glaube gibt eben dem ganzen Denken, Wollen und Handeln

des Christen Schutz und Halt. Er lehrt ihn alle Dinge dieser Welt im rechten Lichte zu erkennen, Reichtum, Armut, Ehre, Schmach, Freude und Leid, Genießen und Entbehren, nicht in dem Lichte der betörten Weltkinder, sondern im Lichte Gottes, der unfehlbaren Wahrheit, im Lichte der Ewigkeit. Darum ist er eine unüberwindliche Schutzwehr: „Das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet, unser Glaube“ (1. Jo. 5, 4).

V.

Nehmet den Helm des Heiles! Der Helm schützt den edelsten Teil des Körpers. Wenn auch der Schild einen Hieb nicht auffängt, so daß der Kopf getroffen wird — dieser wird nicht so leicht verwundet; denn der Helm schützt ihn von allen Seiten.

Dieser Helm des Christen ist die Hoffnung, wie der hl. Paulus an anderer Stelle genauer sagt: „Angetan mit dem Helm der Hoffnung des Heiles“ (1. Theff. 5, 8). Wie ein Helm schützt die Hoffnung auf die ewige Glorie den Menschen in allen Lebenslagen. Die unermesslichen, ewigen Güter, die unser warten, geben uns Mut in allen Schwierigkeiten, trösten uns in allem Leid, halten uns das Haupt aufrecht, auch wenn so mancher Schlag es getroffen. „Auf dich, o Herr, hoffe ich, ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden“, so sprechen wir mit dem Psalmisten.

VI.

Endlich sollen wir ergreifen das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Oft wird das Wort Gottes in der hl. Schrift mit dem Schwerte verglichen: „Lebendig ist das Wort Gottes und wirksam und schärfer als ein zweischneidig Schwert, dringt durch und scheidet

Seele und Geist, Mark und Bein" (Hebr. 4, 12). In der That, das Wort Gottes ist eine siegreiche Waffe, mit der wir voll Zuversicht in den Kampf gehen können. Kein Feind kann ihr widerstehen. Mit dem Worte: „Wer ist wie Gott?“ stürzte der himmlische Heerführer St. Michael die abtrünnigen Engelscharen in den höllischen Abgrund. Diese Waffe: „Es steht geschrieben“ schwang unser Herr und Heiland dreimal siegreich in der Wüste gegen die dreimalige Versuchung Satans und schlug ihn in die Flucht. Die Kenntniss der hl. Schrift, der herrlichen Beweise für unseren heiligen Glauben, welche wir uns erwerben durch häufige Lesung des Buches der Bücher, durch andere erbauliche Lektüre, durch einen gründlichen Religionsunterricht, durch fleißigen Besuch der Predigt sind auch für unsere Zeit mit ihren mannigfaltigen Glaubensgefahren die notwendige Waffe, das zweischneidige Schwert, das uns verteidigt, das uns siegen hilft.

O daß doch alle katholischen Christen dieses Schwert ergreifen und gebrauchen wollten! Es würde ganz anders um unsere Sache bestellt sein. Aber wie viele stehen ohne diese Gotteswaffe im schweren Kampf! Wie viele haben dieses hl. Schwert vergraben wie der träge Knecht sein Talent, wie vielen ist das Wort Gottes ein verborgener, unbekannter Schatz im Acker, von dem sie sagen müssen: „Ich habe die Weisheit nicht kennen gelernt und verstehe die Wissenschaft der Heiligen nicht" (Spr. 30, 3)! Sie sind im Gebrauch der heiligen Waffe gar nicht geübt und geschult. Sie ist ihnen ein verrostetes, stumpfes Schwert in einem verachteten Winkel, eine Reliquie aus Großvaters Zeiten. Unsere Vorfahren haben das „Buch der Bücher“ mit goldenen Buchstaben abschreiben und in Edelsteinen

fassen lassen, die heiligen Martyrer wollten lieber sterben als die heiligen Schriften ausliefern; selbst die Israeliten riefen: „Wir haben zu unserm Troste die heiligen Schriften“ (1. Mof. 12, 9) — sollen nicht auch wir wieder diesen Kraft- und Trostquell, dieses Kleinod, diese Waffe aller Waffen schätzen lernen? Mit dem Rufe: „Sie Schwert des Herrn!“ (Richt. 7, 20) sollten wir das Gotteswort den vergifteten Waffen der Schundliteratur entgegenhalten. Es muß eine wahre Gegenmine gegen die alles unterwühlende Tätigkeit der Glaubensfeinde werden.

Auf denn zum heiligen Kampfe! Mächtig und zahlreich sind die Gegner. Aber stark ist auch das Rüstzeug Gottes, das uns zur Verfügung steht. Auf in den Kampf! Auf zum Siege! Amen.

Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Näher, mein Gott, zu dir!

„Um das bitte ich, daß eure Liebe mehr und mehr zunehme . . ., daß ihr das Bessere erwählet, so daß ihr rein seid auf den Tag Christi, erfüllet mit der Frucht der Gerechtigkeit durch Jesum Christum zur Ehre und zum Lobe Gottes“. (Phil. 1, 9—11.)

Die heutige Epistel des Weltapostels ist an seine Lieblingsgemeinde gerichtet, die Philipper, dieselbe, die er in der Epistel des nächsten Sonntags mit dem herrlichen Gruße anredet: „Meine geliebtesten und ersehntesten Brüder, meine Freude und meine Krone!“ — die er alle im Herzen trägt wie ein Vater seine geliebten Kinder, nach denen er — wie Gott Zeuge ist — sich sehnt mit der Bärtlichkeit (im Herzen) Jesu Christi.

Woher diese große Liebe des Apostels? Die Philipper waren eine treue Gemeinde, die die Lehren des Evangeliums willig befolgte und dem Apostel manche Freude bereitete, manche Liebe erwies.

Daher wünschte ihnen denn auch der Apostel das Schönste und Beste, das auch der Gegenstand seiner heißen Gebete war.

Was wünschte er ihnen? Was ist das Herrlichste und Erhabenste, das ein Mensch seinem liebsten Bruder, ein Vater seinem Lieblingssohne wünschen kann? — —

Der Apostel wünschte und betete, daß das Werk Christi in ihnen vollendet werde, daß die Liebe mehr und mehr zunehme in Erkenntnis und allem Verständniß, daß sie das Bessere erstreben, rein und tadellos werden, erfüllt von guten Früchten, zur Ehre und zum Lobe Gottes.

Kurz, er will sie immer höher hinauf führen, immer näher zu Gott. — —

„Höher hinauf!“ „Näher mein Gott, zu dir!“ ist auch der Ruf unserer Zeit. In den Stürmen und Nöten der Zeit erklingt wie einst beim Untergang des Riesendampfers „Titanic“ der Ruf nach Gott, das Appellsignal des Jenseits:

Näher, mein Gott, zu dir,

Näher zu dir!

Das soll die Losung sein,

Das mein Panier!

Näher zu Gott gelangen wir aber, kurz gesagt, durch das Streben nach christlicher Vollkommenheit. Das sollte auf die Fahne jedes Christen als Losung geschrieben sein. Betrachten wir darum:

I. Pflicht und Wesen der Vollkommenheit,

II. Wege zu ihr.

I.

Meine Lieben! Wer in unseren Tagen durch die Straßen der Großstädte ging oder die Anzeigen der großen Zeitungen oder sonstige Reklamen studierte, dem mußte auffallen, wieviel unsere Zeit für Leibespflege tat. Da las man von Manikur, Pedikur, von Exterikultur, Gesichtspflege, Sport und körperlichen Übungen aller Art. Eine ganze Industrie bemühte sich, Hand, Fuß, Nase, Mund, Gesicht, Haar, Figur . . . mit allen Erfindungen moderner Künste, nicht selten auch mit Schwindeleien aller Art zu verschönern, die Natur zu „korrigieren“, Schönheitsfehler zu beseitigen, zu verbessern. Man opferte viel Geld, manche ein halbes Vermögen, für diese und ähnliche Körperpflege. Man wurde nicht müde, Ärzte und Professoren zu befragen, man las „populär-wissenschaftliche“ Schriften, um nur dem lieben Leib eine, oft genug übertriebene, nicht selten schädliche „Pflege“ angedeihen zu lassen. —

Was tat man für die Seele? — —

Daß Gott erbarm'! — Die Seele ließ man verkümmern, sich immer weiter von Gott, ihrem ewigen Ziele, entfernen. —

Man sorgt, daß nichts dem Leibe fehle,
Die Hülle schmückt man reich und schön,
Doch die Bewohnerin, die Seele,
Läßt man verschmachten und vergeh'n!

O Torheit der Menschen! Werden sie wieder begreifen lernen, was für einen kostbaren Schatz sie in irdenen Gefäßen tragen? Wie bald wird das elende Lehmgebäude zertrümmert! Wehe, wenn die Seele elend, bloß und nackt vor ihrem Richter steht! Wie soll sie ewig bei Gott sein, wenn sie nie zu Gott hingestrebt hat? —

Meine Lieben, ist das Streben nach Vervollkommenung der Seele nur, wie so viele meinen, ein „Rat, höchstens für den Priesterstand und die Ordensleute Pflicht“? Viele Christen, auch Katholiken, denken, wenn sie von „Vollkommenheit“ hören, nur an strenge Abtötungen, lange Andachtsübungen, große Almosen, an den Verzicht auf Ehe, Freiheit, Besitz. Ist das nun das Wesen der Vollkommenheit? Nein, das sind nur einige Mittel zur Vollkommenheit, nicht die Vollkommenheit selbst.

Eine gewisse Vollkommenheit ist aller Christen Pflicht. Das sagt ausdrücklich das Gebot des Herrn: „Seid vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (Mt. 5, 48).

Das sagen uns viele Aussprüche der Hl. Schrift, z. B.: „Seid heilig; denn ich bin heilig, der Herr, euer Gott.“ (3. Mos. 19, 12.) „Du sollst vollkommen und unbefleckt sein vor dem Herrn, deinem Gott.“ (5. Mos. 18, 13.) Übermals mahnt der Apostel: „Brüder, seid vollkommen!“ (12. Kor. 13, 11.) Und abermals: „Brüder, wir ermahnen euch . . ., daß ihr immer vollkommener werdet . . ., denn das ist der Wille Gottes, eure Heiligung.“ (1. Theß. 4. 1. 4.)

Das sagt uns auch die Vernunft. Denn wozu hat Gott uns erschaffen? Zu seiner Verherrlichung. „Der Herr hat alles um seiner selbst willen gemacht“ (Spr. 16, 4), so sagt der Herr ausdrücklich. „Jeden, der meinen Namen anruft, zu meiner Ehre habe ich ihn geschaffen, gebildet und gemacht“ (Jf. 43, 7). Und wiederum: „Israel, was verlangt der Herr, dein Gott, von dir, als daß du ihm dienest aus deinem ganzen Herzen und deiner ganzen Seele?“ (5. Mos. 10, 12.) Nur dann kann

Gott zufrieden sein mit seiner Verherrlichung durch uns, wenn wir diese nicht als Nebensache, sondern als Hauptaufgabe betrachten, die wir immer vollkommener zu erfüllen streben, der wir all unsere Kräfte und Fähigkeiten widmen. Nicht also mit halbem Herzen sollen wir Gott dienen, sondern mit ganzem (1. Kön. 12, 20), nicht teilen sollen wir zwischen ihm und den Geschöpfen, nicht hinken nach beiden Seiten (3. Kön. 18, 21), sondern Gott freudig das Seine geben; solche „Geber allein hat Gott lieb“.

Was ist nun aber das Wesentliche an dieser Vollkommenheit? Das, worum der Apostel zu allererst für seine Lieblinge bittet: Die Liebe. „Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes“, lehrt derselbe Apostel klar und deutlich (Röm. 13, 10), sie ist das Band der Vollkommenheit“ (Kol. 3, 14). Sie führt hin zu Gott, der die Liebe ist. Näher zu ihm! heißt also: Mehr Liebe!

Höret, wie klar auch ein so großer Heiliger wie der heilige Franz von Sales dies lehrt: „Es gibt keine andere Vollkommenheit als die: Gott lieben aus ganzem Herzen und den Nächsten wie sich selbst. Jede andere Vollkommenheit ist unecht.“

Daher schrieb auch der heilige Paulinus an eine vornehme Frau: „Wenn du zu fasten und dich zu enthalten angefangen, so halte dich ja nicht für heilig; dies alles ist nur ein Mittel zur Tugend.“

Dies ist so wahr, daß der heilige Franziskus von Paula, der Stifter des Ordens der mindesten Brüder, seinen Schülern als einzigen Besitz die Liebe Gottes und des Nächsten empfahl: „Außer ihr“, pflegte er zu sagen, „sollt ihr nichts besitzen“. Er wollte damit sagen, daß alle noch so großen Entsagungen ihren Wert nur in und durch die Liebe empfangen,

Diese Liebe Gottes („aus ganzem Herzen“) und des Nächsten („wie sich selbst“) ist aber nicht etwa Rat, sondern ein Gebot des Herrn, das größte und erste Gebot; sie ist Kennzeichen des wahren Christentums (Jo. 13. 35).

Diese Liebe drängt uns, immer mehr „zuzunehmen an Erkenntnis und Verständnis“ für Gott und göttliche Dinge. Der Liebende muß Hunger nach der Gerechtigkeit haben und strebt daher unaufhörlich, sich über die Glaubenswahrheiten und religiösen Dinge zu unterrichten. Er lebt nicht vom Brote allein, sondern heißhungert nach Gottes Wort. So wird er leicht auch immer „das Bessere wählen“ können, wie die Epistel sagt, und Gott immer näher kommen.

Diese Liebe zeigt sich sodann in der treuen Beobachtung der Gebote. „Das ist ja die Liebe Gottes, daß wir seine Gebote halten“. (1. Jo. 5, 3.) Wie könnte jemand sagen, er liebe Gott wahrhaft, wenn er sich nicht hütet, Gott häufig zu betrüben? Er wird sich nicht bloß von Todsünden, sondern auch von läßlichen Sünden mehr und mehr zu reinigen suchen. Die Vollkommenheit ist zwar nicht Sündelosigkeit — denn auch der Gerechte fällt in Sünden — wohl aber das ernstliche Streben, „rein und tadellos zu sein“, wie sich der Apostel ausdrückt, „auf den Tag (der Ankunft) Christi“. Sie ist also unzertrennlich mit ernstlichem Kampf gegen das, was von Gott trennt, Sünde und Versuchung. Auch dieser Kampf ist aber wiederum kein bloßer Rat, sondern strenges, immer wiederholtes Gebot des Herrn.

Die Liebe treibt ferner zu guten Werken an; sie haßt ein tatenloses Leben. Sie sucht sich auf alle Weise zu betätigen, auch die täglichen kleinen Werke zu heiligen. Die guten Werke wachsen aus dieser Liebe von selbst hervor, wie

die Früchte auf dem Baum. Je besser der Baum, desto mehr ist er also „erfüllt mit Früchten der Gerechtigkeit, gewirkt durch Christum zur Ehre Gottes“, wie es der Apostel weiter seinen ersehntesten Brüdern wünscht. Wiederum sind auch die Werke nicht bloß geraten, sondern geboten; „denn jeder Baum, der keine guten Früchte bringt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen“.

Endlich verbindet sich mit der echten Gottesliebe von selbst die Geringschätzung der Welt, die den Menschen von Gott abzieht. Wie sollte auch jemand, der das höchste, unendliche Gut wahrhaft schätzen gelernt hat, noch sein Herz hängen an die vergänglichen, armfeligen Güter der Erde? Er gebraucht sie nur, soweit notwendig, und spricht im übrigen mit dem Psalmisten (72, 25): „Was hab' ich im Himmel, und was lieb ich auf Erden außer dir? Meines Herzens Gott und mein Teil bist du, o Gott, in Ewigkeit!“ Wie schön sagt der hl. Mariarius*), „Diejenigen, deren Seele verwundet ist (Hohel. 2, 5) von freudiger Liebe zu Gott und von dem göttlichen und himmlischen Feuer, das der Herr auf die Erde gebracht hat, und von dem er wollte, daß es brenne (Lk. 12, 49), halten die Ehren der Welt für gering“. So ist „die Ehre und das Lob des Vaters“, wie der Apostel schließt, das Ziel aller ihrer Handlungen.

Zu dieser Geringschätzung der Welt ist freilich Selbstverleugung notwendig. Aber auch diese verlangt ja der Herr ausdrücklich von den Seinen (Mt. 19, 21). Das ist die Gewalt, die wir brauchen müssen, um das „Himmelreich an uns zu reißen“.

*) IX. Hom. 9, 12.

II.

Nun, meine Christen, fragen wir uns, wie weit wir den Wahlspruch der Heiligen und aller wahren Gotteskinder: „Näher, mein Gott, zu dir!“ schon im Leben befolgt haben, wie weit wir diesem, vom Weltapostel entworfenen Bilde eines treuen Christen schon ähnlich sind. War bisher etwa auch Leibespflege, Körperkultur unser einziges Ideal und Streben? Und hatten wir für Seelenpflege, Schönheitspflege des göttlichen Ebenbildes in uns wenig Zeit und Sinn? Die ernstesten Zeiten mögen dich dann zurückrufen von deinen falschen Wegen!

Der heilige Bischof Athanasius traf einst in Alexandria, damals, im vierten Jahrhundert, eine der christlichen Metropolen der Welt, auf der Straße eine stadtbekannte Schauspielerin, prächtig geschmückt, in rauschender Seide und blizenden Kleinodien, von einem lachenden Schwarm junger Leute umgeben. Plötzlich — alles staunt darüber — bleibt der Bischof stehen und fängt zu weinen an. Man fragt ihn nach dem Grunde. „Ich weine,“ sagte der Heilige, „erstens über die Sittenverderbnis dieses armen Weibes, zweitens aber über mich selbst, weil ich noch lange nicht so viel Sorge darauf verwende, meine Seele für Gott zu schmücken, wie dieses Weib ihren Leib putzt für ihre Anbeter“.

Meine Lieben, ein Bild für unsere Zeit! Hätte man nicht weinen mögen über die Torheiten und Verirrungen einer Zeit, die in Außerlichkeiten aufging, für eine wohlgepflegte Hand und Haut, einen eleganten Fuß, für unzählige Modetorheiten alles übrig hatte, die in dem Körperlichen das einzig Pflegenswerte sah, dagegen das Innenleben der Seele geringschätzig vernachlässigte? Gab

es doch längst Zeitungen und Zeitschriften für Schönheitspflege, Sport, Mode, die eine weit größere Abonnentenziffer hatten als unsere Sonntagsblätter, die der armen Seele dienen wollen. —

Näher, mein Gott, zu dir! sei also der Wahlspruch der Zeit!

Sage doch niemand, er könne in seinem Stande nicht nach Vollkommenheit streben, seine Lebensverhältnisse seien ein unüberwindliches Hindernis. Der heilige Hieronymus antwortet ihm: „Du kannst wohl sagen: Ich kann nicht fasten, ich kann nicht Almosen geben, ich kann nicht große Andachten halten . . . Aber nicht kannst du sagen: Ich kann nicht lieben“. Ja, diese Liebe, das Wesen des Vollkommenheitsstrebens, ist ein Bedürfnis des menschlichen Herzen; es ist für diese Liebe geschaffen; es dürstet gleichsam nach dieser Liebe; es ist unruhig, bis es ruhet in Gott, der allein es ausfüllen kann.

Eine große Anzahl von Heiligen aus allen Ständen, hohen und niedrigen, beweist uns am besten, daß es in allen Lebensverhältnissen und Berufsarten möglich ist, Vollkommenheit zu erreichen. Kein Stand ist ohne Vertreter im Himmel.

Fange also nur einmal ernstlich an mit dem Gottesbau in deiner Seele, von dem St. Paulus so schön in der Epistel spricht! Das Fundament ist also die Liebe Gottes und des Nächsten. Ach, wie arm sind noch so viele an dieser Liebe! Bete täglich um Vermehrung der Liebe: „O mein Gott, mache doch, daß ich dich täglich immer mehr und inbrünstiger liebe!“ Rufe fleißig den H. L. Geist an, daß er dieses heilige Feuer in deinem Herzen entzünde! Übe diese Liebe täglich in der guten Meinung! So wird dich die Liebe immer näher hinführen zum Herzen Gottes.

Unterrichte dich gut über deinen heiligen **G l a u b e n**, daß du auch „**z u n e h m e s t i n a l l e m V e r s t ä n d n i s**“, und das Licht des heiligen Glaubens immer heller dir leuchte auf dem Wege „näher zu Gott“.

Um dich von der **S ü n d e** immer mehr zu reinigen, denke stets an die **G e g e n w a r t G o t t e s**! „Wandle v o r m i r und sei vollkommen“, sprach Gott zu Abraham.

Kannst du nicht große Werke verrichten, sei im **K l e i n e n** g e t r e u. Das war die Weisheit vieler Heiligen, voran Mariä, ihrer Königin. Gott verlangt nichts Großes von dir, aber die Treue im Kleinen.

Der berühmte griechische Künstler Phidias schuf eine Statue der Göttin Diana für die Burg Akropolis in Athen. Mit großem Eifer arbeitete er treu am Kleinsten, selbst an den Haaren des Hinterkopfes. Man sagte ihm: „Diese Figur soll hundert Fuß hoch und mit dem Rücken gegen eine Marmormand gestellt werden, wer wird's sehen? Was antwortete dieser seltene Mann? — „Die Götter werden's sehen!“ — sprach's und arbeitete aufs gewissenhafteste weiter.

Mein lieber Christ, was du auch tust, denke nur: Gott sieht es! Alles zu seiner Ehre, zu seinem Lobe! Das führt dich sicher zu Gott.

Strebe auch hin zu den heiligen Quellen der Gnade, den **S a k r a m e n t e n**! Die bringen Gott nahe.

Keinen **S t i l l s t a n d**, der ist Rückschritt. Immer vorwärts! Näher, mein Gott, zu dir!

Und schickt dir der Herr Kreuz und **L e i d e n**, laß dir von allen Heiligen sagen: Nichts reißt so los vom Irdischen, nichts führt so nahe hin zu Gott als das Leid. Da heißt es also erst recht:

Läßt du die Trübsalsflut
 Hoch um mich gehn,
 Hilf auch durch Trübsal mir:
 Näher, mein Gott, zu dir,
 Höre mein Fleh'n!
 Näher, mein Gott, zu dir,
 Näher zu dir!

Amen.

Dreißundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Die Scheidung der Geister.

Viele wandeln . . . als Feinde des Kreuzes Christi . . .
 unser Wandel aber ist im Himmel. Phil. 3, 18. 20. (17—21.)

Wir haben im Laufe unsrer Epistel-Betrachtungen oft in die Tiefen des Apostelherzens geschaut mit seiner großen Liebe zu den Seelen. Wir sahen diese Liebe brennen wie ein loderndes Feuer. Wir sahen sie aufflackern in einer Glut des fürbittenden Gebetes, wie nur ein solcher Heiliger beten konnte. Wir sahen sie jubeln und danken für jeden Fortschritt, wir sahen sie seufzen und trauern über jeden Rückschritt in den Gemeinden. Wir sahen sie rührend bitten und mahnen, trösten und lenken, wir sahen sie brennen, wo einem Ärgerniß gegeben wurde, wir sahen sie die Verirrten suchen mit der Unermüdlichkeit des guten Hirten.

Heute sehen wir etwas, was wir bisher noch nicht gesehen haben. Wir sehen jene Liebe weinen. Weinend spricht der Apostel zu den Seinen; Tränen fallen auf die Zeilen, die er ihnen schreibt. Der alles eigene Leid so standhaft, so getröstet, so freudig trug, der weint — heilige, bedeutsame Tränen.

Er sieht die große Zahl derer, die als Feinde des Kreuzes Christi wandeln, deren Gott der Bauch ist, die Irdischgesinn-ten, deren Ende das Verderben ist. Nichts Traurigeres, Be- weinenswerteres in der That, als wenn Christen, deren Wandel im Himmel sein soll, ihr höchstes Gut auf der Erde suchen.

Meine Lieben, das ist die große Scheidung der Geister auch heute noch: Freunde und Feinde des Kreuzes Christi; Himmelspilger mit dem Sehnsuchtsblick nach oben — und Maulwurfsmenschen, die in der Erde wühlen; Jenseits- streber mit der Parole: Sursum! Excelsior! Aufwärts! — und Diesseitsmenschen, deren Gott der Bauch, deren höchstes Gut die Befriedigung der Sinnenlust ist. An diesem Scheidewege steht auch du, christliche Seele. Frage dich also: Gehörst auch du vielleicht zu denen, über die der Apostel weint? Ist Erdensinn oder Himmelsinn dein Unterscheidungsmerkmal? Heißt deine Parole:

I. Diesseits! oder

II. Jenseits!?

I.

Geliebteste! Wenn der Apostel heute unter uns weilte, was meint ihr, würde er wohl wieder jene heiligen Tränen weinen über die Christen? Ganz gewiß. Das ungeschminkte Anlagewort: „Deren Gott der Bauch ist“ würde freilich große Enttäuschung hervorrufen. Aber mögen die Worte anders lauten, die Tatsache ist nicht zu leugnen: Diesseitsgenuß ist der Abgott Tausender geworden, mehr als je. Unglaube und Irrglaube haben ja den Boden für diese Zeitrichtung geschaffen. Vernunft und Natur wurden ja förmlich vergöttert (Naturalismus, Rationalismus); das Übernatürliche wurde geleugnet, bekämpft, entwertet. Die auf den Lehrstühlen der Philosophie herrschende Richtung

(Pantheismus, Materialismus) war bemüht, das Stoffliche, Materielle, das „Menschliche, Allzumenschliche“ mit dem poetischen Schimmer zu umhüllen, Natur und Natürliches mit dem Glanze schillernder Schönheit zu vergolden. „Wie ist doch die Erde so schön! Macht euch das Diesseits nur bequem!“ . . . so hieß es in allen Tonarten. Die Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit, die Hochentwicklung der Kultur trug dazu bei, ein möglichst umfangreiches und ausgiebiges Genießen anzuregen. Steigerung der Lebensansprüche, Zunahme der Luxuskultur, Verweichlichung, Üppigkeit waren an der Tagesordnung. Man hatte feine, kunstvolle Namen für den Abgott Sinnesgenuß: „Sichausleben, Ästhetisierung des Lebens, Eudämonismus“, d. h. Durchdringung des Lebens mit allen Genüssen bei möglicher Bewahrung vor Schmerz — so hieß es in den oberen Schichten. „Es ist eine Lust zu leben“ — so hieß es bei den übrigen.

Sogar christliche Gottesgelehrte glaubten das Christentum diesem Zeitgeist anpassen zu müssen (Harnack): Christus sei durchaus kein Asket gewesen; Lebens- und Genußfreude seien ihm nicht fern gewesen. Er habe der Welt nicht den Krieg erklärt, sondern Frieden mit ihr geschlossen. So und ähnlich suchte man das Christentum umzubilden, es zu einer Allerweltsreligion, zu einer „Sowohl-als-auch-Kunst“ zu machen. Ein verflachtes, behagliches, verweltlichtes Christentum war Modesache bei vielen. Viele betrachteten die Religion nur als ein Mittel zur Diesseitsverschönerung wie Kunst und Poesie. Dieser Abgott des Diesseitsgenußes brachte es dahin, daß der Blick ins Jenseits vielen verloren und versperrt war. Übersättigung,

Überempfindlichkeit, innere Verfallenheit, Ruhe- und Rastlosigkeit, Friede- und Freudlosigkeit war als Folge davon das allgemein beklagte Zeitübel.

„Feinde des Kreuzes Christi“ nennt sie alle der Apostel. Welch ein Wort! In der That: Der Gefreuzigte, der Prediger der Selbstverleugnung, Selbstkreuzigung — und ihr Leben sind die größten Gegensätze. „Fort mit dem bleichen Christus mit den blutenden Erlöserhänden! Fort mit dem bleichen Galiläer, der seine Freude hat am Wimmern zertretener Wonnen!“ (Höfen.) „Fort mit dem Feind der Freude mit den blutleeren Händen!“ (Anatole France.) Fort mit dem „Symbol der Verneinung des Lebens“ (Nietzsche), so ruft man im bunten Chor.

Feinde des Kreuzes Christi! Schreckliches Wort! Feinde dessen, was ihr einziges Heil, ihre Erlösung, ihre Seligkeit ist, Feinde dessen, was sie umklammern sollten als ihren Rettungsanker, als ein Siegeszeichen, als den Baum des Lebens, den Bringer wahrer Freude!

Und viele wandeln so als Feinde des Kreuzes, sagt der Apostel. Ja, viele. Auch der Heiland sagt es: „Viele sind, die darauf wandeln, auf der breiten Straße, die ins Verderben führt.“ Wahrlich, ein Bild zum Weinen! Weinte ja auch der Herr über die vielen, die nicht erkennen wollten, was ihnen zum Frieden diene. Weinte ja auch schon der Prophet Jeremias: „Wer gibt meinem Haupte Wasser genug und meinen Augen eine Tränenquelle, zu beweinen die Erschlagenen meines Volkes!“ Wer sollte nicht weinen, wenn er Tausende hinwandeln sieht in die ewige Nacht, wo der Wurm nicht stirbt, und das Feuer nicht erlöscht! Das

ist der Weg, den der reiche Praßer ging, dessen Gott der Bauch war. Auch seine fünf Brüder gingen den schrecklichen Weg, und sie waren so verblindet und verrannt auf diesem Wege, daß sie auf Moses und die Propheten nicht hörten, ja daß sie nicht einmal durch einen von den Toten Auferstandenen hätten zur Vernunft gebracht werden können. Das ist die schaurige Verblendung derer, die irdisch gesinnt sind, deren Ende das Verderben ist.

O schreckliches Ende! Der französische Philosoph Abälard († 1142), der in Paris einen lockeren Lebenswandel führte, hatte einen entsetzlichen Traum. Er sah in die Hölle, wie der Teufel gerade einen neuen Platz herrichtete. Voll Schrecken über die bevorstehenden Qualen des Betreffenden fragte er: „Für wen ist der Platz“? — „Für den Philosophen Abälard, wenn er noch eine Todssünde begeht!“ — lautete die Antwort. Den kalten Angstschweiß auf der Stirn, schrie der Gelehrte: „Nein, ich begehe sie nicht!“ und immer wieder: „ich begehe sie nicht!“ — mein Christ, willst du noch weiter den Weg gehen, der zum Verderben führt? Willst du nicht endlich auch sagen: „Nein, ich begehe diese Todssünde nicht mehr, nimmermehr!“? Solch einen Blick in den Ort des Verderbens durfte ja auch in der That die heilige Theresia und andere Heilige tun, die einen unauslöschlichen Eindruck davon empfangen.

Sage auch nicht: Der Weg bis dahin ist weit. So weit lasse ich es nicht kommen. — Ein junger Mann, der eben aus dem Wirtshause kam, wo er jenem Gözen Fleisch gehuldigt hatte, fragte höhnisch einen vorübergehenden Geistlichen: „Können Sie mir sagen, wie weit

es zur Hölle ist?" — Als der Übermütige mit seinem Pferde um die nächste Straßenecke bog, warf es ihn ab. Er brach das Genick. — O, der Weg vom Fleischesdienst bis zur Hölle ist gar oft ein sehr kurzer! Und über dem Portal steht die Inschrift:

Hinunter geht es hier in Nacht und Schauer,
Hinunter zu der Stadt der ew'gen Trauer,
Hinunter zu dem ganz verlornen Volke —
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!

Dante.

So fragen wir uns denn alle: Ist nichts von dieser Gefahr an uns? Mancher mag erschrecken vor dem Ende, aber auf dem Anfange dieses Weges schreitet er unbesorgt dahin. So vieles ist erdhast an ihm. Sein Herz hängt mit so vielen Fasern an der Erde, daß man fürchten muß, sie schlägt ihr Opfer ganz in ihren Bann. Es fällt ihm so schwer, sich loszureißen und dem Wegweiser des Kreuzes zu folgen. Kleiderstaat, Puz, Wohlleben und Vergnügungssucht ist sein Idol; sein Göze ist der Leib, für den er alles verwendet, Zeit und Kraft, Geld und Gut, Arbeit und Verdienst — und manche fromme Mutter, mancher brave Vater, manch treue Gattin weint wie der Apostel über solch eine Seele.

Wie viele hält der Schachergeist an die Erde gebunden, daß sie nur das noch schätzen, was man wägen und messen und zählen kann! Und ach, ihr Gold kommt doch einmal außer Kurs, ihre Papiere sinken in der Sterbestunde auf Null. Manche denken Tag und Nacht nur daran, wie sie sich für ihre alten Tage gut versorgen können, um sie in rechter Gemächlichkeit zu genießen. Aber was dann? Danach fragen sie nicht. Nicht im Jenseits, sondern im Diesseits haben sie ihren Anker einge-

schlagen. Vom Tode darf man ihnen nicht sprechen, wie jenen Besuchern einer Gemäldegalerie, die da verlangten, man solle das berühmte Gemälde „Der Zug des Todes“ fortschaffen, weil es die Stimmung verderbe. Arme Erdenmenschen! Der Knochenmann kommt doch — und was dann? was dann?

II.

Nein, lieber Freund, folge du der Parole, die der Apostel ausgiebt: „Unser Wandel ist im Himmel!“ Christen sind zwar in der Welt, aber sie sind nicht von der Welt. Mit den Füßen stehen sie auf der Erde, aber ihr Herz ist im Himmel. „Da, wo ihr Schatz, da ist auch ihr Herz“, da, wo ihre Heimat ist, dahin geht ihr Sinnen und Sehnen, wie das eines Hirtenknaben, der da traurig in die Ferne schaute. Man fragt ihn: Warum? Es fehlte ihm an nichts. Da endlich streckte er seine Hand aus und zeigte in die Ferne nach den im Abend-schein vergoldeten Bergen: „Ich bin traurig, weil ich nicht dort bin. Dort ist meine Heimat“. Der (griechische) Grundtext unsrer Stelle sagt ausdrücklich: Nicht unser Wandel, sondern „unser Staat“ (dem wir als Bürger angehören), unsre „Bürgerschaft“, unser „Heim“ ist im Himmel. Dorthin also richten wir unsre Gedanken, unser Leben und Streben. Das Menschenherz wird ja auch hienieden nicht gesättigt. Wenn der Mensch auch alle Schönheiten in Natur und Kunst geschaut hat, wenn er auch alle Länder und Meere durchreist hat, er wird nicht satt davon. Wenn er auch alle Genüsse der Erde ausgeschöpft hat: Den heißen Durst der Seele stillt — kein Brunnen, der auf Erden quillt. Im Lichtglanze der flimmernden Sternenheere scheint ihm geschrieben zu stehen: Du bist für Höheres geboren; deine Heimat ist droben, dein

Wandel sei also im Himmel. Wie schön und wahr sagt der heilige Bernhard: „O Mensch, mit dem Körper bist du zum Himmel aufgerichtet, schämst du dich nicht, mit der Seele auf dem Boden zu kriechen; dein Haupt ist nach oben gerichtet, und dein Geist nach unten?“ — Sprich du mit dem Psalmisten: „Was lieb ich auf Erden außer dir? . . . Meines Herzens Gott und mein Teil bist du in Ewigkeit“ (Ps. 72, 25 f.)! Sein Wandel war im Himmel. Ebenso der des hl. Stephanus, der mitten im Steinhagel den Himmel offen sah, dessen Angesicht leuchtete gleich dem eines Engels. So wandelte Paulus im Himmel, wenn er wünschte, aufgelöst zu sein, um bei Christus zu sein. So sahen die Tausende Martyrer den Himmel offen. Das Brüllen der blutlehzenden Bestien in der Arena wurde übertönt von den himmlischen Siegeschören, die sie vernahmen. Mochten auf Erden armselige Menschenleiber zerrissen, zerstampft, zermalmt werden, ihre Seelen wandelten bereits im Himmel, die Siegesfrone erwartend. So war der Wandel aller Heiligen im Himmel, indem sie alles Irdische für Nott erachteten, um das Himmlische zu gewinnen.

„Unser Wandel ist im Himmel, woher wir auch den Heiland erwarten.“ Im Warten liegt ein Doppeltes. Erstens kein Fürchten, kein Bangen und Zagen, sondern eher ein Sehnen, wie die Braut sich nach der Ankunft des Bräutigams sehnt, wie der Gefangene nach der Befreiung, wie der Pilger nach dem Feierabend, wie der Sterbende nach der Bollendung sich sehnt. Im Warten liegt auch das Bereitsein. Wir halten uns bereit wie die klugen Jungfrauen für die Ankunft des Bräutigams, wie die, welche das Wort kennen: „Seid bereit, ihr wisset nicht Tag noch Stunde.“ „Ihr wisset nicht, wann der Herr kommt, abends oder um Mitternacht,

beim Hahnenſchrei oder morgens, damit . . . er euch nicht ſchlafend finde" (Mt. 13, 35 f.) Ja, die ganze Welt iſt ein großer Wartesaal. Jeden Augenblick kann das Signal: „Abfahrt!" ertönen, jeden Augenblick kann unsre Stunde ſchlagen und der Herr kommen.

Wir warten, bis der Hammer auf die Glocke fällt,

Wir warten, bis der Zug vor unsrer Türe hält,

Wir warten, bis zum Abgang das Signal ergellt.

„Wir warten auf den Herrn Jeſum Chriſtum, welcher den Leib unsrer Niedrigkeit umgeſtalten wird, daß er gleichgeſtalte ſei dem Leibe ſeiner Herrlichkeit.“ Ja, welche eine Erwartung! Jetzt tragen wir den Leib der Niedrigkeit, den Leib dieſes Todes, nach deſſen Erlösung Paulus ſeufzte. Jede Ermüdung am Abend, jede Ermattung nach anſtrengender Arbeit, jede Krankheit, jeder Schmerz, jede Abnahme unsrer Kräfte im Alter und Siechtum, jede Verſuchung durch Fleiſch und Blut zeigt es uns handgreiflich, wie demütigend, wie niedrig dieſer Leib des Todes, dieſes Gefängnis der unſterblichen Seele iſt. Aber derſelbe Leib wird umgeſtalte zum Leibe ſeiner Herrlichkeit, gleichgeſtalte dem verklärten Leibe des Herrn. Auf dem feſteſten Boden der Heil. Schrift ſtehend, dürfen wir unsre Schlüſſe ziehen von dem verklärten Leibe des Herrn auf unsre eigene Verklärung. Was ſagt alſo die Heil. Schrift von der Verklärung auf Tabor? Leuchtend wie die Sonne, weiß wie der Schnee, ganz umſtrahlt von Herrlichkeit war der Herr. Trotzdem erkannte ihn Petrus und rief entzückt: „Herr, hier iſt gut ſein!“ Hätten wollte er hier bauen für immer. So werden auch die Gerechten leuchten wie die Sonne, ganz durchſtrahlt von Wonne und Herrlichkeit. Derſelbe Leib, aber welche Verherrlichung! Ewig wird es durch den Himmel hallen:

Hier ist gut sein! — Am Ostermorgen brach der Herr mit seinem verklärten Leibe durch Grab und Fels, am Osterabend durch die verschlossenen Thüren; so wird auch der Auferstehungsleib der Verklärten, ungehemmt durch Raum und Entfernung, sich bewegen in ungeahnter Freiheit. Wie schon jetzt im Draht des Telegraphen, im Funkspruch die Raumentfernung überwunden ist für den Buchstaben, das Wort, die Photographie, so wird einst der verklärte Leib kein schwerfälliges Hindernis mehr sein für den Gedanken und Willen der Seele, sondern teilnehmen an der „Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes“.

Und wenn uns all diese Wunder der Veränderung schwer begreiflich sind, so stellt sie Paulus auf den Felsengrund der Auferstehungskraft des Herrn. Wir werden gleichgestaltet sein dem Leibe seiner Herrlichkeit, „nach der Kraft, durch welche er sich auch alles unterwerfen kann“. Christen bauen keine uferlosen Phantasiepläne, keine träumerischen Hirngespinnste, sondern ihre Hoffnungen sind fest verankert in den Thaten der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn. Sie wissen es unantastbar sicher: Er ist erstanden in wunderbarer Kraft, die alles überwindet, alles sich unterwirft, er lebt in uns, und wir leben in ihm und werden durch ihn leben in der Verklärung.

Das ist der Jenseitsblick des Christen. Toren sind die, welche diese Jenseitsrichtung des Christentums weglegnen wollen. Überall weist der Herr, der da spricht: „Ego de supernis sum, ich bin von oben“ die Seinen mit dem Finger nach oben hin zu dem einen Notwendigen, nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit. Das „Sursum corda!“ ist der erste Paragraph seines Reichs-Gottes-Gesetzes. Seine Lehre macht zwar keineswegs unempfindlich für die reinen Diesseitsfreuden, sie läutert und veredelt sie vielmehr,

sie „saßt alle natürlichen Süßquellen der Freude viel tiefer, so daß keine verseuchten Grundwasser einfließen können“ (v. Kessler). Aber Christus ist und bleibt der lebendige Wegweiser und Führer zum Jenseits, und alle, die ihm nachfolgen, haben auf ihr Banner geschrieben: Unser Wandel ist im Himmel. Sie erwarten die Freuden der Verklärung im Herrn. Es flattert der Vogel unruhig hinter dem Gitter des schönsten Käfigs und strebt hinaus, das Tier des Waldes sehnt sich inmitten der schönsten Gärten zurück nach seiner Heimat, der Adler strebt zur Sonne, der Pfeil zu seinem Ziele, die Welle zum Meere — die Seele ist unruhig, voll Erwartung, bis sie ruhet in Gott. „Dieses Leben ist eine Beraubung des Lebens, ein beständiges Sterben, bis ich lebe, o Gott, in dir“, so lautet das Sehnsuchtslied der heil. Theresia.

Wahrlich, es lohnt sich für uns, Freunde des Kreuzes Christi zu sein; denn dieses Kreuz ist wie nichts in der Welt der Schlüssel zum Orte der Verklärung. Am Kreuze scheiden sich die Geister: Dem einen ist es ein Ärgernis und eine Torheit, dem andern himmlische Weisheit und Kraft, das Zeichen des Heils, der Wegweiser nach oben. Gehe, mein Christ, getroßt den Weg des Kreuzes! Die Leidens- und Bußtränen mögen den Blick auf das Irdische umflören, nicht den Blick ins Jenseits. Im Gegenteil, durch die Tränen hindurch sieht man den Himmel besser. Da ist jede Träne wie eine Kristalllinse, durch die man die Dinge in der Ferne besser erkennt. Mögen die Feinde des Kreuzes auf die Erde stieren, in der Erde scharren und wühlen, im Irdischen versinken, du schaue empor zum Ziele deines Lebens!

Und ist auch unser irdisches Auge oft blind für den klaren Blick nach oben, einmal werden uns die Augen aufgehen. Ein Mädchen, dem der Star gestochen war, rief der Mutter

zu: „Mutter, warum sagtest du mir nie, wie schön die Erde ist?“ Es erhielt zur Antwort: „Kind, das kann man mit Worten nicht sagen, das muß man sehen“. So werden auch uns Blinden einmal die Schuppen von den Augen fallen, wenn wir nicht mehr bloß mit unsrer Sehnsucht, sondern in der Wirklichkeit wandeln werden im Himmel. Dann werden wir schauen, was kein Auge auf Erden gesehen und geahnt, von Angesicht zu Angesicht. Amen.

Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Am Schlusse des Kirchenjahres.

Brüder, wir hören nicht auf, für euch zu beten und zu bitten . . .
Kol. 1, 9. (9—14.)

Letzter Sonntag im Kirchenjahr! Tief dringt das Wort in alle Herzen ein. Wir schauen rückwärts auf die verflossene Gnadenzeit. Kirchenjahr heißt ja Gnadenjahr. Denken wir beim bürgerlichen Jahreschluß mehr an die irdischen, zeitlichen Gaben Gottes, so gemahnt uns das Kirchenjahr mehr an die überirdischen, himmlischen Gaben, die wir empfangen. Jede Woche war ja eine Gnadenwoche, jeder Tag ein gesegneter Gnadentag aus der Hand des Allgütigen. Ein tiefes Dankgefühl strömt aus dem Innersten des Herzens.

Wir schauen aber auch hin auf die Vergänglichkeit der Zeit und unsere Rechen sch a f t. Das Evangelium stellt uns das ergreifende Schauspiel des Weltgerichts vor Augen. Wir schauen die Sonne verfinstert, die Kräfte des Himmels erschüttert und den Menschensohn als Richter der Lebendigen

und der Toten in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit. Wir hören die Gerichtsposaunen, vor denen selbst die Heiligen in tiefster Seele erschauerten.

Wir blicken in die Zukunft und eine innere Stimme sagt uns: „Ach, vielleicht ist dies dein letztes Kirchenjahr, vielleicht stehst du bald vor dem Richterstuhl Gottes!“

Da ist uns zumute, als müßten wir auf die Knie sinken und unser übervolles Herz vor Gott ausschütten. Wir ringen nach Worten, unseren Gefühlen den rechten Ausdruck zu geben. Doch da sehen wir in der Epistel einen vor uns knien und beten: Den Weltapostel in den Banden der Gefangenschaft in Rom. Und was er da betet und seufzt, das scheint uns wahrhaftig wie ein Gebet am Schlusse des Kirchenjahres — so treffend gibt es unsere Gefühle wieder. Aus Hunderten von Lektions-Abschnitten hat ja die Kirche gerade diesen heute auserwählt. Es ist, als kniete unsere heilige Mutter, die Kirche, selbst vor uns, um mit den Worten des Weltapostels zu beten.

So beugen denn auch wir unsere Knie, halten wir mit Paulus, mit der Kirche unsere Schlussandacht beim Scheiden des Kirchenjahres! Drei Stimmungen gibt die Epistel ergreifenden Ausdruck:

- I. Danksagung,
- II. Gewissenserforschung,
- III. Bitte.

I.

„Brüder, wir hören nicht auf, für euch zu beten und zu bitten,“ so beginnt der Apostel. Unaufhörlich brennt in seinem Herzen die heilige Flamme fürbittenden Gebetes. Die größten und heiligsten Anliegen nennt er erst zum Schluß:

Die Christen in Kolossä sollen Dank sagen für die Berufung in die Kirche Gottes, durch die sie „teilnehmen am Erbe der Heiligen im Lichte“, durch die sie „errettet sind aus der Gewalt der Finsternis und versetzt sind in das Reich des Sohnes seiner Liebe“.

Dies ein Wort schon müßte uns die heutige Epistel kostbar machen für alle Zeiten. Kein schöneres Wort können wir uns denken am Schluß des Kirchenjahres für unsern Dank gegen Gott als dieses. Ein ganzes Jahr lang haben wir in der That teilgenommen am Erbe der Heiligen im Lichte. Ein ganzes Jahr lang haben wir gelebt im auserwählten Reiche des Sohnes der Liebe. Welch ein Erbe besitzen wir in der heiligen Kirche und allen Segnungen, die sie uns im Laufe des Kirchenjahres aus dem Schatze Christi zufließen läßt! Es ist das Erbe der auserwählten Kinder Gottes, tausendmal kostbarer als das Erbe des auserwählten Volkes im Alten Bunde. Dieses erbte das verheißene Land Kanaan, in dem jeder Israelite seinen Teil hatte. Im Neuen Bunde hat jeder teil an dem Reiche Christi, das nicht von Milch und Honig überfließt, sondern von den Reichtümern der Gnade, die alle Süßigkeit in sich enthalten. Welch ein Erbe! Im Alten Bunde herrschte immer noch so viel Dunkel und Finsternis, der Neue ist vom hellsten Lichte erfüllt. Das ganze Kirchenjahr ist ein fortwährendes Zuströmen des Gnadenlichtes auf die Gläubigen. Wie das bürgerliche Jahr nach dem Stand der Sonne seinen Lauf bemißt, so teilt die Kirche ihr Jahr ein nach dem Laufe, den Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, auf Erden genommen hat. Ja, ihre Sonne ist Christus, das Licht der Welt. Immer wieder kreist das Gnadenlicht dieser Sonne im Kirchenjahr über uns, immer wieder erleuchtet es uns die finsternen Erdenpfade, tröstet uns im Dunkel des

Leids. Aber wie die Sonne in der Natur nicht nur leuchtet, sondern tausendfältiges Leben weckt, so auch Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, im Kirchenjahr. Sein großes Erlösungswerk wird uns in seinem Verlaufe nicht bloß dargestellt, sondern es wird geheimnißvoll an uns erneuert, es wird nicht bloß mit dramatischer Lebendigkeit vergegenwärtigt, sondern gnadenreich an uns vollzogen. So ist das Kirchenjahr nicht bloß ein leichtverständlicher Katechismus, der in lichtvoller Weise die Hauptwahrheiten des Glaubens uns vor Augen führt, sondern das Mitfeiern des Kirchenjahres ist ein Miterleben der Heilsgeschichte, das uns in tiefster Seele umwandelt und erneuert. Das heißt teilnehmen am Erbe im Lichte, das heißt versetzt sein in das Reich des Sohnes seiner Liebe. Welch ein Reich! So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab und fortwährend hingibt in seinem Reiche, in welchem wir immerdar „die Erlösung haben (Präsens), die Vergebung der Sünden“. Von dieser Liebe sind wir im Kirchenjahre fortwährend umfassen und umkostet wie von den Strahlen der Sonne im Frühling. Da gilt das Wort: „Wir leben, doch nicht wir, sondern Christus lebt in uns“. Er wird nach würdiger Advents vorbereitung zu Weihnachten in uns wiedergeboren; er wächst in uns; mit ihm büßen und dulden wir in der Faſte; mit ihm feiern wir zu Ostern Auferstehung der Seelen; durch ihn werden wir mit dem Heiligen Geiste erfüllt; er gestaltet durch seine Lehre und seine Gnadenmittel sein Reich in uns immer mehr aus, gibt ihm Ausdehnung gleich dem Sauerteige, welcher alles durchsäuert, gleich dem Senfförnlein, das zum mächtigen Baume wird. Das ist das Gnadenwirken im Reiche des Sohnes der Liebe. Ein immerdar sprudelnder Gnaden-

quell ist das Kirchenjahr, ein unversiegllicher Born lebendigen Wassers, aus dem wir mit Freuden schöpfen können. Kein Festtag, kein Sonntag ohne besondere Lehre und Ermunterung, ja, wenn wir es wollen und können, kein Tag ist ohne Anregung zum geistigen Leben und Fortschritt. Oder hast du es schon einmal versucht, mein Christ, soweit es dir Zeit und Umstände gestatten, an der Hand einer, wenn auch noch so kurzen, Heiligenlegende das Kirchenjahr zu durchleben und im täglichen hl. Messopfer, in der häufigen Communion Kraft und Gnade zu suchen? Dann mußt du zugeben: Wir können Gott nicht genug danken, katholisch zu sein, durch das katholische Kirchenjahr ein so reiches Gnadenleben zu führen. Wahrlich, ein Erbe der Heiligen im Lichte, dem gegenüber andere in der Gewalt der Finsternis sind, wahrlich, ein Reich des Sohnes der Liebe!

II.

1. Meine Andächtigen, von selbst drängt sich uns nun die Frage auf: Wie haben wir dieses kostbare Erbe des Lichtes verwaltet? Waren wir treue Reichsangehörige dieses Königs der Liebe? Sollten wir das Kirchenjahr beschließen ohne eine ernste Gewissenserforschung? Ach, in wie vielen ist es finster geblieben trotz der Fülle des Lichtes, wie viele sind arm geblieben trotz der reichen Liebe, hungrig trotz der vollbesetzten Tische, durstig trotz der überfließenden Gnadenströme . . . ? Der Apostel betet, daß die Kolosser „erfüllt werden mit aller Weisheit und geistigem Verstandnisse . . .“, daß sie zunehmen in der Erkenntnis Gottes“. Legt uns dieses innige Flehen des Heiligen nicht die Frage nahe, ob denn wir auch ein wenig zugenommen haben an christlicher Weisheit und Einsicht? — Von dem verborgenen Leben Jesu steht geschrieben: „Er nahm zu an Alter und

Weisheit und Gnade". Auch der hl. Petrus mahnt: „Wachset in der Gnade und Erkenntnis Jesu!" (2. Petr. 3, 18.) Und der Herr selbst spricht: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, erkennen und den du gesandt hast, Jesum Christum". Wie stand es also mit diesem Zunehmen bei uns im verflossenen Jahre? An Alter haben wir wohl alle zugenommen, ob aber auch an Weisheit und geistigem Verständnisse? Ach, es wird gar viel in unseren Zeiten gelernt. Man strebt, zuzunehmen an mancherlei Wissen in Beruf, Bildung, Künsten und Wissenschaften . . . Da hört man es allenthalben: „Man muß fortschreiten, sich vervollkommen, man lernt nie aus . . ." Aber an christlicher Weisheit, religiösem Wissen . . . wie wenige vervollkommen sich da, lernen hinzu, benutzen alle Gelegenheiten zum Fortschritt! Wie viele bleiben auf dem Standpunkt ihrer Schülerweisheit stehen, ja, vergessen noch das wenige, was sie an religiöser Bildung aus der Schule ins Leben mitgenommen haben! Alles Wissen für das irdische Fortkommen, das Berufsleben wird gepflegt, aber an Einsicht für das innere Leben, für den ewigen Beruf ist man bankrott geworden. Nichts hinzugelernt — alles vergessen! heißt es da oft. Ja, wenn wir keine Gelegenheit gehabt hätten, zuzunehmen, uns zu vervollkommen! Wenn wir nicht das große Erbe des Lichtes vor uns ausgebreitet hätten! Wenn wir nicht mitten im Reiche des Sohnes der Liebe wohnten! So viele Predigten, Christenlehren, Beichtgelegenheiten . . . Gnadenstunden aller Art im Laufe des Kirchenjahres und doch kein Zunehmen, sondern ein Abnehmen an christlicher Erkenntnis bei vielen! Das Herz blutet den Priestern, wenn sie dieses Abnehmen, diese innere Öde und Leere statt des „Erfülltwerdens mit Weisheit" anschauen müssen. Wohlan, im neuen Kirchenjahre werde es besser!

2a) Noch mit einer zweiten Gewissensfrage leuchtet die Epistel in unsre Seele hinein: „Daß ihr Gottes würdig wandelt, in allem ihm wohlgefällig, an allen guten Werken fruchtbar seid“. Ach, da ist wohl niemand, der nicht an seine Brust schlagen und rufen müßte: O, wenn jetzt alle Tage des verflossenen Kirchenjahres vor mir erscheinen würden, wie mancher würde Anklage erheben, daß ich ihn nicht würdig verbracht habe! Gottes würdig, sagt der Apostel. Wie schlicht das kurze Wort klingt, und doch, wie tief ist es, eine Fülle von Anregungen enthaltend! Gottes würdig, d. h. würdig eines so hohen Herrn, dem du dienst. Ist einer Diener eines hohen Fürsten, so verlangt man von seinem Auftreten, seinem Wandel weit mehr, als wenn er bloß einem geringen Herrn diene. Sonst könnte es bei seinen Fehlern heißen: „Sie machen meinem Hause Schande.“ Würdig des Höchsten, des Königs aller Könige, zu dessen auserlesenen Dienerschar du als Christ gehörst, sollst du wandeln. — Würdig eines solchen Vaters. Der Polenkönig Boleslaus trug stets auf der Brust das Bildnis seines Vaters. So oft er etwas Wichtiges unternahm, betrachtete er das Bild und sprach: „Ferne sei es von mir, Vater, daß ich etwas tue, was deiner unwürdig wäre!“ Mein Christ, auch du trägst das Bild eines weit erhabeneren Vaters in deiner Brust. Solltest nicht auch du sprechen: Ferne sei es von mir, Vater, daß ich etwas deiner Unwürdiges tue! — Gotteswürdig, d. h. würdig des Gottsohnes, würdig eines solchen Hauptes, dessen Glied du bist, dessen Namen du trägst. Würden nicht so viele diesem Namen durch ihren Wandel Schande machen, sondern würden alle Christen Gottes würdig wandeln, so wäre die Welt eher bekehrt, das Panier des Christentums wäre aufgepflanzt bis an die

Enden der Erde. — „Heißt du Alexander, so wandle dieses Namens würdig oder ändere deinen Namen!“ — so sprach einst der berühmte König Alexander der Große zu einem Soldaten, der seinem Namen Unehre machte. „Heißt du ein Christ, so wandle dieses erhabenen Namens würdig und mache ihm keine Schande!“ so sollte es erst recht für alle Christen heißen. — Wie viele Tage waren also Gottes würdig? —

b) „In allem Gott wohlgefällig“ — wiederum ein bedeutsames Wort. O mein Christ, frage dich bei all deinem Tun nicht: „Wie gefalle ich den Menschen? Was sagen die Leute dazu?“ sondern: „Was sagt mein Herr und Gott dazu? Wie wird es ihm gefallen, der da kommen wird, zu richten alle meine Tage?“ Handle auch nicht deiner Selbstliebe zu Gefallen, sondern Gott! Denke dir, der Herr stände vor dir, und du durchlebstest nur einen deiner Tage so vor seinem heiligen Auge, daß jeder Gedanke, jede Regung deines Herzens von seinem Lichte gleichsam durchleuchtet würde, wie würdest du erschrecken! Wie vieles würde dem Herrn nicht gefallen! Wie würdest du dann auf dich achten! —

c) „An allen guten Werken fruchtbar“. Ja, so geziemt es sich bei einem guten Baume, der teilnimmt am Erbe der Heiligen im Lichte, der gepflanzt ist in das Reich des Sohnes seiner Liebe. Ein guter Baum bringt gute Früchte. Wie steht es mit den Früchten des Kirchenjahres? Ein gutes Erntejahr? Früchte der Andacht, Abtötung, Nächstenliebe? Bist du dabei gewesen, wenn es galt, für diesen oder jenen Zweck zu arbeiten? Hast du mitgemacht oder mit verschränkten Armen zugeesehen? Wenn der Herr heute die große Scheidung der fruchtbaren und unfruchtbaren Bäume vornähme?! Meine Andächtigen, weich ein Ansporn für das neue Kirchenjahr: Fortan alles Gottes würdig, in allem ihm wohlgefällig, an allen guten Werken fruchtbar! Ein schöneres Lebensmotto gibt es nicht.

III.

Sind wir nun nach dieser Gewissenserforschung nicht ohne Sorgen, so bietet uns die Epistel auch herrlichen Trost. Der Apostel betet, daß die Seinen „mit aller Kraft gestärkt werden gemäß der Macht seiner Herrlichkeit“. Ja, es gibt eine Macht, bei der kein Ding unmöglich ist, eine Stärkung, in der man alles vermag, eine Kraft, die in der Schwachheit vollkommen wird, eine Herrlichkeit der Gnade, die alle Hindernisse überwindet. Kraft, Stärkung, Macht, Herrlichkeit — vier Worte für die eine Majestät des allmächtigen Helfers. Welches Vertrauen müssen sie erwecken! Hat Gott nicht die ohnmächtigsten Werkzeuge wunderbar mit dieser Kraft erfüllt, die Apostel am Pfingsttage, einen Saulus selbst vor Damaskus, eine Magdalena, einen Augustinus, einen Ignatius von Loyola . . . und Millionen Heilige, die er mit Weisheit, Gottgefälligkeit, Fruchtbarkeit im Guten auszeichnete?

a) Um diese Kraft betet der Apostel für die Seinen. Beten müssen auch wir um sie. Dieses Gebet ist der wichtigste Teil unserer Jahresschlußandacht. Dieses Gebet ist überhaupt der erste und wichtigste Teil unsrer Religionspflichten. Das ist es, woran es uns so sehr fehlt: Gebetsgeist, Gebetsseifer. Ohne Gebetsseifer kein Nachfolger Christi, dessen Leben ganz erfüllt war vom Gebete. Gebet ist überall sein Erstes und Letztes. „Beim Eintritt in die Welt spricht er: . . . Siehe, ich komme, zu vollbringen, o Gott, deinen Willen.“ (Hebr. 10, 5 f.) Beim Austritt aus der Welt: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Das erste Wort aus seinem Munde ist ein Hinweis auf das Haus des Gebetes, die ersten dreißig Jahre seines Lebens sind ausgefüllt mit Gebet und Arbeit. Er betet zu Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit, er betet in der Wüste, er betet bei der Taufe, er betet vor allen wichtigen

Handlungen, vor der Wahl der Apostel (Mk. 1, 35; Lk. 6, 12; 22, 33), vor der Verheißung des Allerheiligsten, unter Gebet wirkte er seine Wunder (Mk. 6, 41; 8, 6); er betet früh am Morgen, spät am Abend, er durchwachte ganze Nächte in Gebete. „Er lebt allezeit, um für uns zu bitten.“ (Hebr. 7, 25.) Ohn Gebet kein Christ. Was für die Pflanze Sonnen-
schein und Regen, für den Fisch das Wasser, für das Haus das Fundament, für das Schiff der Anker, für den Leib das Atemholen — das ist für die Seele das Gebet. Soll das neue Kirchenjahr besser werden, so muß vor allem dein Gebet besser werden. Kennst du das goldene Büchlein des hl. Alphons: „Vom Gebet“? Darin steht ein Wort, das du über die Pforten des neuen Kirchenjahres schreiben mußt: „Wer betet, wird gewiß selig, wer nicht betet, geht gewiß verloren. Alle Seligen, mit Ausnahme der Kinder, sind durch das Gebet selig geworden; alle Verdammten sind verloren gegangen, weil sie nicht gebetet haben. Hätten sie gebetet, würden sie nicht verloren gegangen sein. Ihre größte Verzweiflung in der Hölle ist und wird ewig sein, daß sie mit der größten Leichtigkeit hätten selig werden können, wenn sie nur Gott um Gnade gebeten hätten, und daß nun keine Zeit mehr ist, darum zu bitten.“ Und am Schluß: „Ich sage es hier und sage es immer von neuem, daß die ganze Angelegenheit des Heiles vom Gebete abhängt; und daher sollten alle Verfasser gottseliger Bücher, alle Prediger in ihren Predigten, alle Reichwäter in der Verwaltung des hl. Bußsakramentes nichts mehr einschärfen als das Gebet, indem sie immerfort sagen: Betet! Betet! Lasset nicht ab vom Gebete! Denn wenn ihr betet, ist euer Heil sicher, betet ihr aber nicht, so ist euer Verderben gewiß“. Welche Worte von alles besiegender Überzeugungskraft!

b) Der Apostel hört nicht auf zu beten und zu bitten für die Seinigen. An anderer Stelle bittet er selbst um die Fürbitte der Seinen. Wieder an anderer Stelle ermahnt er feierlich zur Fürbitte für die Mitmenschen. Paulus selbst ist ja nach der Lehre der Väter eine Gnadenfrucht heiliger Fürbitte. „Ohne das Gebet des Stephanus hät' die Kirche keinen Paulus“ (Augustin). Augustinus selbst ist wieder eine Frucht der Fürbitte der hl. Monika. Wie oft hat der Herr Gnaden gewährt wegen der Fürbitte anderer, dem Hauptmann für den Knecht, dem kananäischen Weibe für seine Tochter, den Freunden des Gichtbrüchigen für den Glenden . . . ! Wenn der Apostel Jakobus sagt: „Viel vermag das beharrliche Gebet des Gerechten“ (5, 16), so meint er an dieser Stelle nicht das Gebet für sich selbst, sondern die Fürbitte für andere. Beten also auch wir für einander in den großen Anliegen der Christenheit zu Beginn des neuen Kirchenjahres, daß es ein gesegnetes werde!

c) Beten wir wie der Apostel um Geduld und Langmut in den zahlreichen Leiden und Trübsalen, die uns aus dem alten Kirchenjahr in das neue begleiten. „Geduld ist aller Schmerzen Arznei,“ sagte das Sprichwort. Du Armer, Kranker, du Verfolgter, Sorgenvoller, wie sehr ist dir Geduld nötig! An Geduld fehlt es so vielen. Ach, wie schnell reißt der dünne Faden der Geduld! Wahr spricht die hl. Schrift: „Besser ist ein Geduldiger als ein Tapferer, und wer sein eignes Herz beherrscht, besser als ein Städteeroberer.“ (Spr. 16, 32.) Ja, Geduld ist der beste Teil der Tapferkeit; mit ihr kann man sich Siege auf Erden und den ewigen Himmel erringen. Nie hätten die Märtyrer ihre herrliche Krone erlangt ohne die Geduld. Mit ein wenig Geduld würden viele ihre Seele retten. Geduldigkeit ist

des Teufels Herzeleid," sagt ein tiefwahres Wort. Ja, Ungeduld macht ihm die Arbeit leicht. Geduld verdirbt ihm die Rechnung.

Freilich muß es die christliche Geduld sein. „Geduld mit Freuden," sagt der Apostel. Nicht also die stumpfe Resignation, die da spricht: „Was will man tun? Man muß es eben tragen," sondern jene Geduld, die ihre Sorgen auf den Herrn wirft, in der Not auf ihn vertraut, das Leid ihm opfert, „Geduld ist ja die Kunst zu hoffen," sagt ein Edelwort, die Kunst zu hoffen, hier und dort.

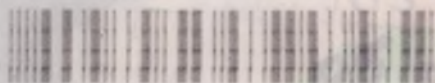
Wohlan, so wollen denn auch wir nicht aufhören zu beten und zu bitten, daß wir erfüllt werden mit aller Weisheit, daß wir Gottes würdig wandeln, in allem gottgefällig, an allen guten Werken fruchtbar, daß wir mit aller Kraft gestärkt werden, gemäß der Macht seiner Herrlichkeit zu aller Geduld und Langmut mit Freuden, damit wir einst auch teilnehmen am ewigen Erbe der Heiligen im Lichte und auf ewig versetzt werden in das Reich des Sohnes seiner Liebe! Amen.

BIBLIOTHECA
RESIDENTIAE CRACOVIENSIS
P. P. SOCIETATIS JESU
AD S. BARBARAE



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

9264/II S



001-009265-02-0